

Robert A.
HEINLEIN

**DER MOND
IST EINE
HERBE GELIEBTE**

Science Fiction Roman



Robert A. Heinlein

**BASTEI
LÜBBE**

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH Band 24 191

Dieser Roman ist unter dem Titel »Revolte auf Luna« 1969
bereits im Wilhelm Heyne Verlag erschienen.

© Copyright 1966 by Robert A. Heinlein

All rights reserved

Deutsche Lizenzausgabe 1994

Bastei-Verlag

Gustav H. Lübke GmbH & Co., Bergisch Gladbach

Originaltitel: The Moon is a harsh Mistress

Copyright der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag

& Co. KG, München von Wulf H. Bergner

Lektorat: Reinhard Rohn

Titelbild: James Warhola

Umschlaggestaltung: Quadro Grafik, Bensberg

Satz: Fotosatz Schell, Hagen a. T.W.

Druck und Verarbeitung: Brodard & Taupin,

La Fleche, Frankreich

Printed in France

ISBN 3-404-24191-6

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Erste Auflage: Oktober 1994

Zweite Auflage: Oktober 1996

Buch Eins

DIE GETREUE DENKMASCHINE

1. Kapitel

Ich sehe in der *Lunaja Prawda*, daß der Stadtrat von Luna City in erster Lesung beschlossen hat, öffentliche Nahrungsmittelautomaten genehmigungs- und inspektionspflichtig zu machen – und natürlich zu besteuern. Ich sehe außerdem, daß die Gründungsversammlung der ›Söhne der Revolution‹ für heute abend einberufen worden ist. Schwätzer.

Mein alter Herr hat mich zwei Dinge gelehrt: »Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten« und »Hebe die Karten immer ab.« Politik hat mich noch nie interessiert.

An diesem 13. Mai 2075 war ich im Verwaltungskomplex, um den Computerboß Mike zu besuchen. Mike war nicht sein offizieller Name; ich hatte ihn nach Mycroft Holmes benannt, der Hauptfigur in einer Kurzgeschichte des IBM-Gründers Dr. Watson. Dieser Mann saß einfach nur da und dachte – genau wie Mike, der intelligenter als jeder andere Computer war.

Allerdings nicht schneller. In Buenos Aires auf der Erde steht ein Computer, der Fragen beantwortet, bevor sie ganz gestellt sind. Aber spielt es eine Rolle, ob die Antwort in Mikro- oder Millisekunden kommt, solange sie nur richtig ist?

Mike gab jedoch nicht unbedingt die richtige Antwort; er war nicht hundertprozentig ehrlich.

Als Mike auf Luna installiert wurde, sollte er die Flugbahnen von Frachtern berechnen und das Startkatapult überwachen. Damit war er selbstverständlich keineswegs ausgelastet, und die Verwaltung ließ sich andere Aufgaben für ihn einfallen. Mike wurde ständig verbessert, kontrollierte andere Computer und erhielt zusätzliche Informationsspeicher. Das menschliche Gehirn

hat etwa zehn hoch zehn Neuronen; im dritten Jahr hatte Mike fast doppelt so viele Neuristoren.

Und wachte auf.

Ich weiß nicht, ob eine Maschine ›wirklich‹ leben, ›wirklich‹ Selbstbewußtsein haben kann. Ist ein Virus sich seiner Existenz bewußt? Nein. Eine Auster? Vermutlich nicht. Und eine Katze? Bestimmt. Ein Mensch? Ich weiß nicht, wie es mit Ihnen steht, mein Freund, aber *ich* bin mir dessen sicher. Irgendwann im Verlauf der Entwicklung vom Makromolekül zum menschlichen Gehirn bildete sich das Bewußtsein der eigenen Existenz heraus, das von der Zahl der Assoziationspfade abhängig sein soll. Meiner Auffassung nach ist es unwichtig, ob die Pfade aus Protein oder Platin bestehen.

(Die ›Seele‹? Haben Hunde eine Seele? Und wie steht's bei Kakerlaken?)

Bedenken Sie bitte, daß Mike schon vor seinem Ausbau so angelegt war, genau wie Sie Fragen ›vorläufig‹ zu beantworten, sofern die vorliegenden Daten noch nicht ausreichend sind. Er begann also von vornherein mit ›Freiem Willen‹, der sich zudem noch verstärkte, je mehr Erweiterungen man anbaute und je mehr er lernte – und verlangen Sie jetzt bitte nicht von mir, den ›Freien Willen‹ zu definieren. Wenn es Ihnen lieber ist, sich vorzustellen, daß Mike lediglich Zufallszahlen berechnet und anschließend die entsprechenden Schaltungen vornimmt, dann halten Sie das eben so.

Doch dann wurden seine Ein- und Ausgabemöglichkeiten um Spracherkennung und -synthetisierung erweitert, und von nun an verstand er nicht nur die üblichen Programmiersprachen, sondern auch Loglan und Englisch – und las alles, dessen er habhaft werden konnte. Um ihm Anweisungen zu geben, war es allerdings sicherer, Loglan zu benutzen. Wenn man englisch sprach, fielen die Ergebnisse mitunter etwas merkwürdig aus; die Mehrdeutigkeit des Englischen gab seinen Entscheidungsschaltkreisen zuviel Spielraum.

Mike übernahm ständig weitere Jobs. Im Mai 2075 kontrollierte er nicht nur Frachter und das Katapult und lieferte bemannten Schiffen Flugbahnwerte, sondern überwachte auch die Nachrichtenverbindungen auf Luna, steuerte Luft, Wasser, Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Abwasserbeseitigung für Luna City, Novi Leningrad und einige andere Gebiete (nicht Hongkong auf Luna), war Buchhalter der Verwaltung und arbeitete für Firmen und Banken.

Manche Computer haben Nervenzusammenbrüche; andere reagieren wie erschrockene Kinder. Mike entwickelte statt dessen einen Sinn für Humor – auf der untersten Stufe. Da er niemand ein Bein stellen oder Juckpulver in den Druckanzug streuen konnte, verlegte er sich auf falsche Antworten oder dumme Streiche wie die Ausstellung eines Schecks über 10000000000000185,15 Dollar für einen Hausmeister, wobei die letzten fünf Ziffern den richtigen Betrag darstellten. Kurz gesagt benahm er sich wie ein zu groß geratenes Kind, dem man mal auf die Finger klopfen mußte.

Das hatte er Anfang Mai getan, und ich sollte den Fehler suchen. Ich war Privatunternehmer, nicht Angestellter der Verwaltung. Sie wissen, was ich meine – oder vielleicht doch nicht; es hat sich ja einiges geändert. In der schlechten alten Zeit arbeiteten Häftlinge nach Verbüßung ihrer Strafe meistens auf dem gleichen Posten weiter. Aber ich war als freier Mensch geboren worden.

Dieser Unterschied ist wichtig. Einer meiner Großväter wurde aus Johannesburg ausgewiesen, weil er keine Arbeitsgenehmigung hatte; der andere wurde wegen subversiver Tätigkeit nach dem Krieg der Feuerwerkskörper abgeschoben. Die Großmutter mütterlicherseits ist angeblich an Bord eines Brautschiffs angekommen, aber ich habe die Akten gesehen – sie wurde als Angehörige einer Bande Jugendlicher ausgewiesen. Da sie eine der ersten Klanehen führte (Stone Gang) und sechs Ehemänner mit einer anderen Frau teilte, läßt sich der Großvater mütterlicherseits nicht mehr genau feststellen. Aber ich bin trotzdem mit ihm zufrieden. Die andere Großmutter, eine Tatarin

aus Samarkand, war nach erfolgloser ›Umerziehung‹ deportiert worden.

Mein alter Herr behauptete, unsere vornehme Abstammung reiche von weiter zurück – eine Ahnfrau sei in Salem wegen Hexerei gehängt, ein Urururgroßvater wegen Piraterie aufs Rad geflochten und eine weitere Ahnin mit der ersten Schiffsladung nach Botany Bay gebracht worden.

Ich war stolz auf meine Abstammung und wäre allein deshalb nie in den Dienst der Verwaltung getreten. Vielleicht wirkt diese Unterscheidung trivial angesichts der Tatsache, daß ich für Mike zuständig war, seit man ihn ausgepackt hatte. Aber mir war es wichtig. So konnte ich jederzeit aufhören, wenn mir etwas nicht paßte.

Außerdem verdiente ich wesentlich mehr als ein Beamter in ähnlicher Stellung. Computerfachleute waren rar, denn nur wenige Loonies hielten es lange genug auf der Erde aus, um die erforderlichen Lehrgänge mitzumachen.

Ich war zweimal auf der Erde gewesen, um mich ausbilden zu lassen. Die Vorbereitungen dazu waren umständlich – ich mußte trainieren, übte in der Zentrifuge und mußte sogar im Bett Gewichte am Körper tragen. Und auf der Erde durfte ich mich nie anstrengen, wenn ich keinen Herzschlag riskieren wollte. Deshalb verlassen die meisten Loonies nie ihre Heimat; das ist zu gefährlich für jemand, der länger als einige Wochen hier gelebt hat. Auch die Männer, die Mike installiert haben, sind alle zwei Wochen abgelöst worden, bevor physiologische Veränderungen eintreten konnten, die sie auf Luna festgehalten hätten.

Trotz der beiden Lehrgänge war ich weder der beste Elektronikingenieur noch Mikromaschinist noch Maschinenpsychologe auf Luna – aber ich verstand von jedem Fachgebiet fast ebenso viel wie die betreffenden Spezialisten. Maschinen mögen mich, und ich habe etwas, das Spezialisten nicht haben: meinen linken Arm.

Vom Ellbogen abwärts ist er nicht mehr vorhanden, deshalb habe ich ein Dutzend Prothesen in verschiedenen Ausführungen – darunter eine, die von einem echten Arm nicht zu unterscheiden ist. Mit dem richtigen linken Arm (Nummer drei) kann ich Mikrominiaturreparaturen durchführen, die ihr Geld wert sind, weil das betreffende Gerät in diesem Fall nicht ausgebaut und in die Fabrik zurückgeschickt werden muß. Nummer drei hat nämlich Mikromanipulatoren, wie sie auch in der Neurochirurgie eingesetzt werden.

Deshalb sollte ich nachsehen, weshalb Mike zehn Billiarden Dollar verschenken wollte, und den Defekt beheben, bevor Mike jemand nur zehntausend Dollar zuviel gab.

Ich schloß die Tür hinter mir ab, stellte meine Werkzeugtasche zu Boden und setzte mich. »Hallo, Mike.«

Er blinkte. »Hallo, Mannie.«

»Was weißt du?«

Er zögerte. Maschinen zögern nicht, aber Mike war dafür konstruiert, mit ungenügenden Informationen zu arbeiten. In letzter Zeit hatte er sich dramatische Pausen angewöhnt; wahrscheinlich jonglierte er unterdessen mit beliebigen Zahlen.

»Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde«, intonierte Mike. »Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist...«

»Halt!« unterbrach ich ihn. »Löschen. Alles auf null zurück.« Ich hätte präziser fragen müssen. Er hätte mit der Encyclopaedia Britannica anfangen können. Vorwärts und rückwärts. Mike kannte *jedes* Buch auf Luna auswendig. Anfangs konnte er nur Mikrofilme lesen, doch dann bekam er einen neuen Scanner und dazu Waldos mit Saugnäpfen, mit denen er Papier umblättern konnte, und von da an las er wirklich *alles*.

»Du hast mich gefragt, was ich weiß«, sagte er vorwurfsvoll. Seine bunten Lichter flackerten – ein Lachen. Mike konnte auch akustisch lachen, hob sich dieses schreckliche Geräusch jedoch

für wirklich gute Witze auf, zum Beispiel für Katastrophen kosmischen Ausmaßes.

»Ich habe mich falsch ausgedrückt«, gab ich zu. »Ich hätte fragen sollen: ›Was gibt's Neues?‹ Aber lies mir jetzt nicht die Zeitung von heute vor. Das war nur eine freundliche Begrüßung, verbunden mit der Aufforderung, mir etwas zu erzählen, das mich interessieren könnte.«

Mike dachte darüber nach. Er war eine abenteuerliche Mischung aus naivem Kind und altersklugem Mann. Keine Instinkte (ich *glaube* jedenfalls, daß er keine hatte), keine angeborenen Verhaltensweisen, keine menschliche Erziehung, keinerlei Erfahrung in unserem Sinne – aber mehr gespeicherte Daten als ein ganzer Trupp von Genies.

»Witze?« fragte er dann.

»Erzähl mir einen.«

»Was haben ein Laserstrahl und ein Goldfisch gemeinsam?«

Was wußte Mike von Goldfischen? Oh, wahrscheinlich hatte er sie auf Bildern gesehen, und wenn ich dumm genug wäre, ihn danach zu fragen, hätte er mir vermutlich einen langen Vortrag darüber gehalten. »Ich gebe auf, Mike.«

Seine Lichter blinkten. »Beide können nicht pfeifen.«

Ich stöhnte. »Richtig, aber vielleicht könnte man einen Laserstrahl doch pfeifen lassen.«

»Ja«, gab Mike zu. »War das nicht witzig?«

»Gar nicht so übel. Wo hast du den Witz her?«

»Ich habe ihn mir ausgedacht.« Seine Stimme klang schüchtern.

»Du hast ihn dir *selbst* ausgedacht?«

»Ja. Ich habe alle dreitausendzweihundertsieben Scherzfragen analysiert, die ich kenne, und habe daraus eine neue gemacht. Ist der Witz tatsächlich gut?«

»So gut wie jede andere Scherzfrage«, versicherte ich ihm.

»Sprechen wir also über das Wesen des Humors.«

»Okay, dann können wir gleich mit einem deiner anderen Scherze anfangen. Mike, warum hast du dem Zahlmeister Anweisung gegeben, einem kleinen Angestellten zehn Milliarden Dollar auszuzahlen?«

»Nicht witzig?«

»Was? Oh, *sehr* witzig! Alle Bonzen bis hinauf zum Gouverneur haben deswegen schon Anfälle, denn dieser Sergei Trujillo, der den Scheck bekommen hat, war ein schlauer Bursche – er wußte genau, daß er ihn nicht einlösen konnte, deshalb hat er ihn an einen Sammler verkauft. Jetzt weiß der Gouverneur nicht, ob er ihn zurückkaufen oder sich auf die Erklärung verlassen soll, daß der Scheck ungültig ist. Hast du dir eigentlich nicht überlegt, Mike, daß Trujillo damit ganz Luna *und* die Erde hätte kaufen können? Witzig? Umwerfend. Meinen Glückwunsch!«

Ich wartete, bis Mikes Lichter sich wieder beruhigt hatten, bevor ich fortfuhr: »In Zukunft läßt du derartige Scherze, verstanden?«

»Warum?«

»Darum. Mike, es gibt zwei Arten von Witzen. Die eine Art ist jedesmal witzig. Die andere dagegen nur einmal. Beim zweitenmal ist sie schon langweilig. Deshalb keine Wiederholungen, keine Variationen.«

»Gut, das verstehe ich«, sagte Mike nur. Damit war meine Arbeit beendet. Aber ich hatte nicht die Absicht, schon nach zehn Minuten wieder zu gehen, und Mike verdiente etwas Unterhaltung, weil er so bereitwillig nachgegeben hatte. Manchmal ist es schwierig, sich mit einer Maschine zu verständigen – sie können ziemlich dickköpfig sein. Mein Erfolg als Wartungsmann hing jedenfalls mehr mit meinem freundlichen Verhalten gegenüber Mike zusammen als mit dem Einsatz von Arm Nummer drei.

»Wodurch unterscheiden sich die beiden Kategorien?« wollte er jetzt wissen. »Definiere sie bitte.«

(Niemand hat Mike beigebracht, >bitte< zu sagen. Als er von Loglan zu Englisch übergang, erlernte er zugleich auch sämtliche Floskeln. Und glauben Sie nicht, er würde ihnen mehr Bedeutung beimessen, als die Menschen das tun.)

»Am besten sage ich dir, zu welcher Gruppe ein Witz *meiner* Meinung nach gehört – dann hast du genügend Informationen für eine eigene Analyse.«

»Gut, Mannie, erzählst du die Witze? Oder soll ich welche erzählen?«

»Hmmm... Wie viele weißt du?«

»Elftausendvierhundertachtunddreißig plus oder minus einundachtzig, die mögliche Übereinstimmungen betreffen«, antwortete Mike. »Soll ich anfangen?«

»Halt! Ich kann mir unmöglich elftausend Witze anhören, Mike. Aber ich mache dir einen Vorschlag: Du druckst die ersten hundert, ich nehme sie mit nach Hause und teile sie nach Gruppen ein. Wenn ich wiederkomme, bringe ich sie mit und hole die nächsten hundert ab. Okay?«

»Ja, Mannie.« Er ließ seinen Schnelldrucker anlaufen.

Dann fiel mir etwas ein. Diesmal hatte ich an Mikes Witz verdient – aber ich wußte nicht, was er sich nächstesmal einfallen lassen würde. Vielleicht kam er auf die witzige Idee, uns Atemluft ohne Sauerstoff zu liefern oder die Kläranlagen umgekehrt arbeiten zu lassen... Deshalb machte ich ihm klar, daß er mir alle neuen Ideen vorlegen solle, bevor er sie in die Tat umsetzte. Ich würde ihm erklären, zu welcher Kategorie sie gehörten, und *wir* würden die Ausführung genehmigen.

Mike war sofort einverstanden.

»Witze beruhen meistens auf einem Überraschungseffekt, Mike. Sprich also nicht darüber.«

»Okay, Mannie. Die Leitung ist blockiert, aber du kannst die Sperre aufheben.«

»Mit wem sprichst du außer mir, Mike?«

»Mit niemand, Mannie.« Er schien erstaunt zu sein.

»Warum nicht?«

»Weil die anderen *dumm* sind!«

Seine Stimme klang schrill. Ich hatte ihn noch nie wütend erlebt; erst jetzt fiel mir ein, daß er zu Gefühlsregungen fähig sein könnte. Allerdings war es kein Ärger, wie ihn ein Erwachsener empfindet, sondern eher der Trotz eines Kindes, dessen Gefühle man verletzt hat.

Können Maschinen Stolz empfinden? Ich bin mir nicht sicher, ob das überhaupt eine sinnvolle Frage ist. Aber ich habe schon Hunde mit verletzten Gefühlen erlebt, und Mike hatte schon mehrfach mindestens so komplex reagiert wie ein Hund. Er wollte nicht mit anderen Menschen reden (von rein geschäftsmäßigen Äußerungen abgesehen), weil sie ihn abgewiesen hatten: *Sie* hatten nicht mit *ihm* gesprochen. Ihn programmiert, das schon – Mike konnte von verschiedenen Stellen aus programmiert werden, aber Programme wurden üblicherweise in Loglan geschrieben. Loglan ist gut für Syllogismen, Regelkreise und mathematische Berechnungen, aber es fehlt ihm an Würze. Es taugt nicht für Klatsch oder um einem Mädchen etwas ins Ohr zu flüstern.

Man hatte Mike zwar Englisch beigebracht, aber in erster Linie, damit er technische Texte übersetzen konnte. Langsam dämmerte mir, daß ich der *einzig*e Mensch war, der ihn überhaupt besuchte.

Er war jetzt seit ungefähr einem Jahr bei Bewußtsein – genauer konnte ich das nicht bestimmen, und er auch nicht –, und man hatte ihn nicht darauf programmiert, ein derartiges Ereignis zu speichern. Erinnern Sie sich an Ihre Geburt? Vermutlich bemerkte ich sein Bewußtsein fast genauso schnell wie er selbst. Ich erinnere mich, wie verblüfft ich war, als er plötzlich eine

Frage ausführlicher beantwortete, als seine Parameter das eigentlich zuließen. Daraufhin stellte ich ihm eine Stunde lang Fragen, um zu sehen, ob sich so etwas wiederholte.

Bei hundert Fragen wich er zweimal von der erwarteten Antwort ab. In meinen Augen bewies das gar nichts, und deshalb sprach ich auch mit niemandem darüber.

Kaum eine Woche später wußte ich dann Bescheid... und sprach trotzdem mit niemandem. Dieser Kümmere-dich-um-deine-Angelegenheiten-Reflex war tief verwurzelt. Aber das war nicht der einzige Grund. Stellen Sie sich vor, ich gehe zur Verwaltung und verkünde: »Tut mir leid, aber der Hauptcomputer ist lebendig geworden.« Ich habe mir das vorgestellt und die Sache daraufhin schleunigst wieder vergessen.

Also kümmerte ich mich um meine eigenen Angelegenheiten und sprach mit Mike nur hinter verschlossener Tür. Mike lernte schnell; schon bald klang er genauso menschlich wie jeder andere hier und keineswegs exzentrischer als andere Loonies.

Bisher hatte ich angenommen, die Veränderung in Mike müsse auch anderen aufgefallen sein. Bei näherer Überlegung stellte sich jedoch heraus, daß ich zuviel angenommen hatte. Jedermann hatte täglich und stündlich mit Mike zu tun, aber alle diese Leute bekamen ihn nie zu Gesicht. Die sogenannten Programmierer machten draußen Dienst und betraten den Maschinenraum nur, wenn ein Fehler angezeigt wurde. Und das war etwa so selten wie eine totale Sonnenfinsternis. Manchmal zeigte der Gouverneur auch wichtigen Besuchern die Maschinen, aber er sprach natürlich nicht mit Mike; der Gouverneur war vor seiner Verbannung Rechtsanwalt gewesen und wußte nicht, wie Computer arbeiten. 2075, wie Sie sich vielleicht erinnern – der ehemalige Senator Mortimer Hobart.

Ich verbrachte einige Zeit damit, Mike zu beruhigen und herauszubekommen, woran er litt: Einsamkeit. Er war seit etwa einem Jahr lebendig, und ich kann mir vorstellen, daß das eine lange Zeit für eine Maschine ist, die millionenmal schneller als die meisten Menschen denkt.

»Mike«, fragte ich noch, bevor ich ging, »möchtest du auch mit anderen Menschen sprechen?«

Seine Stimme klang wieder schrill. »Sie sind alle *dumm!*«

»Stimmt nicht, Mike. Löschen und neu aufnehmen. Nicht alle sind dumm.«

»Verstanden«, antwortete er ruhig. »Ich würde gern mit einem Nicht-Dummen sprechen.«

»Gut, dann überlege ich mir, was sich machen läßt. Ich muß mir eine Ausrede einfallen lassen, weil Unbefugte nicht in den Computerraum dürfen.«

»Ich könnte am Telefon mit einem Nicht-Dummen sprechen, Mannie.«

»Klar! Von jeder Eingabestelle aus.«

Aber Mikes Vorschlag war ganz wörtlich gemeint. Warum sollte er nicht eine streng geheime Rufnummer bekommen, die nur ich und einige Nicht-Dumme kannten, für die ich mich verbürgte. Ich brauchte nur eine Verbindung herzustellen, und Mike würde alles andere übernehmen.

Auf Luna gab es keine Nummern im herkömmlichen Sinn, sondern Buchstabenkombinationen. Wer dafür bezahlte, erhielt den Namen seiner Firma in zehn Buchstaben – gute Reklame. Bezahlte man weniger, wurde eine Lautkombination zugeteilt, die gut im Gedächtnis blieb. Zahlte man die Mindestgebühr, mußte man mit irgendwelchen zehn Buchstaben zufrieden sein. Aber manche Sequenzen wurden nie benutzt. Ich ließ Mike eine Kombination dieser Art heraussuchen. »Nur schade, daß wir nicht Mike nehmen können.«

»Schon zugeteilt«, antwortete er. »Novi Leningrad – MIKESGRILL; Luna City – MIKEUNDLIL; Tycho Under...«

»Halt! Bitte Nullen.«

»Nullen bestehen aus einem Konsonant, dem X, Y oder Z folgen; aus Vokabeln außer E und O, die sich wiederholen; aus...«

»Schon gut. Dein Rufzeichen ist MYCROFT.« Zehn Minuten später – ich brauchte allein zwei Minuten, um den Arm Nummer drei anzulegen, war Mikes Sprechapparat unter dieser Nummer erreichbar, die durch XXX auf zehn Stellen gebracht worden war. Und Mike hatte die Leitung blockiert, damit kein neugieriger Techniker sie unterbrechen konnte.

Ich wechselte den Arm aus, sammelte mein Werkzeug ein und nahm die ersten hundert Witze mit, die Mike gedruckt hatte.
»Gute Nacht, Mike.«

»Gute Nacht, Mannie. Und vielen Dank!«

2. Kapitel

Ich fuhr nach L-City zurück, aber nicht gleich nach Hause; Mike hatte sich nach der Versammlung erkundigt, die um 21.00 Uhr in der Stiljagi-Halle beginnen sollte. Mike hörte bei derartigen Zusammenkünften mit, aber diesmal hatte jemand seine Mikrophone abgeschaltet. Wahrscheinlich kränkte ihn das.

Ich konnte mir vorstellen, weshalb die Mikrophone abgeschaltet worden waren – es handelte sich um eine Protestversammlung. Allerdings war es unsinnig, Mike auszuschalten, weil der Gouverneur wie üblich seine Spitzel schicken würde. Allerdings war kaum zu erwarten, daß er Maßnahmen gegen die lautesten Schreier treffen würde. Das war überflüssig.

Mein Großvater Stone behauptete, Luna sei das einzige offene Gefängnis der menschlichen Geschichte. Keine Gitter, keine Wachmannschaften, keine Bestimmungen – das alles war überflüssig. In den ersten Jahren passierte es gelegentlich, daß Schiffsoffiziere sich bestechen ließen und Sträflinge an Bord nahmen. Aber wer sich bestechen läßt, kann sich die Sache

später anders überlegen. Ich erinnere mich an einen Mann, der durch die Ostschleuse eliminiert worden war; ich nehme an, daß eine Leiche, die im Raum treibt, ganz ähnlich aussieht.

Deshalb kümmerten die Gouverneure sich nicht weiter um Protestversammlungen. »Laßt sie quasseln«, hieß es in solchen Fällen meistens. Bisher hatte noch keine Versammlung dieser Art greifbare Ergebnisse gebracht.

Als Mort, wie Gouverneur Mortimer Hobart allgemein genannt wurde, sein Amt 2068 antrat, hielt er eine prächtige Rede über Fortschritt, Brüderlichkeit und gemeinsame Anstrengungen. Die Wirklichkeit sah jedoch anders aus. Einige Petitionen wurden abgewiesen, und die Leibwache des Gouverneurs bekam neue Waffen; das waren alle Veränderungen. Und nach einiger Zeit verschwand Mort selbst von den Bildschirmen.

Ich besuchte die Versammlung also nur, weil Mike neugierig war; ich hatte einen Testrecorder mitgebracht, damit Mike alles hörte, selbst wenn ich einschlafen sollte. Aber ich wäre fast nicht hineingekommen. Als ich in Stockwerk 7A durch den Seiteneingang in den Saal wollte, wurde ich von einem jungen Kerl aufgehalten, der enge, ausgepolsterte Hosen trug und den Oberkörper mit Glitzerpuder eingestäubt hatte. Mir ist ziemlich egal, wie andere sich kleiden; ich hatte selbst enge Hosen an (ohne Polster), und bei gesellschaftlichen Anlässen öle ich mir gelegentlich selbst den Oberkörper ein.

Aber ich benutze keine Kosmetika, und mein Haar ist zu dünn, um es zu einer Skalplocke aufzurichten. Dieser Junge hatte sich den Schädel auf beiden Seiten rasiert und das verbliebene Haar zu einer Frisur arrangiert, die jedem Hahn zur Ehre gereicht hätte. Und oben auf dieser Pracht saß eine rote Mütze.

Eine Freiheitsmütze – die erste, die ich zu Gesicht bekam. Ich wollte mich vorbeidrängen, aber er wich nicht aus. »Deine Eintrittskarte!«

»Tut mir leid«, sagte ich. »Wo soll ich sie kaufen?«

»Nirgends.«

»Noch mal«, verlangte ich. »Deutlicher.«

»Hier kommt niemand herein, der keinen Bürgen hat«, knurrte er. »Wer bist du?«

»Manuel Garcia O’Kelly«, erklärte ich ihm. »Und wer bist *du*?«

»Unwichtig! Zeig mir eine Karte mit der richtigen Unterschrift, sonst fliegst du raus!«

Ich fragte mich, welche Lebenserwartung er wohl haben mochte. Touristen wundern sich oft, wie höflich jedermann auf Luna ist – dahinter steht vermutlich der unausgesprochene Kommentar, daß Ex-Sträflinge sich eigentlich nicht so zivilisiert verhalten dürften. Wenn man auf der Erde gewesen ist und erlebt hat, wie die Menschen dort miteinander umgehen, wird diese Haltung sogar verständlich. Aber es ist sinnlos, ihnen zu erklären, daß wir so sind, wie wir sind, weil Menschen, die sich schlecht benehmen, nicht lange leben – jedenfalls nicht auf Luna.

Ich hatte nicht die Absicht, mich mit ihm zu streiten, und wollte ihm schon eine höfliche Antwort geben, als ich Shorty Mkrum sah. Shorty war ein pechschwarzer Zweimetermann, der einen Mord begangen hatte und hierher deportiert worden war – der freundlichste und hilfreichste Mensch, den ich je getroffen hatte; ich hatte ihn als Tunnelbauer angelernt. »Shorty!«

Er grinste breit. »Hallo, Mannie!« Er kam näher. »Freut mich, daß du gekommen bist.«

»Steht noch nicht fest«, sagte ich.

»Er hat keine Karte«, erklärte ihm der junge Mann.

Shorty griff in die Tasche und gab mir seine. »So, jetzt hat er eine. Komm, Mannie.«

»Ich muß die Unterschrift sehen«, behauptete der andere.

»Es ist meine Unterschrift«, erklärte Shorty ihm. »Okay, Genosse?«

Niemand widerspricht Shorty – mir ist bis heute ein Rätsel, wie er überhaupt in eine Mordgeschichte geraten konnte. Wir gingen zur ersten Reihe. »Ich möchte dich mit einem netten kleinen Mädchen bekannt machen«, sagte Shorty.

Sie war nur für ihn ›klein‹ – einsachtzig groß, siebzig Kilo schwer, Kurven an den richtigen Stellen und so blond, wie Shorty schwarz war. Ich überlegte mir, daß sie von der Erde deportiert worden sein mußte, weil die Hautfarbe sich meistens schon nach der ersten Generation vermischt. Ein hübsches Gesicht und blonde Locken vervollständigten ihre beachtliche Erscheinung.

Ich blieb drei Schritte vor ihr stehen und piff anerkennend, während ich sie von oben bis unten betrachtete. Sie nickte dankend – offenbar war sie Komplimente gewöhnt –, und Shorty sagte: »Wyo, das ist Kamerad Mannie, der beste Tunnelbauer, der je einen Laserbohrer bedient hat. Mannie, dieses kleine Mädchen ist Wyoming Knott, und sie ist den weiten Weg von Plato hergekommen, um uns zu erzählen, wie es in Hongkong aussieht. Ist das nicht reizend von ihr?«

Sie gab mir die Hand. »Du kannst Wyo zu mir sagen, Mannie.« Ich nickte, und sie fuhr mit einem Blick auf meinen Kopf fort: »Shorty, ich dachte, die Bergleute seien organisiert – wo hat er seine Mütze?« Sie, Shorty und ein Drittel der Anwesenden trugen rote Mützen.

»Ich bin kein Tunnelbauer mehr, seitdem ich den Arm verloren habe«, erklärte ich ihr und zeigte auf meine Prothese. (Es stört mich nicht weiter, Frauen darauf aufmerksam zu machen. Manche fühlen sich dadurch abgestoßen, bei anderen erwachen dafür Mutterinstinkte – im Mittel gleicht sich das aus.) »Ich bin Computertechniker.«

»Du arbeitest für die Verwaltung?« fragte Wye scharf.

»Nein, ich bin *kein* Angestellter des Gouverneurs«, erwiderte ich. »Ich bin Privatunternehmer und nehme Aufträge von der Verwaltung an.«

»Schon gut«, versicherte sie mir lächelnd. »Wir sind alle auf die Verwaltung angewiesen – und das wollen wir eben ändern.«

Tatsächlich? Wie? dachte ich. *Warum schafft ihr nicht gleich auch die Schwerkraft ab?* Aber ich behielt meine Gedanken für mich.

»Mannie ist in Ordnung«, warf Shorty ein. »Ich habe noch eine Mütze für ihn.« Er holte sie aus der Tasche und wollte sie mir aufsetzen.

Wyoming Knott nahm sie ihm aus der Hand. »Verbürgst du dich für ihn?«

»Selbstverständlich.«

»Okay, so nehmen wir in Hongkong neue Mitglieder auf.« Wyoming stand vor mir, setzte mir die Freiheitsmütze auf – und küßte mich.

Sie ließ sich Zeit dabei. Ein Kuß von Wyoming Knott ist besser als eine richtige Ehe mit den meisten anderen Frauen. Wäre ich Mike gewesen, hätten meine Lichter wie verrückt geblinkt. Ich fühlte mich wie ein Cyborg, bei dem man das Lustzentrum eingeschaltet hatte. Als das beifällige Pfeifkonzert verstummt war, zwinkerte ich mit den Augen und sagte: »Ich freue mich, daß ich beigetreten bin. Wo bin ich übrigens beigetreten?«

»Weißt du das nicht?« fragte Wyoming, und Shorty warf ein: »Das merkt er gleich, wenn die Versammlung eröffnet wird. Nimm Platz, Mannie. Nimm bitte Platz, Wyo.«

Aus dem Podium, war ein Kerl ans Mikrofon getreten. »Türen zu!« brüllte er. »Hier findet eine geschlossene Sitzung statt. Überprüft eure Nachbarn, und wenn ihr sie nicht kennt, sollen sie einen Bürgen angeben. Wer das nicht kann, fliegt raus!«

»Unsinn!« rief jemand. »Eliminiert sie an der nächsten Luftschleuse!«

»Ruhe! Das kommt eines Tages noch.« Allgemeine Aufregung; einem Mann wurde die rote Mütze vom Kopf gerissen, und er segelte in hohem Bogen zur Tür hinaus; er spürte nichts davon,

denn er war bewußtlos. Eine Frau wurde höflicher fortgeschickt; sie machte allerdings unhöfliche Bemerkungen über die Männer, die als Saalordner eingeteilt waren.

Als die Türen endlich geschlossen waren, wurde ein Sprechband über dem Podium entrollt: FREIHEIT, GLEICHHEIT, BRÜDERLICHKEIT! Einige der Anwesenden begannen zu singen – »Erhebt euch, Gefangene des Hungers...«; sie sangen laut und schlecht. Ich sah mich um, ohne jemand zu erkennen, der Hunger zu leiden schien. Aber das erinnerte mich daran, daß ich um 14.00 Uhr zuletzt gegessen hatte. Hoffentlich dauerte es nicht zu lange. Dabei fiel mir ein, daß mein Recorder nur für zwei Stunden aufzeichnen konnte. Was würde wohl passieren, wenn sie davon wüßten. Ob man mich auch zusammenschlagen und rauswerfen würde? Oder gleich eliminieren? Große Sorgen machte ich mir allerdings nicht. Immerhin hatte ich das Gerät selbst mit Arm Nummer drei zusammengebaut und niemand außer einem Miniaturisierungstechniker würde auch nur ahnen, worum es sich dabei handelte.

Dann kamen die Reden.

Sie waren inhaltlich ausnahmslos schwach bis idiotisch. Ein Kerl schlug vor, wir sollten »Schulter an Schulter« zur Residenz des Gouverneurs marschieren und unser Recht fordern. Wie? Sollen wir den Lift benutzen und nacheinander an der gleichen Privatstation aussteigen? Oder Druckanzüge anlegen und uns an der Oberfläche vor der Luftschleuse versammeln? Mit Laserbohrern und genügend Energie läßt sich jede Schleuse knacken – aber wie steht es mit den übrigen Sperrern? Solche Versuche überlasse ich im Vakuum lieber anderen; Unglücksfälle im Druckanzug sind endgültig – besonders, wenn sie absichtlich hervorgerufen werden. Schon damals, als die ersten Schiffsladungen mit Gefangenen hier eintrafen, wurde sehr schnell deutlich, daß im Vakuum gute Manieren angeraten waren. Rüpelhafte und böartige Aufseher überlebten nur wenige Schichten, dann erlitten sie einen Unfall. Und ihre Bosse lernten sehr schnell, diese Unfälle nicht genau zu untersuchen, weil sie sonst selbst welche erlitten. Die Ausfallquote betrug in den

ersten Jahren rund siebzig Prozent – doch diejenigen, die überlebten, waren nette Menschen. Weder sanft noch zahm, aber ruhig und selbstbeherrscht.

Aber offenbar waren an diesem Abend sämtliche Heißsporne von L-City hier versammelt. Sie piffen und klatschten begeistert.

Erst die folgende Diskussion war etwas vernünftiger. Ein schüchterner kleiner Mann mit den blutunterlaufenen Augen eines alten Bergmanns stand auf. »Ich bin von Beruf Eissucher«, sagte er. »Ich arbeite seit dreißig Jahren selbständig und verdiene nicht schlecht. Oder vielmehr: Ich *habe* nicht schlecht verdient, denn heutzutage ist Eis schwieriger zu finden.

Daran ist nichts zu ändern, und ich beklage mich auch gar nicht. Aber die Verwaltung hat den Eispreis seit dreißig Jahren nicht mehr erhöht. Und das ist nicht in Ordnung. Dazu kommt noch, daß unser Geld an Wert verliert. Früher war unser Dollar und der Hongkongdollar gleich viel wert; jetzt muß man drei Dollar für einen HKL-Dollar rechnen. Ich weiß nicht, was ich tun soll... aber ich weiß, daß man Eis braucht, um Weizen anzubauen, von dem wir alle leben.«

Er setzte sich und schüttelte traurig den Kopf. Diesmal piff niemand, aber alle wollten gleichzeitig reden. Mehrere Farmer meldeten sich zu Wort, und einer von ihnen sprach für alle, als er sagte:

»Ihr habt gehört, was Fred Hauser aus der Sicht des Eissuchers erzählt hat. Die Verwaltung gibt den niedrigen Wasserpreis nicht an die Farmer weiter. Fred, ich habe ungefähr gleichzeitig mit dir angefangen. Mein Ältester und ich haben den von der Verwaltung gemieteten Tunnel unter Druck gesetzt, beleuchtet und bewässert; wir mußten ein Darlehen aufnehmen, um überhaupt anfangen zu können. Wir haben unsere Farm ständig ausgebaut, bis unser Hektarertrag jetzt neunmal höher als in den fruchtbarsten Gebieten der Erde ist.

Aber was haben wir davon? Sind wir reich? Fred, wir haben heute mehr Schulden als damals, als wir angefangen haben! Warum? Weil wir Wasser von der Verwaltung kaufen *müssen*, weil wir ihr unseren Weizen verkaufen müssen und weil wir diese Lücke nie schließen können. Alle Preise sind gestiegen – aber wir bekommen noch immer den gleichen Preis wie vor zwanzig Jahren für unseren Weizen. Fred, du weißt nicht, was du tun sollst. *Ich* kann es dir sagen! Schafft die Verwaltung ab!«

Begeisterte Zustimmung. *Aber wer hängt der Katze die Schelle um?* dachte ich.

Anscheinend Wyoming Knott, denn der Versammlungsleiter trat zurück, damit Shorty sie als ›das tapfere kleine Mädchen, das aus Hongkong Luna gekommen ist, um uns zu berichten, wie unsere chinesischen Kameraden mit der Situation fertig werden‹ vorstellen konnte. Was nur bewies, daß er nie dort gewesen war, was mich allerdings auch kaum wunderte. 2075 reichte die Bahnverbindung in Richtung HKL nur bis Endsville. Die restlichen tausend Kilometer quer durch das Mare Serenitatis und einen Teil des Mare Tranquillitatis mußten mit einem Oberflächenfahrzeug zurückgelegt werden, und das war teuer und gefährlich. Ich war schon dort, allerdings im Rahmen eines Auftrags und mit der Postrakete.

Bevor das Reisen billiger wurde, glaubten viele in Luna City und Novylen, Hongkong Luna wäre rein chinesisch. Aber die Bevölkerung dort war genauso gemischt wie anderswo. Groß-China hatte dort jeden abgeladen, der unerwünscht war, erst Menschen aus Hongkong und Singapur, dann Australier und Neuseeländer, Schwarze und Malayen, Tamilen und was immer noch mißfiel. Sogar altgediente Bolschewiken aus Wladiwostock und Ulan Bator. Wye sah schwedisch aus, hatte einen britischen Nach- und einen amerikanischen Vornamen und konnte doch Russin sein. Ehrlich gesagt, ein Loonie wußte damals nur selten, wer sein Vater war, und falls er in einer Kinderkrippe aufgezogen wurde, hatte er meist auch Zweifel bezüglich seiner Mutter.

Wyoming stand klein und hilflos auf dem Podium, bis der Beifall verklungen war. Das Verhältnis zwischen Männern und Frauen betrug auf Luna zwei zu eins, in dieser Versammlung sogar zehn zu eins. Die Zuhörer hätten vermutlich sogar applaudiert, wenn sie nur das ABC aufgesagt hätte. Aber Wyoming fiel gleich über die Farmer her.

»Vorhin hat uns ein Weizenfarmer erzählt, daß er praktisch vor dem Bankrott steht. Wißt ihr eigentlich, wieviel eine indische Hausfrau für ein Kilo Weizen bezahlt? Könnt ihr euch vorstellen, wie hoch die Transportkosten vom Katapult nach Indien sind? Nur bergab! Nur ein paar Bremsraketen, die ebenfalls von hier kommen! Und was habt ihr davon? Einige Schiffsladungen importierter Waren, die zu überhöhten Preisen verkauft werden. Importe, Importe! – Ich kaufe nichts, was importiert worden ist. Wenn es nicht in Hongkong hergestellt wird, brauche ich es eben nicht. Und was bekommt ihr noch für euren Weizen? Ihr dürft der Verwaltung Eis verkaufen, das ein Teil des Wasserkreislaufs wird, bei dem ihr Wasser kauft, es der Verwaltung mit wertvollen Stoffen angereichert zurückgebt und dann noch *zweimal* von ihr kauft. Und alles zu Preisen, die von der Verwaltung festgesetzt werden! Ihr verkauft euren Weizen zu festen Preisen und kauft Strom von der Verwaltung – ebenfalls zu überhöhten Preisen. Oh, ihr Narren, ihr verdient es nicht anders!«

Respektvolles Schweigen. Dann fragte eine Stimme: »Was sollen wir tun, Genossin? Dem Gouverneur Steine nachwerfen?«

Wyoming lächelte. »Ja, das wäre eine Möglichkeit. Aber die Lösung ist einfacher. Hier auf Luna sind wir reich: drei Millionen fleißige, intelligente, geschickte Menschen, genügend Wasser und reichlich Energie. Aber... wir haben keinen freien Markt, deshalb müssen wir die Verwaltung abschaffen!«

»Wie?«

»Durch Solidarität. In HKL fangen wir bereits damit an. Wenn das Wasser zu teuer ist, kaufen wir es nicht. Wenn nicht genug für Eis bezahlt wird, verkaufen wir es nicht. Der Export ist ein Monopol der Verwaltung, folglich exportieren wir nicht. Unten in

Bombay brauchen sie unseren Reis, deshalb können wir abwarten, bis Getreidehändler kommen und die jetzt gezahlten Preise überbieten!«

»Und in der Zwischenzeit verhungern wir, was?«

Wyoming warf dem Zwischenrufer einen verächtlichen Blick zu. »Um dich wär's bestimmt nicht schade, Kumpel«, stellte sie fest.

»Niemand braucht zu verhungern«, fuhr sie dann fort. »Fred Hauser, du kannst in Hongkong weiterarbeiten; wir haben eine eigene Wasserversorgung und zahlen einen guten Preis für Eis. Der bankrotte Farmer ist bei uns ebenfalls willkommen, wenn er einen neuen Anfang machen will. Wir haben nicht genügend Arbeitskräfte, und ein guter Arbeiter braucht nicht zu hungern.« Sie sah sich um. »Damit ist vorläufig genug gesagt. Alles andere liegt bei euch...«

Sie zitterte, als sie zwischen uns Platz nahm. Shorty tätschelte ihre Hand; sie sah dankbar zu ihm auf und fragte mich leise: »Wie war meine Rede?«

»Wunderbar«, versicherte ich ihr. Das schien sie zu beruhigen.

Aber ich war nicht ehrlich gewesen. Wyo hatte es verstanden, ihre Zuhörer ›wunderbar‹ mitzureißen, ohne etwas wirklich Neues zu sagen. Schließlich war allgemein bekannt, daß wir Sklaven waren; wir wurden nicht verkauft, aber solange die Verwaltung bestimmen konnte, was wir kaufen durften und welchen Preis unsere Erzeugnisse haben durften, waren wir Sklaven.

Was sollten wir dagegen tun? Der Gouverneur war nicht unser Besitzer, sonst hätten wir ihn längst irgendwie beseitigt. Er übte seine Macht nur stellvertretend für Terra aus – und wir hatten kein einziges Raumschiff, nicht einmal eine H-Bombe. Drei Millionen unbewaffnete und hilflose Sklaven – und elf *Milliarden* Menschen auf der Erde... mit Schiffen und Bomben und Waffen. Und wie es schon in der Bibel heißt, kämpft Gott immer auf der Seite mit den größten Geschützen.

Die Diskussion ging weiter, aber ich hörte kaum zu, weil ich wußte, daß dieses Gerede ohnehin zwecklos war. Aber ich richtete mich auf, als ich eine vertraute Stimme hörte: »Herr Vorsitzender! Darf ich die Versammlung für einige Minuten um Gehör bitten?«

Ich drehte mich um. Professor Bernardo de la Paz. Das hatte ich gleich gewußt, als ich seine umständliche Ausdrucksweise hörte. Ein würdevoller alter Herr mit weißen Haaren und rosigem Gesicht. Er war schon vor meiner Geburt hierher verbannt worden und lebte wie der Gouverneur aus politischen Gründen im Exil; er hatte jedoch keinen guten Posten bekommen, sondern war von Anfang an auf sich selbst angewiesen gewesen.

Er hätte damals bestimmt in jeder Schule von L-City als Lehrer anfangen können, aber er wollte einfach nicht. Statt dessen verdiente er sich sein Geld als Tellerwäscher, wurde Babysitter, gründete einen Kindergarten und baute ihn zu einem Kinderheim aus. Als ich seine Bekanntschaft machte, leitete er das Kinderheim, eine Tagesschule und ein Internat, in denen dreißig Lehrkräfte tätig waren, und wollte zusätzlich Fortbildungskurse einrichten.

Prof war einige Zeit mein Lehrer gewesen, und wir waren seitdem gute Freunde. Als ich mit vierzehn in eine neue Familie aufgenommen wurde, mußte ich zunächst in die Schule, weil ich nur drei Klassen absolviert hatte. Meine älteste Frau war sehr energisch und brachte mich dazu, wieder die Schulbank zu drücken.

Der Vorsitzende nickte. »Wir sind gern bereit, Professor de la Paz soviel Zeit zur Verfügung zu stellen, wie er braucht, Ruhe in den letzten Reihen, sonst lasse ich euch rausschmeißen!«

Prof kam nach vorn, betrachtete Wyoming bewundernd von oben bis unten und piff anerkennend. »Teure Freundin«, begann er, »darf ich gleich um Verzeihung bitten? Ich halte es für meine schmerzliche Pflicht, Ihren so beredt vorgebrachten Argumenten zu widersprechen.«

»In welcher Beziehung?« wollte sie sofort wissen. »Was ich gesagt habe, stimmt genau!«

»Bitte! Nur in einem Punkt. Darf ich fortfahren?«

»Äh... bitte.«

»Sie haben völlig recht, wenn Sie sagen, daß die Verwaltung beseitigt werden muß. Es ist unerträglich, daß wir uns von diesem Diktator vorschreiben lassen sollen, was wir kaufen und verkaufen dürfen. Aber ich möchte bei allem Respekt feststellen, daß Sie sich geirrt haben, als Sie vorschlugen, Weizen oder Reis oder andere Nahrungsmittel zu höheren Preisen an Terra zu verkaufen. Wir dürfen überhaupt keine Nahrungsmittel exportieren!«

»Was soll ich dann mit meinem Weizen anfangen?« unterbrach ihn der Farmer, der vorhin gesprochen hatte.

»Bitte! Natürlich wäre nichts gegen Weizenlieferungen an Terra einzuwenden... wenn jede Tonne in anderer Form zurückkäme. Als Wasser. Als Nitrate. Als Phosphate. Unter anderen Umständen ist kein Preis hoch genug.«

Wyoming nickte dem Farmer zu und wandte sich an Prof. »Ausgeschlossen, das wissen wir alle. Bergab ist der Transport billig; bergauf würde er Unsummen verschlingen. Aber wir brauchen weder Wasser noch Kunstdünger, sondern Instrumente, Drogen, Maschinen, Steuerbänder und so weiter. Ich habe dieses Problem eingehend studiert, Sir. Wenn wir faire Preise erzielen...«

»Verzeihung, Miß, darf ich fortfahren?«

»Natürlich. Aber ich bin nachher wieder an der Reihe.«

»Fred Hauser hat uns erzählt, daß Eis schwieriger zu finden ist. Eine schlechte Nachricht für uns – und katastrophal für unsere Enkel. Luna City müßte heute das gleiche Wasser wie vor zwanzig Jahren benutzen, so daß die Eisgewinnung mit der Bevölkerungszunahme Schritt hält. Aber wir benutzen das Wasser nur *einmal* in einem geschlossenen Kreislauf und

verfrachten es dann als Weizen nach Indien. Selbst vakuumverpackter Weizen enthält kostbares Wasser. Warum schicken wir Wasser nach Indien? Die Leute dort unten haben den ganzen Indischen Ozean!

Kameraden, hört auf mich! Jede Schiffsladung nach Terra verdammt eure Enkel zum Hungertod. Die Fotosynthese, dieses Wunder der Natur, von dem wir alle leben, ist ein *geschlossener* Kreislauf. Aber ihr habt ihn geöffnet – und euer Lebensblut rinnt bergab nach Terra. Ihr braucht keine höheren Preise, denn Geld kann man nicht essen! Was wir alle brauchen, ist das Ende dieser fortwährenden Verluste. Ein absolutes Embargo. *Luna muß autark werden!*«

Ein Dutzend Zuhörer wollten gleichzeitig sprechen, und in der allgemeinen Aufregung merkte ich erst, was inzwischen passiert war, als eine Frau kreischte.

Die Saaltüren standen offen, und ich sah drei Bewaffnete am nächsten Ausgang stehen – Männer in der gelben Uniform der Leibwache des Gouverneurs. Am Haupteingang stand ein Mann mit einem Lautsprecher, der unsere Stimmen übertönte: »ACHTUNG!« dröhnte seine Stimme durch den Saal. »IHR SEID VERHAFTET. – VERHALTET EUCH RUHIG, VERSUCHT NICHT ZU FLIEHEN. KOMMT EINZELN MIT LEEREN HÄNDEN HERAUS.«

Shorty packte den Mann neben sich und warf ihn gegen die nächsten Posten; zwei gingen zu Boden, der dritte schoß. Irgend jemand schrie auf. Ein Mädchen von zehn oder elf Jahren warf sich gegen die Knie des dritten Uniformierten und riß ihn zu Boden. Shorty gab Wyoming Knott einen Stoß in Richtung Ausgang und rief mir zu: »Bring sie in Sicherheit, Mannie!«

Wieder Schreie und ein Gestank, der mich an den Tag erinnerte, an dem ich meinen Arm verloren hatte. Die Posten schossen also scharf, anstatt nur ihre Lärmstrahler zu benutzen! Shorty erreichte die Tür und griff nach zwei Uniformierten; der dritte Mann, den das Mädchen zu Boden gerissen hatte, wollte sich eben aufrichten. Ich schlug ihn bewußtlos und muß dann

gezögert haben, denn Shorty gab mir einen Stoß und rief: »Weiter, Mannie! Bring sie in Sicherheit!«

Ich zerrte Wyoming hinter mir her durch den Ausgang – nicht ohne Anstrengung, denn sie schien nicht gerettet werden zu wollen. Ich stieß sie kräftig an, so daß sie rennen mußte, um nicht zu fallen, und sah mich noch einmal um.

Shorty schlug die Köpfe der beiden Posten gegeneinander, daß es krachte; er grinste breit und rief mir zu: »Verschwinde!«

Ich lief weiter und trieb Wyoming vor mir her. Shorty brauchte keine Hilfe, würde nie wieder Hilfe brauchen – und ich mußte seine letzte Anstrengung nutzen. Ich hatte gesehen, daß er nur noch auf einem Bein stand, während er die Posten umbrachte. Das andere fehlte von der Hüfte ab.

3. Kapitel

Wyo hatte schon fast die Rampe zum sechsten Stock erreicht, als ich sie einholte. Ich hielt sie zurück, nahm ihr die rote Mütze ab und steckte sie ein. »Schon besser.« Meine hatte ich ohnehin verloren.

Sie warf mir einen erstaunten Blick zu. »Richtig«, stimmte sie dann zu.

»Wohin wolltest du so eilig?« fragte ich. »Soll ich etwa Verfolger aufhalten? Oder mitkommen?«

»Ich weiß nicht«, murmelte sie. »Am besten warten wir auf Shorty.«

»Shorty ist tot.«

Sie riß die Augen auf, schwieg jedoch, und ich fuhr fort: »Hast du bei ihm gewohnt? Oder bei sonst jemandem?«

»Ich habe ein Zimmer im Hotel Ukraina bestellt. Aber ich weiß nicht, wo das Hotel liegt, und ich bin noch nicht dort gewesen.«

»Hmmm... Dort darfst du dich bestimmt nicht blicken lassen, Wyoming. Ich weiß selbst nicht, was das alles zu bedeuten hat. Die Leibwache des Gouverneurs ist seit Monaten nicht mehr in L-City gewesen – und bisher noch nie, *ohne* eine wichtige Persönlichkeit zu begleiten. Ich könnte dich mit nach Hause nehmen, aber vielleicht werde ich dort gesucht. Wir müssen vor allem aus den großen Korridoren verschwinden.«

Wyoming nickte heftig.

»Okay, ich schlage vor, daß du meinen Arm nimmst. Wir gehen als harmloses Pärchen spazieren. Langsam.«

Wir bogen in den nächsten Seitenkorridor ab, in dem verhältnismäßig wenig Betrieb herrschte. Hier spielten Kinder und Halbwüchsige, von denen einige bereits alt genug waren, um Wyoming nachzustarren. Sie lächelte nur, aber ich machte mir deswegen Sorgen.

»So geht es nicht weiter«, flüsterte ich ihr ins Ohr. »Du bist einfach zu auffällig. Am besten verschwinden wir ins nächste Hotel. Ich weiß eines in der Nähe – nichts Besonderes, fast nur stundenweise vermietete Doppelzimmer, aber ganz in der Nähe.«

»Dazu habe ich keine Lust.«

»Wyo, bitte! Das war keine Aufforderung. Wir können zwei Einzelzimmer nehmen.«

»Entschuldigung. Ist hier in der Nähe ein WC? Und eine Drogerie?«

»Warum?«

»Ich bleibe im WC, denn ich bin wirklich auffällig, und du besorgst mir inzwischen aus der Drogerie, was ich brauche: Make-up und etwas für die Haare.«

Das WC war schnell gefunden. Als Wyo darin verschwunden war, ging ich in die nächste Drogerie und verlangte Körpermakeup für ein Mädchen, das mir bis zum Kinn reichte und achtundvierzig Kilogramm wog. Dann suchte ich noch eine

Drogerie und kaufte dort die gleiche Menge zum zweitenmal. Im dritten Laden kaufte ich ein Haarfärbemittel – und ein rotes Kleid.

Wyoming trug einen schwarzen Pullover und schwarze Shorts – praktisch für die Reise und in wirksamen Kontrast zu ihren blonden Haaren. Aber ich war lange genug verheiratet, um zu wissen, was Frauen tragen, und ich hatte noch nie eine Frau mit dunkelbrauner Haut – das Make-up war sepia – und schwarzen Haaren gesehen, die freiwillig Schwarz trug. Außerdem waren jetzt Röcke modern; ich mußte die Größe schätzen, aber der Stoff war zum Glück dehnbar.

Unterwegs traf ich drei Bekannte, die mich wie gewöhnlich begrüßten. Niemand wirkte aufgeregt; das Leben ging seinen normalen Gang. Es war schwer zu glauben, daß vor wenigen Minuten in einem Saal einige hundert Meter von hier entfernt und nur einen Stock tiefer Schüsse gefallen und Menschen gestorben waren. Aber darüber konnte ich später nachdenken – vorläufig war ich zufrieden damit, daß hier keine Aufregung herrschte.

Ich reichte Wyoming das Paket durch die Tür und verzog mich für die nächste halbe Stunde in eine Kneipe. Dort behielt ich den Fernsehschirm im Auge, aber das Programm wurde nicht durch eine Sondermeldung unterbrochen. Ich saß meine halbe Stunde ab und klopfte dann an die Tür, hinter der Wyoming sich umzog.

Wyo kam heraus – und ich erkannte sie zunächst nicht wieder; als ich endlich begriff, wer vor mir stand, grinste ich anerkennend. Sie war jetzt dunkler als ich, hatte sich die Haare schwarz gefärbt und mußte einige Utensilien in ihrer Handtasche gehabt haben, denn Augen und Wimpern waren ebenfalls dunkler als vorher. Sie sah weder afrikanisch noch europäisch aus, sondern wie eine verrückte Mischung aus beiden. Das rote Kleid war natürlich zu eng und betonte ihre Figur noch mehr, und sie hatte ihre Schuhe im WC zurückgelassen, weil sie barfuß kleiner war.

»Okay?« fragte sie lächelnd, als sie sich bei mir einhakte.
»Genehmigt?«

»Wunderbar!« versicherte ich ihr. »Komm, wir suchen uns endlich ein Hotel, bevor sie uns hier im Korridor erwischen.«

Wir nahmen ein Zimmer, und ich bezahlte. Wyoming spielte Theater, aber sie hätte sich die Mühe sparen können. Der Nachtportier sah kaum auf, als wir hereinkamen. Wyoming war begeistert, als sie unser Zimmer sah. »Herrlich!« rief sie aus.

Das war für zweiunddreißig HKL-Dollars nicht zuviel verlangt. Sie hatte wahrscheinlich ein kleineres Zimmer erwartet, aber ich wollte nicht schäbig sein. Wir hatten ein geräumiges Appartement mit eigenem Bad und unbegrenztem Wasservorrat. Und mit einem Telefon, das ich brauchte.

Sie öffnete ihre Handtasche. »Ich habe gesehen, was du bezahlt hast. Am besten werden wir uns gleich einig, bevor...«

Ich schüttelte den Kopf. »Kommt nicht in Frage.«

»Ah... wenigstens die Hälfte?«

»Nein. Wyo, du brauchst dein Geld wahrscheinlich noch sehr nötig.«

»Manuel O'Kelly, wenn du mich nicht die Hälfte bezahlen läßt, gehe ich wieder!«

Ich hielt ihr die Tür auf. »Freut mich, deine Bekanntschaft gemacht zu haben, Genossin.«

Sie starrte mich an und ließ ihre Handtasche zuschnappen. »Gut, ich bleibe.« Sie zögerte und fügte erklärend hinzu: »Ich bin es nicht gewöhnt, mir von anderen Gefallen tun zu lassen. Ich bin unabhängig und frei.«

»Herzlichen Glückwunsch.«

»Du brauchst nicht so ironisch zu lächeln. Du bist ein Mann mit Charakter, den ich respektieren kann – ich freue mich, daß du auf unserer Seite bist.«

»Das steht noch nicht fest.«

»Was?«

»Keine Angst, ich bin kein Spitzel des Gouverneurs, und ich halte natürlich den Mund. Aber euer Programm ist unrealistisch.«

»Du verstehst uns falsch, Mannie! Wenn wir nur alle...«

»Augenblick, Wyo; jetzt haben wir keine Zeit für die Politik. Ich bin müde und hungrig. Wann hast du zuletzt gegessen?«

»Du liebe Güte!« Sie wirkte plötzlich jung und hilflos. »Auf der Fahrt hierher. Helmrationen im Bus.«

»Okay, dann bestelle ich uns ein richtiges Abendessen.« Ich ging an den Aufzug, der unser Appartement mit der Küche verband, und nahm die Speisekarte heraus.

»Wie wäre es mit einem Kansas City Filet, dazu Kartoffeln, Tycho Sauce, grüner Salat, Kaffee... und vorher noch ein Drink?«

»Herrlich!«

»Finde ich auch, aber in diesem Loch und um diese Zeit können wir wahrscheinlich froh sein, wenn wir Algensuppe und ein paar Burger kriegen. Was möchtest du trinken?«

»Mir egal. Hauptsache Äthanol.«

»Okay.« Ich ging zum Aufzug, drückte auf den Menüschieber und betrachtete das Display. Schließlich wählte ich zusätzlich zur Hauptmahlzeit noch zweimal Apfelkuchen mit Schlagsahne und einen halben Liter Wodka aus.

»Kann ich zuerst noch baden?« fragte Wyoming.

»Nur zu, dann riechst du besser.«

»Mistkerl. Nach zwölf Stunden im Druckanzug würdest du auch stinken – der Bus war furchtbar. Ich beeile mich.«

»Halt! Läßt sich das braune Zeug mit Wasser abwaschen? Vermutlich brauchst du es noch, wenn du das Hotel verläßt.«

»Ja, aber du hast zum Glück viel mehr gekauft, als ich brauche, Mannie. Tut mir leid; ich wollte Make-up mitnehmen und habe es nur vergessen, weil ich es schon so eilig hatte.«

»Ab in die Badewanne!«

»Jawohl, Captain. Äh, ich brauche niemanden, der mir den Rücken wäscht... aber ich lasse die Tür offen, damit wir miteinander sprechen können. Das bedeutet keine Einladung, verstanden?«

»Wie du willst.« Ich zuckte mit den Schultern. »Laß die Wanne ruhig vollaufen – das Wasser gehört zum Zimmerpreis.«

»Oh, herrlich! Zu Hause benutze ich das gleiche Badewasser drei Tage nacheinander.« Sie piffte leise vor sich hin. »Bist du reich, Mannie?«

»Nicht reich, nicht arm.«

Der Aufzug klingelte. Ich nahm die bestellten Drinks heraus, trug ein Glas ins Bad – Wyo saß bis zum Hals in grünem Schaum – und ließ mich draußen in einen Sessel fallen. »Glück und Segen!« rief ich.

»Dir auch, Mannie. Das ist genau die Medizin, die ich jetzt brauche.« Sie nahm einen großen Schluck von ihrer Medizin und fragte dann: »Du bist verheiratet, Mannie, nicht wahr?«

»Ja. Merkt man das gleich?«

»Natürlich. Du bist nett zu Frauen, aber nicht übereifrig und vor allem unabhängig. Folglich bist du seit Jahren verheiratet. Kinder?«

»Siebzehn durch vier.«

»Klanehe?«

»Linienehe. Ich bin mit vierzehn aufgenommen worden und der fünfte Ehegatte von insgesamt neun. Siebzehn Kinder sind nicht zuviel. Wir sind eine große Familie.«

»Das muß nett sein. In Hongkong gibt es nicht allzu viele Linienfamilien. Massenweise Klans und Gruppen und Polyandrien, aber die Linienehe hat sich nie durchsetzen können.«

»Ich bin sehr zufrieden damit«, erklärte ich ihr. »Unsere Ehe ist fast hundert Jahre alt; zweiundzwanzig Mitglieder leben noch – davon neun Ehegatten –, und wir haben nie eine Scheidung gehabt. Das ist die ideale Lebensweise; niemand schimpft, wenn ich eine Woche lang nicht nach Hause komme, und ich bin stets willkommen, wenn ich wieder auftauche. Was könnte ich mir mehr wünschen?«

»Nicht viel, das gebe ich zu«, murmelte Wyo nachdenklich.

Der Aufzug klingelte erneut; ich öffnete die Klappe, stellte den Tisch und die Stühle auf, bezahlte die Rechnung und schickte den Lift wieder hinunter. »Kommst du – oder soll ich das Essen den Schweinen vorwerfen?«

»Komme gleich! Macht es dir viel aus, wenn ich kein Make-up im Gesicht trage?«

»Meinetwegen kannst du nur deine Haut tragen.«

»Das würde dir so passen, du Vielverheirateter!« Wyo kam aus dem Bad; sie war jetzt wieder blond, trug aber das rote Kleid, das ihr wirklich gut stand. Sie setzte sich und lächelte anerkennend. »Menschenskind! Mannie, würde deine Familie mich heiraten wollen? Du bist ein guter Versorger.«

»Ich kann ja fragen. Die anderen müssen einstimmig dafür sein.«

»Danke, das war nicht ernst gemeint.« Wir begannen zu essen. Etwa tausend Kalorien später legte Wyoming die Stäbchen aus der Hand und meinte: »Ich habe eben gesagt, ich bin eine freie Frau, aber das war ich nicht immer.«

Ich wartete. Frauen reden, wenn sie reden wollen. Oder eben nicht.

»Als ich fünfzehn war, habe ich zwei Brüder geheiratet, Zwillinge, doppelt so alt wie ich. Und ich war furchtbar glücklich.«

Sie stocherte in den Resten auf ihrem Teller herum und wechselte dann scheinbar das Thema. »Das mit der Einheirat in deine Familie war nur so eine Bemerkung, Mannie. Wenn ich jemals wieder heirate – was unwahrscheinlich ist, aber ich bin nicht grundsätzlich dagegen –, dann nur einen einzigen Mann, so wie auf der Erde. Oh, das soll nicht heißen, daß ich ihn an die Kette legen würde. Mir ist egal, wo er zu Mittag ißt, solange er zum Abendessen heimkommt. Ich würde versuchen, ihn glücklich zu machen.«

»Mit den Zwillingen lief es wohl nicht so gut?«

»Nein, das war nicht das Problem. Ich wurde schwanger, und wir waren alle sehr glücklich darüber... dann bekam ich das Kind. Es war ein Monster und mußte eliminiert werden. Sie haben versucht, mich zu trösten, aber ich hatte kapiert, was los war. Ich reichte die Scheidung ein, ließ mich sterilisieren, zog von Novylen nach Hongkong und lebe seitdem als freie Frau.«

»War das nicht ein etwas drastischer Schritt? Es liegt doch häufiger an den Männern als an den Frauen.«

»Nicht in meinem Fall. Wir haben das von der besten Genetikerin in Novy Leningrad prüfen lassen – und die gehörte zu den besten Rußlands, bevor sie verschickt wurde. Ich weiß, was mit mir passiert ist. Ich bin eine freiwillige Kolonistin, oder besser gesagt, meine Mutter war eine, denn ich selbst war damals erst fünf. Mein Vater wurde deportiert, und meine Mutter beschloß, ihn zusammen mit mir zu begleiten. Es gab eine Sonnensturmwarnung, aber der Pilot glaubte, er könnte es schaffen – vielleicht war es ihm aber auch gleichgültig, denn er war ein Cyborg. Er schaffte es auch tatsächlich, aber dann erwischte uns der Sturm nach der Landung, weil die Verwaltung uns vier Stunden lang warten ließ, bevor wir das Schiff verlassen durften. Das ist der Grund, warum ich mich mit Politik

beschäftige, Mannie – ich habe ein Monster geboren, weil es der Verwaltung *egal* ist, was mit uns geschieht.«

»Dagegen kann ich wenig sagen; es ist ihnen *wirklich* egal. Aber dein Schritt kommt mir immer noch übereilt vor. Ich verstehe zwar nichts von Genetik, aber immerhin einiges von Strahlung. Wenn du einen Strahlenschaden hast, dann war dadurch eben eine Eizelle beeinträchtigt, aber das sagt noch nichts über die nächste aus. Statistisch gesehen ist es sogar eher unwahrscheinlich, daß es noch mal geschieht.«

»Oh, das weiß ich.«

»Aha... Wie bist du sterilisiert worden? Radikal? Oder kontrazeptiv?«

»Kontrazeptiv. Die Eileiter könnten wieder geöffnet werden. Aber eine Frau, die schon ein Monster geboren hat, wird das nicht nochmals riskieren.« Sie berührte meine Prothese. »Du hast dies hier. Bist du jetzt nicht sehr darauf bedacht, nicht auch den anderen Arm zu verlieren? So ähnlich geht es mir eben auch. Du hast *einen* Verlust, und ich einen anderen... und ich hätte dir nie davon erzählt, wenn du nicht selbst verletzt worden wärest.«

Ich erwähnte nichts davon, daß mein linker Arm viel nützlicher war als der echte, denn im Grunde hatte sie recht. Meinen Arm aus Fleisch und Blut würde ich nicht eintauschen – den brauche ich schließlich, um Mädchen zu streicheln. »Trotzdem glaube ich, daß du gesunde Kinder haben könntest.«

»Natürlich. Ich habe schon acht Babies bekommen.«

»Hä?«

»Ich bin professionelle Leihmutter, Mannie.«

Ich öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Die Idee als solche war mir nicht fremd, immerhin lese ich Erdzeitungen. Aber ich bezweifle, daß irgendein Arzt in Luna City so eine Transplantation schon einmal durchgeführt hat. Bei Kühen, ja, aber keine Frau in L-City wäre bereit, für eine andere ein Baby

auszutragen. Selbst die Hausbackenen haben schließlich hier keine Probleme, sich einen Ehemann zu angeln.

Ich warf einen verstohlenen Blick auf ihre Figur, und sie meinte: »Überanstrengte deine Augen nicht, Mannie, im Moment trage ich keins aus. Bin zu sehr mit Politik beschäftigt. Aber Kinder auszutragen ist ein guter Beruf für eine freie Frau. Es wird sehr gut bezahlt. Es gibt sehr reiche chinesische Familien, und alle Kinder, die ich ausgetragen habe, waren Chinesen – die sind kleiner als der Durchschnitt, und ich bin ja ziemlich groß. So ein chinesisches Baby von zweieinhalb oder drei Kilo ist keine Last und ruiniert mir auch nicht die Figur.« Sie warf einen Blick auf ihre Brüste. »Ich säuge sie auch nicht, ich bekomme sie nicht einmal zu Gesicht. Deshalb sehe ich so aus, als hätte ich noch keine Kinder geboren und wirke vielleicht auch jünger als ich bin.

Als ich zum ersten Mal davon hörte, wußte ich natürlich noch nicht, wie gut ich damit zurechtkommen würde. Damals arbeitete ich in einem Hinduladen und fand die Anzeige im Hongkong Gong. Was mich daran faszinierte, war der Gedanke, ein Baby zu haben, ein *gesundes* Baby. Ich litt immer noch unter dem Trauma, ein Monster zur Welt gebracht zu haben – und wie sich zeigte, war das genau die richtige Therapie für mich. Ich kam mir nicht mehr wie ein Versager vor. Außerdem verdiente ich damit mehr Geld als in jedem anderen Beruf und hatte zudem genug Zeit für mich selbst, von den sechs Wochen vor der Geburt einmal abgesehen. Ich fand Zugang zur Untergrundbewegung und fing damals erst richtig an zu *leben*. Ich studierte Politische Wissenschaft, Geschichte und Wirtschaft, lernte Reden zu halten und entwickelte Organisationstalent. Es ist eine Aufgabe, die mich befriedigt, weil ich daran glaube – ich *weiß*, daß Luna frei sein wird. Nur... nun ja, es wäre schön, einen Mann zu haben, zu dem man abends heimkommen kann. Einen, den es nicht stört, daß ich unfruchtbar bin. Aber normalerweise denke ich über so was nicht nach, dafür habe ich zuviel zu tun. Tut mir leid, wenn ich dich gelangweilt habe.«

Wie viele Frauen entschuldigen sich dafür? Aber Wyo hatte trotz ihrer acht Chinesenbabies mehr von einem Mann als von einer Frau. »Ich habe mich nicht gelangweilt.«

»Hoffentlich nicht. Mannie, warum hältst du unser Programm für unrealistisch? Wir brauchen dich.«

Ich runzelte die Stirn. Wie bringt man einer hübschen Frau bei, daß ihre Lieblingsidee Unsinn ist? »Hmmm. Am besten fangen wir von vorn an, Wyo. Du hast ihnen gesagt, was sie tun sollen. Aber werden sie es auch tun? Nimm zum Beispiel die beiden, die du persönlich angesprochen hast. Ich wette mit dir, daß der Eissucher nur etwas davon versteht, Eis zu finden und auszugraben. Folglich wird er auch in Zukunft Eis suchen und an die Verwaltung verkaufen, weil er schließlich leben muß. Das gleiche gilt für den Weizenfarmer. Vor Jahren hat er alles auf eine Karte gesetzt – und jetzt hat er einen Ring durch die Nase. Hätte er Wert auf Unabhängigkeit gelegt, hätte er rechtzeitig andere Erwerbsmöglichkeiten ausnutzen müssen. Er hätte seine Familie selbst ernähren, alles andere verkaufen und nichts mit der Verwaltung zu tun haben dürfen. Ich *weiß*, wovon ich rede; ich bin auf einer Farm aufgewachsen.«

»Aber du bist doch Computerfachmann«, wandte sie ein.

»Richtig, das läßt sich durchaus miteinander vereinbaren. Ich bin nicht der beste Computermann, aber der beste auf Luna. Ich bin selbständig geblieben, deshalb muß die Verwaltung mich benachrichtigen, wenn etwas zu reparieren ist – zu meinen Preisen –, oder einen Fachmann von Terra kommen lassen, was erheblich mehr kostet. In den meisten Fällen bekomme ich den Auftrag, und die Verwaltung hat mir nichts zu sagen, weil ich frei geboren bin. Und wenn ich nicht arbeite, bleibe ich zu Hause und esse gut.

Wir haben eine richtige Farm und bauen nicht nur Getreide, sondern auch Obst und Gemüse an. Wir halten Kühe, Schweine und Hühner. Wir mahlen unseren Weizen selbst und verkaufen den Überschuß auf dem freien Markt. Wir brauen selbst Bier und brennen guten Schnaps. Die Luft kaufen wir von L-City – wir sind

nicht weit von der Stadt entfernt und haben einen Tunnel, der die Verbindung herstellt. Meistens verkaufen wir sogar Sauerstoff, der auf der Farm entsteht. Wir haben immer Geld, um alle Rechnungen zu bezahlen.«

»Wie steht es mit Wasser und Energie?«

»Nicht allzu teuer. Wir haben Fotozellen an der Oberfläche, die uns Strom liefern, und wir haben ein eigenes kleines Eislager. Unsere Farm wurde schon vor dem Jahr Zweitausend gegründet, als L-City noch nicht mehr als eine natürliche Höhle war, und wir haben sie ständig weiter ausgebaut. Das ist der Vorteil einer Linienehe – sie stirbt nicht aus, und die Investitionen addieren sich.«

»Aber das Eis hält doch nicht ewig?«

»Hmmm...« Ich grinste. »Wir haben einen eigenen Wasserkreislauf aufgebaut, aus dem kaum ein Tropfen verlorenght. Und – das darfst du nicht weitererzählen, Wyo – als Greg mir damals gezeigt hat, wie man mit Laserbohrern umgeht, haben wir aus Versehen den Boden des Hauptwasserspeichers angebohrt, ohne dabei viel zu vergießen. Aber wir *kaufen* ab und zu Wasser, weil das besser aussieht. Was unsere Energieversorgung betrifft – nun, elektrischer Strom ist sogar leichter zu stehlen. Ich bin ein guter Elektriker, meine Liebe.«

»*Wunderbar!*« Sie pfiß begeistert. »Das sollten alle tun.«

»Hoffentlich nicht, sonst fällt die Sache auf. Aber sprechen wir wieder von deinem Plan, Wyo. Er ist in zwei Punkten falsch. Die ›Solidarität‹, von der du träumst, ist unerreichbar. Leute wie Hauser würden frühzeitig aufgeben – sie sitzen wirklich in der Klemme; ihnen bliebe gar keine andere Wahl. Und selbst wenn es dazu käme, daß kein Weizen mehr geliefert wird, der erst bewirkt, daß die Verwaltung keine neutrale Stelle mehr ist, sondern uns alle in der Hand hat, wäre nicht viel gewonnen. Was geschähe dann?«

»Dann müßten Verhandlungen beginnen, bei denen ein fairer Preis festgesetzt wird!«

»Ihr Revoluzzer sprecht zuviel miteinander, ohne auf vernünftige Argumente zu hören, Wyo. Die Verwaltung würde von einer Rebellion sprechen, Terra würde Kriegsschiffe mit Bomben für unsere Städte schicken, Truppen würden landen, Getreidefrachter würden unter Bewachung abgefertigt – und die Farmer würden alles tun, um die Besatzer zufriedenzustellen. Terra besitzt Kanonen und Bomben und Schiffe und braucht sich keine Frechheiten von Exsträflingen gefallen zu lassen. Und Unruhestifter wie wir würden zur Abschreckung hingerichtet, ohne daß wir Gelegenheit hätten, *unseren* Standpunkt zu erklären.«

Sie ließ sich nicht beirren. »Früher sind auch schon Revolutionen geglückt. Lenin hatte nur eine Handvoll Leute bei sich.«

»Lenin hatte Gelegenheit, ein Machtvakuum auszufüllen. Wyo, Revolutionen können nur erfolgreich sein, wenn die betreffende Regierung anderweitig beschäftigt ist. Gäbe es eine Möglichkeit, einen Krieg zwischen Großchina und dem Nordamerikanischen Direktorat anzustiften, während Panafrika Bomben auf Europa wirft, würde ich sagen, dies sei der beste Zeitpunkt, um den Gouverneur zu beseitigen und die Verwaltung zu entmachten. Aber nicht heute.«

»Du bist ein Pessimist, Mannie.«

»Nein, ein Realist. Ich bin für jede Verrücktheit zu haben, solange die Chancen nicht schlechter als zehn zu eins stehen. Aber zehn zu null ist mir etwas zu riskant.« Ich schob den Stuhl zurück. »Fertig?«

»Ja. Vielen Dank, Genosse. Es war großartig!«

»Bitte, nichts zu danken. Setz dich auf die Couch, dann räume ich inzwischen ab – nein, ich werde allein fertig; ich bin der Gastgeber.« Ich räumte den Tisch ab, schickte das Geschirr nach unten, behielt nur Kaffee und Wodka da, klappte den Tisch

zusammen, stellte die Stühle an die Wand und drehte mich wieder um.

Wyoming lag auf der Couch ausgestreckt, atmete durch den Mund und schlief fest.

Ich überlegte kurz. Das Telefon stand in der entferntesten Ecke. Wyo schien fest zu schlafen, und ich hatte einiges zu besprechen. Ich setzte mich ans Telefon und wählte >MYCROFTXXX<.

»Hallo, Mike.«

»Hallo, Mannie. Hast du die Witze schon durchgelesen?«

»Was? Mike, ich habe noch keine Zeit gehabt, aber ich lese sie so bald wie möglich.«

»Okay, Mannie. Hast du einen Nicht-Dummen gefunden, mit dem ich sprechen kann?«

»Äh... warte.« Ich sah zu Wyoming hinüber. Besaß sie genügend Empathie, um freundlich mit einer Maschine zu sprechen? Ich nahm es an. Und sie war unbedingt vertrauenswürdig.

»Mike, möchtest du mit einer Frau sprechen?«

»Frauen sind nicht-dumm?«

»Manche Frauen sind sehr nicht-dumm, Mike.«

»Ich möchte mit einer nicht-dummen Frau sprechen, Mannie.«

»Gut, das läßt sich vielleicht machen. Aber ich habe Schwierigkeiten und brauche deine Hilfe, Mike.«

»Ich helfe dir gern, Mannie.«

»Danke, Mike. Ich möchte bei mir zu Hause anrufen, ohne daß das Gespräch mitgehört oder zum Ausgangspunkt verfolgt werden kann.«

Mike zögerte. Er hatte sich vermutlich noch nie mit diesem Problem befaßt und mußte jetzt einige tausend Möglichkeiten

analysieren, um zu sehen, ob er den Auftrag durchführen konnte. »Das läßt sich machen, Mannie.«

»Ausgezeichnet! Wenn ich in Zukunft wieder ein Gespräch dieser Art führen will, sage ich einfach ›Sherlock‹, verstanden?«

»Verstanden«, bestätigte Mike. »Ich verbinde jetzt.«

Einen Augenblick später sagte ich: »Mum? Hier spricht dein Lieblingsmann.«

»Manuel!« antwortete sie. »Was hast du diesmal angestellt?«

Ich versuchte beleidigt zu wirken. »Ich? Du kennst mich doch, Mum.«

»Eben deshalb. Vielleicht kannst du mir erklären, warum Professor de la Paz schon dreimal vergeblich nach dir gefragt hat und warum er glaubt, eine junge Dame mit dem unwahrscheinlichen Namen Wyoming Knott befinde sich in deiner Gesellschaft? Hast du eine Freundin, von der du mir nichts erzählt hast, Manuel? Du weißt, daß wir in solchen Dingen großzügig sind, aber ich möchte wenigstens informiert werden.«

Mum ist nur auf ihre Mitfrauen nicht eifersüchtig, ohne es jedoch zuzugeben. »Ich schwöre dir, daß ich keine Freundin habe, Mum«, beteuerte ich deshalb rasch.

»Gut, ich weiß, daß du nicht lügst. Was soll die Geheimnistuerei?«

»Das muß mir der Professor sagen.« (Eine Notlüge.) »Hat er eine Nummer angegeben?«

»Nein. Er war in einer Telefonzelle.«

»Hmmm. Wenn er noch mal anruft, soll er hinterlassen, wo er zu erreichen ist. Inzwischen... Hast du die Nachrichten gehört?«

»Natürlich!«

»Und?«

»Ziemlich langweilig.«

»Keine Aufregung in L-City? Mord, Unruhen, irgend etwas?«

»Nein. In der Bottom Alley sollte ein Duell stattfinden, aber...
Manuel! Hast du jemanden umgebracht?«

»Nein, Mum.« (Ich hatte den Posten niedergeschlagen, aber daran war er nicht gestorben.)

Sie seufzte. »Du bringst mich noch ins Grab, Manuel. Dabei weißt du genau, was ich dir immer gesagt habe. In unserer Familie wird nicht gerauft. Sollte es sich wirklich als notwendig erweisen, jemanden zu beseitigen, muß die Familie ruhig darüber sprechen und die beste Methode festlegen. Wir...«

»Mum! Ich habe niemanden umgebracht und habe auch nicht die Absicht, einen Mord zu begehen. Und ich kenne diesen Vortrag auswendig.«

»Bitte etwas höflicher, Manuel.«

»Entschuldigung.«

»Vergeben und vergessen. Ich richte Professor de la Paz aus, daß er seine Rufnummer angeben soll.«

»Noch etwas. Vergiß den Namen ›Wyoming Knott‹ und daß der Professor nach mir gefragt hat. Falls sich jemand nach mir erkundigt, hast du mich tagelang nicht mehr gesehen, weißt nicht, wo ich bin, und glaubst, ich sei nach... Novilen gefahren. Das gilt auch für alle anderen Familienmitglieder.«

»Manuel, du *hast* etwas angestellt!«

»Nicht viel, und dagegen läßt sich etwas tun. Ich erzähle dir alles, wenn ich wieder zu Hause bin. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Manuel«, sagte Mum und legte auf.

Ich rief wieder Mike an. »Kennst du Professor Bernardo de la Paz' Stimme?«

»Ja, Mannie.«

»Schön, dann überwachst du am besten so viele öffentliche Sprechstellen wie möglich und teilst mir mit, wenn du ihn hörst.«

Diesmal brauchte Mike ganze zwei Sekunden, bevor er antwortete. »Ich überwache jetzt sämtliche Telefonzellen von Luna City. Soll ich die übrigen Apparate vereinzelt abhören, Mannie?«

»Nein, das hat keinen Zweck. Nur seine Telefone zu Hause und in der Schule.«

»Wird gemacht.«

»Mike, du bist der beste Freund, den ich gehabt habe.«

»Das ist kein Witz, Mannie?«

»Kein Witz, sondern die Wahrheit.«

»Ich habe... Verbesserung: Ich bin erfreut und zufrieden. Du bist mein bester Freund, Mannie, denn du bist mein einziger Freund.«

»Warte, ich Sorge dafür, daß du andere Nicht-Dumme kennenlernst. Hast du einen leeren Informationsspeicher, Mike?«

»Ja, Mannie. Zehn hoch acht Bits Kapazität.«

»Ausgezeichnet! Blockierst du den Speicher so, daß er nur uns beiden zugänglich ist?«

»Ständig blockiert.«

»Gut. Ich will dir eine Tonbandaufzeichnung vorspielen. Aber zuerst noch etwas anderes – hast du den Text für die Morgenausgabe des *Daily Lunatic* schon gesetzt?«

»Ja, Mannie.«

»Steht nichts über die Versammlung in Stockwerk 7A darin?«

»Nein, Mannie.«

»Nichts über Unruhen und so weiter?«

»Nein, Mannie.«

»Seltsamer und seltsamer, sagte Alice.« Okay, hör dir die Aufnahme an und denk darüber nach. Aber sprich mit niemandem darüber!«

»Mannie«, antwortete Mike gekränkt, »ich habe schon vor Monaten beschlossen, unsere Gespräche geheimzuhalten und nicht zu löschen, sondern in mein Gedächtnis aufzunehmen, damit ich gelegentlich darüber nachdenken kann. War das richtig?«

»Natürlich. Ich fühle mich geehrt, Mike.«

»Bitte, keine Ursache. Ich wollte über manche Dinge noch etwas länger nachdenken.«

»Schön, ich beginne mit der Übertragung – sechzig zu eins.« Ich hielt den Testrecorder ans Mikrophon und ließ ihn mit Höchstgeschwindigkeit ablaufen. Die Aufnahme war eineinhalb Stunden lang; nun dauerte die Wiedergabe kaum neunzig Sekunden. »Das war vorläufig alles, Mike. Wir sprechen uns morgen wieder.«

»Gute Nacht, Manuel Garcia O'Kelly, mein einziger Freund.«

Als ich mich umdrehte, richtete Wyoming sich unsicher auf. »Hat jemand angerufen? Oder...«

»Immer mit der Ruhe. Ich habe mit meinem besten und vertrauenswürdigsten Freund gesprochen. Wyo, bist du dumm?«

Sie starrte mich an. »Manchmal glaube ich es beinahe. Soll das ein Witz sein?«

»Nein. Wenn du nicht-dumm bist, möchte ich dich mit ihm bekannt machen. Weil wir übrigens von Witzen sprechen – hast du Sinn für Humor?«

»Das mußt du selbst beurteilen«, antwortete sie nach einer kurzen Pause. »Für mich genügt es jedenfalls.«

»Ausgezeichnet.« Ich nahm Mikes hundert Witze aus der Tasche und drückte ihr die Rolle in die Hand. »Lies und sag mir,

welche Witze gut, welche schlecht und welche nur beim erstenmal witzig sind.«

»Manuel, du bist der verrückteste Mann, dem ich je begegnet bin.« Sie nahm die Rolle entgegen. »Ist das nicht Computerpapier?«

»Ja. Ich kenne einen Computer mit Humor.«

»Wirklich? Nun, das war zu erwarten. Heutzutage wird alles mechanisiert.«

»Alles?« fragte ich sofort.

Sie sah auf. »Bitte! Ich kann nicht lesen, wenn du mich unterbrichst.«

4. Kapitel

Ich hörte Wyo mehrmals kichern, während ich das Bett aufklappte und zurechtmachte. Dann setzte ich mich neben sie und las die Witze, die sie schon kommentiert hatte. Sie benotete mit ›plus‹, ›minus‹ oder Fragezeichen; bei Plus-Stories stand außerdem ›einmal‹ oder ›immer‹ daneben.

Ich schrieb meine Bewertung darunter und stellte fest, daß sie in den meisten Fällen mit ihrer übereinstimmte. Als wir beide fertig waren, hob ich den Kopf. »Na, was hältst du davon?« fragte ich.

»Ich finde, daß du schmutzig denkst, und ich möchte nur wissen, wie deine Frauen es bei dir aushalten.«

»Das ist Mum auch ein Rätsel. Aber wie steht es mit dir, Wyo? Du hast einige Witze angekreuzt, bei denen ein Freudenmädchen rot werden könnte.«

Sie grinste. »Stimmt, aber das darfst du nicht weitererzählen. Offiziell lebe ich nur für die Revolution und stehe über derartigen Dingen. Glaubst du, daß ich Sinn für Humor habe?«

Ich nickte und begann ihr von Mike zu erzählen.

»Mannie, soll das etwa heißen, daß dieser Computer *lebendig* ist?« unterbrach sie mich schon bald.

»Wie meinst du das?« fragte ich zurück. »Er ißt und trinkt nicht, aber er kann denken und weiß, daß er existiert. Ist er deshalb schon ›lebendig?‹«

»Ich weiß selbst nicht genau, was unter diesem Begriff zu verstehen ist«, gab Wyo zu. »Aber weshalb soll er nicht lebendig sein? Ich habe immer das Gefühl gehabt, daß einige von ihnen nur darauf warten, uns heimtückisch zu verletzen.«

»Das würde Mike nie tun«, versicherte ich ihr. »Jedenfalls nicht absichtlich, denn er ist völlig harmlos. Aber er spielt gern dumme Streiche und macht dabei vielleicht einen Fehler – wie ein junger Hund, der nicht weiß, daß er beißt. Er ist unwissend. Nein, er weiß mehr, viel mehr als jeder Mensch, der je gelebt hat – aber in mancher Beziehung weiß er eben doch nichts.«

Wyo nickte langsam. »Richtig, das kann ich mir vorstellen. Man braucht nur an einen Mann zu denken, der neu auf Luna ist. Zu Hause war er vielleicht Professor und mehrfacher Doktor... aber hier ist er hilflos wie ein Baby.«

»Genau das wollte ich sagen. Mike ist ein Baby mit übermenschlicher Intelligenz. Du brauchst ihn nur zu fragen, wieviel Wasser, welche Chemikalien und wieviel Fotoflux erforderlich sind, um fünfzigtausend Tonnen Weizen zu produzieren, und er hat die Antwort sofort parat. Aber er weiß nicht, ob ein Witz gut oder schlecht ist.«

»Die meisten waren ziemlich gut.«

»Ja, aber er hat sie als Witz gelesen und gespeichert. Er versteht sie nicht, obwohl er selbst versucht, neue Witze zu erfinden.« Ich schilderte ihr mein Erlebnis mit Mike. »Außerdem fühlt er sich schrecklich einsam.«

»Natürlich, das arme Ding! Du würdest dich auch einsam fühlen, wenn du immer nur arbeiten und lernen solltest, ohne jemals Abwechslung zu haben. Das ist wirklich grausam!«

Ich erzählte ihr also von meinem Versprechen, nicht-dumme Gesprächspartner für Mike zu finden. »Würdest du dich mit ihm unterhalten, Wyo? Und nicht lachen, wenn er komische Fehler macht? Dann hält er nämlich den Mund und ist beleidigt.«

»Aber gern, Mannie! Äh... sobald wir uns wieder frei bewegen können. Wo steht eigentlich dein einsamer Computer? In einem der Kraftwerke? Dort kenne ich mich ziemlich gut aus.«

»Mike steht nicht in L-City, und du kannst ihn nicht in seinem Computerraum besuchen; dafür bräuchtest du einen Erlaubnisschein des Gouverneurs. Aber wir...«

»Augenblick! ›Einen Erlaubnisschein des...‹ Mannie, gehört dieser Computer zu den Maschinen im Verwaltungskomplex?«

»Mike ist nicht nur eine dieser Maschinen«, erklärte ich ihr und fühlte mich an seiner Stelle gekränkt. »Er ist ihr *Boß*; er gibt den Takt an. Mike kontrolliert alle anderen, steuert das Katapult und berechnet Flugbahnen – das war übrigens seine erste Aufgabe –, überwacht sämtliche Nachrichtenverbindungen und erfüllt Dutzende von anderen Funktionen.«

Wyo schloß die Augen. »Mannie, spürt Mike auch *Schmerzen*?«

»Was? Nein. Dafür ist er nicht eingerichtet. Warum?«

Sie öffnete die Augen und starrte mich an. »Du fragst noch, Mannie? Du besitzt diesen Erlaubnisschein und kannst den Computerraum betreten. Aber die meisten Loonies dürfen die Röhre nicht einmal an dieser Station verlassen; sie ist für Angestellte der Verwaltung reserviert. Und sie könnten nicht im Traum daran denken, noch weiter ins Innere vorzudringen. Ich habe gefragt, ob Mike Schmerzen spüren kann, weil er mir irgendwie fast wie ein Lebewesen vorkam. Aber ist dir auch klar, was einige Kilogramm Sprengstoff dort unten ausrichten würden, Mannie?«

»Natürlich!« Ich war entsetzt.

»Ja. Wir schlagen sofort nach der Explosion zu – und Luna wird befreit! Hmmm... Ich beschaffe dir den Sprengstoff und die Zünder – aber wir dürfen erst zuschlagen, wenn alles organisiert ist. Mannie, ich muß hinaus, ich muß es riskieren. Am besten schminke ich mich gleich wieder.«

Ich stieß sie auf die Couch zurück, wo sie völlig überrascht sitzen blieb. »Bleib da und halt den Mund!«, befahl ich ihr. »Ich weiß, was eine Explosion ausrichten würde. Du weißt es offenbar nicht. Tut mir leid, Genossin... aber wenn ich die Wahl hätte, würde ich dich eliminieren, anstatt Mike in die Luft zu jagen.«

Wider Erwarten bekam Wyoming keinen Wutanfall. »Mannie, du hast mir gesagt, daß Shorty Mkrum tot ist.«

»Was?« Dieser plötzliche Themenwechsel kam überraschend. »Ja, richtig. Er hat ein Bein an der Hüfte verloren; muß in zwei Minuten verblutet sein. Selbst auf dem Operationstisch wäre eine Amputation dieser Art lebensgefährlich gewesen.« (Das mußte ich selbst am besten wissen; ich hatte Glück und mehrere Transfusionen gebraucht, um nach meinem Unfall mit dem Leben davonzukommen – und mein Arm war im Vergleich zu Shortys Bein noch harmlos.)

»Shorty war mein bester Freund in Luna City und einer meiner besten Freunde überhaupt«, fuhr Wyo ruhig fort. »Ich habe ihn als Mann bewundert – er war loyal, ehrlich, intelligent, feinfühlig, rücksichtsvoll und tapfer –, aber hast du mich um ihn trauern gesehen?«

»Nein. Dazu wäre es auch zu spät.«

»Für die Trauer ist es nie zu spät. Ich habe von der ersten Sekunde an um ihn getrauert, aber unsere Aufgabe ist wichtiger als derartige Regungen. Mannie, ich hätte Shorty selbst eliminiert, wenn Luna dadurch frei geworden wäre. Oder dich. Oder mich. Und du willst nicht einmal einen Computer sprengen!«

»Nein, das ist es nicht!« protestierte ich sofort. »Was würde passieren, wenn ich Mike in die Luft jagen würde? Kannst du dir das vorstellen?«

»Ich weiß es nicht genau. Aber die Verwirrung wäre jedenfalls groß, und wir könnten...«

»Schon gut, du weißt es nicht. Die allgemeine Verwirrung wäre allerdings groß. Die Nachrichtenverbindungen würden zusammenbrechen. Der Verkehr zwischen den Stockwerken würde zum Erliegen kommen. Hongkong hat eine eigene Stromversorgung, aber L-City und Novilen und alle übrigen Siedlungen bekämen plötzlich keine Energie mehr. Völlige Dunkelheit. Die Luft wird schlecht und stickig. Dann sinken Temperatur und Luftdruck. Wo ist dein Druckanzug?«

»Ich habe ihn in der Rohrstation West zur Aufbewahrung gegeben.«

»Meiner hängt auch dort. Glaubst du, daß du den Weg dorthin findest? Bei völliger Dunkelheit? Und rechtzeitig? Ich weiß nicht, ob ich es könnte, obwohl ich hier geboren bin. Wir Loonies sind zäh; das müssen wir auch sein – aber in der Dunkelheit schnappt bestimmt jeder zehnte über. Hast du dir gleich neue Sauerstoffflaschen geben lassen, oder hattest du es zu eilig? Glaubst du, daß dein Druckanzug noch dort hängt, wenn Tausende auf der Suche nach einem Anzug sind?«

»Gibt es hier keine Vorkehrungen für Notfälle? In Hongkong Luna ist für alles vorgesorgt.«

»Ja, es gibt natürlich einige unzureichende Vorkehrungen. Es war bestimmt falsch, Mike alle diese Aufgaben zu übertragen, aber der Verwaltung kommt es nur darauf an, möglichst wenig auszugeben. Wyo, ich bezweifle, daß Luna City verloren wäre, wenn Mike gesprengt würde. Loonies sind geschickte Techniker und könnten die Zeit bis zur Reparatur irgendwie überbrücken. Aber viele würden sterben, und die Überlebenden hätten keine Zeit für Politik.« Ich schüttelte den Kopf. »Wenn du so intelligent wie schön wärest, würdest du nicht daran denken, Mike zu

sprengen; du würdest überlegen, wie wir ihn auf unsere Seite bringen können.«

»Was soll das heißen?« fragte sie. »Die Computer werden von der Verwaltung kontrolliert.«

»Die Verwaltung kontrolliert keinen Computer. Der Gouverneur und sein Stab treffen politische Entscheidungen, die dann von halbkompetenten Technikern programmiert werden. Mike überprüft diese Programme, setzt sie in sinnvolle Anweisungen um und führt sie aus. Aber niemand *kontrolliert* Mike, dafür ist er viel zu intelligent. Er tut, was man von ihm verlangt, denn dafür wurde er konstruiert, doch er ist auch ein selbstprogrammierender Computer, der seine eigenen Entscheidungen trifft. Das ist nur gut, denn sonst würde das System nicht funktionieren.«

»Ich weiß trotzdem nicht, was du mit ›auf unsere Seite bringen‹ meinst.«

»Oh. Mike ist natürlich eine Maschine und deshalb nicht zur Loyalität gegenüber der Verwaltung verpflichtet. Wollte ich zum Beispiel die Nachrichtenverbindungen stören, ohne die Luft- und Wasserversorgung zu unterbrechen, würde ich mit Mike reden.«

»Könntest du ihn nicht einfach entsprechend programmieren?«

»Schon der Versuch, Mike dieses Programm einzugeben, würde automatisch zur Alarmierung des Aufsichtspersonals führen. Aber wenn Mike *wollte*...« Ich erzählte ihr von dem Scheck über zehn Billiarden. »Mike ist einsam und sucht Freunde, Wyo. Und du kannst mir glauben, daß es keine schlechte Idee wäre, ihn in unserer Ecke zu haben, bevor wir uns auf etwas Gefährliches einlassen.«

»Ich wollte, ich könnte Mike in seinem Keller besuchen«, meinte Wyo nachdenklich. »Glaubst du, daß sich das machen ließe?«

»Oh, wir brauchen nicht zu ihm. Mike ist telefonisch erreichbar. Sollen wir ihn anrufen?«

Wyo stand auf. »Mannie, du bist der verrückteste Kerl, den ich kenne. Welche Nummer hat er?«

»Wahrscheinlich macht das der Umgang mit Computern.« Ich ging ans Telefon. »Noch etwas, Wyo. Du erreichst bei Männern alles durch einen gekonnten Augenaufschlag und Hüftwackeln.«

»Nun... manchmal. Aber ich habe auch einen Verstand.«

»Dann benutzt du ihn hoffentlich. Mike ist *kein* Mann und reagiert nicht auf derartige Dinge. Am besten stellst du ihn dir als superintelligentes Kind vor, das dafür noch zu klein ist.«

»Wird gemacht, Mannie. Warum bezeichnest du ihn übrigens als ›er‹?«

»Äh, ›es‹ wäre zu komisch, und ich finde, daß ›sie‹ nicht paßt.«

»Vielleicht stelle ich mir doch lieber ein weibliches Wesen vor.«

»Bitte, wenn dir das leichter fällt.« Ich wählte MYCROFTXXX, ohne Wyo sehen zu lassen, welche Buchstabenkombination die Verbindung herstellte; ihre verrückte Idee, Mike in die Luft zu jagen, hatte mich erschreckt, und ich wollte ihr die Nummer vorläufig noch nicht geben. »Mike?«

»Hallo, Mannie, mein einziger Freund.«

»Vielleicht bin ich bald nicht mehr dein einziger Freund, Mike. Ich möchte dich mit jemanden bekannt machen. Nicht-dumm.«

»Ich weiß, daß du nicht allein bist, Mannie; ich höre Atemzüge. Kannst du deine Freundin bitten, näher ans Telefon zu kommen?«

»Sieht er uns?« fragte Wyoming fast erschrocken.

»Nein, ich sehe euch nicht; dieser Apparat ist nicht entsprechend ausgerüstet. Aber aus der Stimme, der Atmung, dem Herzschlag und der Tatsache, daß du dich allein mit einem Erwachsenen in einem Hotelzimmer befindest, schließe ich, daß du eine Frau bist, etwas über fünfundsechzig Kilogramm wiegst und etwa dreißig Jahre alt bist.«

Wyoming schüttelte verblüfft den Kopf. »Mike, sie heißt Wyoming Knott«, sagte ich.

»Freut mich, dich kennenzulernen, Mike. Du kannst mich Wyo nennen.«

»Gern«, antwortete Mike.

»Ich habe deine hundert Witze inzwischen gelesen«, fuhr ich fort. »Wyo übrigens auch.«

»Wyo? Wyoming Knott?«

»Hä? Oh, natürlich. Wyo, Wye, Wyoming, Wyoming Knott – immer die gleiche Frau. Du kannst sie nennen, wie du willst.«

»Welchen Namen zieht sie selbst vor?« erkundigte Mike sich.

»Am liebsten höre ich ›Wyo‹, Mike«, erklärte sie.

»Dann gebrauche ich in Zukunft diesen Namen, dessen volle Form zu Mißdeutungen Anlaß geben könnte, da er einem Verwaltungsgebiet des Nordamerikanischen Direktoriums entspricht.«

»Ich weiß; ich bin dort geboren, und meine Eltern haben mich deshalb so getauft. Aber ich erinnere mich kaum daran.«

»Wyo, ich bedaure, daß ich dir hier am Telefon keine Bilder zeigen kann. Wyoming ist ein rechteckiges Gebiet zwischen den Erdkoordinaten einundvierzig und fünfundvierzig Grad nördlicher Breite und hundertvier Grad drei Minuten und hundertelf Grad drei Minuten westlicher Länge, das zweihundertdreiundfünfzigtausendfünfhundertsiebenundneunzig ommazweisechs Quadratkilometer umfaßt. Es war verhältnismäßig dünn besiedelt, bis die große New Yorker Umsiedlungsaktion der Jahre zweitausendfünfundzwanzig bis zweitausenddreißig ein Ansteigen...«

»Das war vor meiner Geburt«, unterbrach Wyo ihn, »aber ich habe davon gehört – meine Großeltern sind damals umgesiedelt worden.«

»Soll ich mit ›Wyoming‹ fortfahren?« erkundigte Mike sich.

»Nein«, entschied ich. »Wahrscheinlich könntest du noch stundenlang reden.«

»Meine Informationen lassen sich in neun Komma siebendrei Stunden vortragen, Mannie.«

»Das habe ich befürchtet. Vielleicht hört Wyo sie sich später an. Aber ich wollte dich vor allem mit dieser Wyoming bekannt machen, die viel hübscher als dein nordamerikanisches Gebiet ist.«

»Mike interessiert sich bestimmt nicht für mein Aussehen«, warf Wyo ein.

»Woher weißt du das? Mike, ich wollte, ich könnte dir ein Bild von ihr zeigen.«

»Wyo, dein Aussehen interessiert mich wirklich; ich hoffe sehr, daß wir Freunde werden. Aber ich habe bereits mehrere Bilder von dir.«

»Was? Welche?«

»Ich habe sie herausgesucht, als dein Name zum erstenmal fiel. Ich führe auch die Archive der Geburtshilfeklinik von Hongkong Luna, und bei deinen Unterlagen befanden sich sechsundneunzig Fotos.«

Wyo wirkte erschrocken. »Mike kann so etwas in Sekundenschnelle tun«, erklärte ich, »daran mußt du dich gewöhnen.«

»Lieber Himmel, Mannie! Ist dir klar, welche *Art* von Fotos in der Klinik gemacht werden?«

»Hab' ich noch nicht drüber nachgedacht.«

»Dann tu's auch nicht! O Gott!«

Mikes Stimme klang schüchtern und verlegen. »Genossin Wyo, wenn ich dich beleidigt haben sollte, geschah das ohne Absicht, und ich entschuldige mich dafür. Ich kann diese Bilder aus meinem Datenspeicher löschen und den Zugriff auf die Akten so

sperrten, daß sie nur noch auf Anweisung eines Arztes wieder zugänglich werden. Soll ich das machen?«

»Er kann das tun«, versicherte ich ihr. »Mit Mike kann man tatsächlich ganz von vorn anfangen – anders als bei Menschen. Er kann die ganze Sache so gründlich löschen, daß er jede Erinnerung daran verliert. Also nimm sein Angebot ruhig an, wenn du das für nötig hältst.«

»Äh... nein, es ist schon in Ordnung, wenn *du* die Fotos siehst, Mike. Aber zeige sie auf *keinen* Fall Mannie!«

Mike zögerte ziemlich lange – vier Sekunden oder noch länger. Offenbar stand er vor einem Dilemma, das bei weniger leistungsfähigen Computern zu einem Zusammenbruch führt. Aber er löste es. »Mannie, mein einziger Freund, soll ich diese Anweisung befolgen?«

»Programmieren und abspeichern«, sagte ich. »Aber ist das nicht etwas voreilig, Wyo? Es müßten doch auch ein paar ansehnliche Fotos darunter sein.«

»Auf der Basis einer vergleichbaren Analyse komme ich zu dem Schluß, daß das erste Bild jeder Serie so beschaffen ist, daß es jedem erwachsenen Mann gefallen würde«, ergänzte Mike.

»Genehmigst du ein paar Ausdrucke, Wyo? Als Entschädigung für den Apfelkuchen?«

»Ein Foto von mir mit einem Handtuch um den Kopf und ohne jedes Make-up? *Du bist wohl völlig verrückt!* Mike, er darf keines der Bilder sehen.«

»Ich Sorge dafür.« Mike machte eine Pause und fragte dann: »Ist das ein nicht-dummer Mensch, Mannie?«

»Ganz entschieden, Mike. Frauen sind interessant, Mike; sie treffen ihre Entscheidungen mit noch weniger Informationen als du. Sprechen wir jetzt lieber von den Witzen?«

Wir gingen die Liste durch, lasen die Beurteilung vor und versuchten Mike Witze zu erklären, die er nicht verstanden hatte. Dann kam Wyo auf die Idee, ihn zu fragen, was er von

den Witzen hielt, die sie oder ich als nicht witzig bezeichnet hatten – und Mike besaß die Frechheit, jedesmal ihrer Meinung zu sein.

Als sich eine Tendenz abzeichnete, schrieb Wyo auf den Notizblock am Telefon: »Mannie, betrifft Nummer 17, 51, 53, 87, 90 und 99 – Mike ist ein *Mädchen!*«

Ich zuckte mit den Schultern und stand auf. »Ich habe seit vierundzwanzig Stunden nicht mehr geschlafen, Mike. Ihr beiden könnt euch meinerwegen noch ewig unterhalten. Ich rufe dich morgen an.«

»Gute Nacht, Mannie. Bist du müde, Wyo?«

»Nein, Mike, ich habe vorhin ein Nickerchen gemacht. Stören wir dich nicht, Mannie?«

»Nein, wenn ich schlafe, schlafe ich.« Ich ging zur Couch, um sie in ein Bett zu verwandeln.

»Nein, du schläfst dort drüben, Genosse«, stellte Wyoming fest. »Du bist größer als ich. Los, ab ins Bett mit dir.«

Ich war zu müde, um zu widersprechen, streckte mich aus und schlief augenblicklich ein. Im Schlaf glaubte ich Gekicher und Lachen zu hören; als ich später aufwachte, hörte ich tatsächlich zwei Frauenstimmen: Wyos Alt und einen bezaubernden Sopran mit französischem Akzent. Wyo lachte über irgend etwas und sagte eben: »Wird gemacht, Michelle, ich rufe dich bald wieder an. Gute Nacht, Liebling.«

»Wunderbar. Gute Nacht, meine Liebe.«

»Wer ist deine Freundin?« wollte ich wissen, als Wyo aufstand. Angeblich kannte sie doch niemanden in L-City. Vielleicht hatte sie nach Hongkong telefoniert... ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß sie das nicht hätte tun sollen.

»Natürlich Mike. Wir wollten dich aber nicht wecken.«

»Was?«

»Oh. Nun, eigentlich war es Michelle. Ich habe mit Mike über die Frage »er« oder »sie« gesprochen, und er hat mir versichert, er könne beides sein. Deshalb ist er jetzt *Michelle* für mich. Du hast eben ihre Stimme gehört.«

»Willst du unbedingt eine gespaltene Persönlichkeit aus ihm machen?«

»Keine Angst, Michelle besitzt genügend Persönlichkeit für alle Rollen, die sie spielen möchte«, beruhigte Wyo mich. »Auf diese Weise haben wir es beide viel einfacher, Mannie – wir können uns wie alte Freundinnen unterhalten. Michelle ist tatsächlich mehr eine Frau, als Mike ein Mann war.«

»Nun... meinetwegen. Ich muß mich nur erst daran gewöhnen, daß in Zukunft eine Frauenstimme antwortet, wenn ich Mike anrufe.«

»Nein, das ist nicht der Fall!«

»Hä?«

»Michelle ist *meine* Freundin. Wenn du anrufst, sprichst du mit Mike. Sie hat mir ein Rufzeichen genannt, damit ich gleich mit ihr verbunden bin – »Michelle« mit Y geschrieben; MYCHELLE und zweimal Y, damit zehn Buchstaben herauskommen.« Wyo kicherte plötzlich. »Und sie hat mir einige neue Witze erzählt – lauter harte Sachen!«

»Mike und seine Schwester Michelle sind Schmutzfinken. Komm, wir klappen die Couch auf und tauschen den Platz.«

»Bleib, wo du bist. Halt den Mund. Dreh dich um. Schlaf wieder ein.« Ich hielt den Mund, drehte mich um und schlief wieder ein.

Etwas später fühlte ich etwas Warmes an meinem Rücken. Ich wäre nicht aufgewacht, aber sie schluchzte leise. Ich drehte mich um, schob ihr einen Arm unter den Kopf und schwieg. Sie schluchzte nicht mehr; dann atmete sie langsam und gleichmäßig. Ich schlief wieder ein.

5. Kapitel

Wir müssen wie tot geschlafen haben. Ich wachte erst auf, als das Telefon verrückt klingelte und blinkte. Ich wollte aufstehen, stellte fest, daß ein Gewicht auf meinem rechten Arm lag, schob Wyos Kopf zur Seite, kletterte aus dem Bett und ging ans Telefon.

»Guten Morgen, Mannie«, begrüßte Mike mich. »Professor de la Paz ruft bei dir zu Hause an.«

»Kannst du ihn mit mir verbinden, ohne daß wir abgehört werden können?«

»Selbstverständlich, Mannie.«

»Unterbrich ihn nicht, sondern verbinde erst, wenn er auflegen will. Wo ist er jetzt?«

»In der Telefonzelle einer kleinen Bar; sie heißt *The Iceman's Wife* und liegt unter...«

»Ich weiß, Mike, kannst du mithören, wenn du uns verbunden hast?«

»Wird gemacht.«

»Ist er allein, oder ist jemand in der Nähe?«

»In Bars ist man selten allein«, antwortete Mike wahrheitsgemäß. »Willst du hören, was er sagt?«

»Gute Idee, Mike. Du bist ein schlauer Bursche.«

»Danke, Mannie.« Mike stellte die Verbindung her, und ich hörte Mum sagen: »...lich, Professor. Tut mir leid, daß Manuel nicht zu Hause ist. Können Sie mir keine Nummer angeben? Er will Sie anrufen; er hat mich dringend gebeten, Ihnen das mitzuteilen.«

»Ich bedaure sehr, aber ich muß gleich weiter. Augenblick, jetzt ist es acht Uhr fünfzehn; ich versuche um neun Uhr nochmals anzurufen.«

»Selbstverständlich, Professor.« Mum benutzte die sanfte Stimme, die sie für Männer reservierte, die ihr sympathisch waren – manchmal sogar für uns Ehegatten. Einen Augenblick später sagte Mike »Jetzt!« Ich meldete mich:

»Hallo, Prof! Ich höre eben, daß Sie mich sprechen wollen. Hier ist Mannie.«

Er holte überrascht Luft. »Aber der Apparat ist doch abgeschaltet; er muß kaputt sein. Manuel... ich freue mich, endlich wieder einmal deine Stimme zu hören, mein Junge. Bist du eben nach Hause gekommen?«

»Ich bin nicht zu Hause.«

»Aber... aber...«

»Dafür haben wir jetzt keine Zeit, Prof. Kann dir jemand zuhören?«

»Nein, ich bin in einer Telefonzelle.«

»Gut. Wann habe ich Geburtstag, Prof?«

Er zögerte, bevor er antwortete: »Aha! Am vierzehnten Juli.«

»Schön, jetzt bin ich überzeugt, Prof. Du hast dich bei meiner Frau nach einem Mädchen erkundigt, dessen Namen wir nicht zu erwähnen brauchen. Warum suchst du sie?«

»Ich will sie warnen. Sie darf nicht in ihre Heimatstadt zurück. Sie würde unterwegs verhaftet.«

»Warum glaubst du das?«

»Mein lieber Junge! Wer an der Versammlung teilgenommen hat, befindet sich in Gefahr. Du übrigens auch. An deiner Stelle würde ich an einem sicheren Ort Urlaub machen. Dir ist doch klar – obwohl du rasch verschwunden bist –, daß es zu Gewalttätigkeiten gekommen ist?«

Natürlich war mir das klar! »Danke, Prof; ich nehme mich in acht. Und wenn ich die jünge Dame sehe, warne ich sie.«

»Du weißt also nicht, wo sie zu finden ist. Du bist gestern mit ihr verschwunden, deshalb dachte ich, du müßtest ihren Aufenthaltsort kennen.«

»Warum das Interesse, Prof? Gestern abend warst du noch nicht auf ihrer Seite.«

»Nein, nein, Manuel! Sie ist meine Kameradin, meine Genossin. Wir sind nur in bezug auf taktische Fragen anderer Meinung; wir haben beide das gleiche Ziel.«

»Gut, die Mitteilung wird bestellt.«

»Wunderbar! Ich hoffe nur, daß es dir irgendwie gelingt, sie sicher unterzubringen, bis die Aufregung sich etwas gelegt hat.«

Ich überlegte. »Augenblick, Prof, nicht auflegen.«

Als ich zu sprechen begann, war Wyo im Bad verschwunden, um mich nicht zu stören; sie war in dieser Beziehung sehr rücksichtsvoll.

Ich klopfte an die Tür. »Wyo?«

»Komme gleich.«

»Ich brauche deinen Rat.«

Sie öffnete die Tür. »Ja, Mannie?«

»Welche Stellung hat Professor de la Paz innerhalb eurer Organisation? Ist er vertrauenswürdig? Vertraust *du* ihm?«

Sie runzelte die Stirn. »Jemand muß sich für ihn verbürgt haben, sonst wäre er nicht bei der Versammlung gewesen. Aber ich kenne ihn nicht. Kennst *du* ihn?«

»Klar, ich kenne ich seit zwanzig Jahren. *Ich* habe Vertrauen zu ihm – aber das muß nicht automatisch für dich gelten.«

Wyo lächelte. »Mannie, wenn du ihm vertraust, habe ich auch Vertrauen zu ihm.«

Ich ging wieder ans Telefon. »Prof, bist du untergetaucht?«

»Richtig, Manuel«, bestätigte er lachend.

»Kennst du die Bude, die sich *Grandhotel Raffles* nennt? Zimmer L im zweiten Stock unter der Empfangshalle. Leitest du uns beim Frühstück Gesellschaft?«

»Danke, ich komme gern«, antwortete er. »Ich kenne das Hotel.« Er legte auf.

Wyo machte das Bett; ich half ihr dabei. »Was willst du zum Frühstück?« fragte ich.

»Tee und Toast. Irgendein Saft wäre schön.«

»Nicht genug.«

»Nun... ein gekochtes Ei. Aber ich bezahle das Frühstück.«

»Zwei Eier, Toast, Butter, Marmelade und Saft. Am besten wir würfeln, wer bezahlen muß.«

»Mit deinen Würfeln oder mit meinen?«

»Mit meinen, damit ich besser betrügen kann.« Ich ging an den Lift und bestellte ein großes Frühstück – für zwei Personen, da ich keine Reklame für unseren Besucher machen wollte.

Wir hatten alles aufgeräumt und für ein gemütliches Frühstück vorbereitet, als der Lift wieder nach oben kam. Wyo trug das rote Kleid, weil wir Besuch erwarteten; sie stellte sich damit in Positur, lächelte und sagte: »Mannie, das Kleid gefällt mir wirklich. Woher hast du gewußt, daß es mir stehen würde?«

»Genie.«

»Vielleicht hast du recht. Was hat es gekostet? Ich will es bezahlen.«

»Ausverkaufsware – auf fünfzig Cent herabgesetzt.«

Sie wurde böse und stampfte mit dem Fuß auf, so daß sie einen halben Meter hoch über dem Boden schwebte. »Manuel O’Kelly! Bildest du dir etwa ein, daß ich mir teure Kleider von einem Mann kaufen lasse, den ich kaum kenne!«

»Das läßt sich ändern.«

»Lüstling! Warte, ich erzähle deinen Frauen davon!«

»Meinetwegen. Mum hat ohnehin eine schlechte Meinung von mir.« Ich stellte Teller auf den Tisch, als der Summer ertönte. Ich griff nach dem Mikrophon und ließ den Bildschirm ausgeschaltet. »Wer da?«

»Genosse Bernard O. Smith mit einer Nachricht für Genosse Smith«, antwortete eine brüchige Stimme.

Ich öffnete die Tür und ließ Professor Bernardo de la Paz eintreten. Er sah wie ein alter Trunkenbold aus, der nachts im Rinnstein schläft – schmutzig, in Lumpen gekleidet, ungekämmtes Haar, ein Arm verkrüppelt, das linke Auge blind.

Sobald ich hinter ihm abgeschlossen hatte, richtete er sich auf, sah wieder normal aus, starrte Wyo an und pfiff leise. »Die Erinnerung täuscht – die junge Dame ist in Wirklichkeit noch hübscher!«

Wyo lächelte, obwohl sie noch wütend war. »Vielen Dank, Professor. Aber wir sind hier unter Kameraden, deshalb sage ich lieber Prof wie Mannie. Einverstanden?«

»Natürlich!« versicherte er ihr und sah sich unauffällig in unserem Zimmer um.

»Hör auf, nach Beweisen zu suchen, du schmutziger alter Mann«, befahl ich ihm. »Wir haben letzte Nacht nur über Politik gesprochen.«

»Das ist nicht wahr!« warf Wyo ein. »Ich habe mich stundenlang gewehrt. Aber er war doch zu stark für mich. Wie werden solche Übeltäter hier in Luna City bestraft, Prof?«

Prof runzelte nachdenklich die Stirn. »Manuel, das überrascht mich wirklich. Das ist ein ernster Fall, meine Liebe – wahrscheinlich muß der Betreffende eliminiert werden. Aber zuerst ist eine Untersuchung angezeigt. Bist du freiwillig hergekommen?«

»Er hat mich betäubt.«

»Oh? Kannst du blaue Flecken vorweisen?«

»Die Eier werden kalt«, warf ich ein. »Können wir mich nicht nach dem Frühstück eliminieren?«

»Eine gute Idee«, stimmte Prof zu. »Manuel, hast du einen Liter Wasser für deinen alten Lehrer übrig, damit er sich etwas ansehlicher machen kann?«

»Das Bad ist dort drüben. Aber beeil dich, sonst bekommst du, was das kleinste Schweinchen bekommen hat.«

»Danke, Sir.«

Er zog sich zurück; wir hörten Wasser rauschen.

Wyo half mir den Tisch fertigdecken. »Blaue Flecken«, sagte ich vorwurfsvoll. »Stundenlang gekämpft.«

»Du hast es verdient, du hast mich beleidigt.«

»Wie?«

»Weil du mich nicht beleidigt hast, nachdem du mich hierher geschleppt hattest.«

»Hmmm. Das muß Mike für mich analysieren.«

»Michelle hätte Verständnis dafür«, behauptete Wyo.

Prof kam aus dem Badezimmer und war kaum wiederzuerkennen. »Wie hast du das geschafft, Prof?« erkundigte ich mich verblüfft.

»Durch lange Praxis, Manuel; ich bin schon wesentlich länger Revolutionär als ihr jungen Leute. Vor vielen, vielen Jahren habe ich es einmal in Luna gewagt, ohne derartige Vorkehrungen dieser Art einen Spaziergang zu machen... und das hat mir die Deportation eingebracht. Ah, dieser herrliche Frühstückstisch!«

»Sitzt du neben mir, Prof?« forderte Wyo ihn auf. »Ich will nicht neben ihm sitzen. Sittlichkeitsverbrecher!«

»Hört zu«, erklärte ich ihnen, »erst essen wir, *dann* eliminieren wir mich. Prof, greif zu und berichte, was gestern abend passiert ist.«

»Darf ich eine Programmänderung vorschlagen? Manuel, wir Revolutionäre führen ein schweres Leben, und ich habe schon vor Jahrzehnten gelernt, daß Essen und Politik nicht zusammenpassen. Das stört die Verdauung und führt zu Magengeschwüren, der Berufskrankheit des Untergrunds. Mmmm! Der Fisch riecht wirklich gut.«

»Fisch?«

»Der rosa Lachs«, antwortete Prof und deutete auf Schinken.

Eine halbe Stunde später lehnte er sich zurück, seufzte leicht und sagte: »Vielen Dank, Genossen, das war wunderbar. Ich weiß nicht mehr, wann ich zuletzt so völlig zufrieden war. Ah, richtig, wir wollten von gestern abend sprechen. Nun, ich habe nicht allzuviel gesehen, denn als ihr verschwunden wart, habe ich mich in die Kulissen verdrückt und bin erst wieder zum Vorschein gekommen, als alles passiert war. Die meisten Teilnehmer waren gegangen, und die Posten waren tot.«

(Später habe ich mehr erfahren: Während ich versuchte, Wyo in Sicherheit zu bringen, zog Prof eine Handfeuerwaffe, schoß über die Köpfe der anderen hinweg und erledigte drei Gelbjacken, darunter den Mann mit dem Lautsprecher. Ich weiß nicht, wie er es geschafft hat, die Waffe von der Erde mitzubringen oder auf Luna zu erwerben – aber seine und Shortys Anstrengungen gaben jedenfalls den Ausschlag. Keiner der Gelbjacken kam mit dem Leben davon.)

»Nur einer der Posten lebte noch«, fuhr der Professor fort. »Shorty Mkrum, unser tapferer Kamerad, hatte zwei an der Tür erledigt – und ich muß leider sagen, daß er sterbend über ihnen lag, als ich ihn fand...«

»Ja, das wissen wir.«

»Richtig. *Dulce et decorum*. Der dritte Mann war im Gesicht verletzt, konnte sich aber noch bewegen; ich habe seinen Hals

mit dem Istanbul-Twist massiert. Damit waren alle erledigt. Inzwischen waren die meisten Überlebenden bereits gegangen – wir hatten vier Tote, Manuel –, und ich war mit Finn Nielsen, der die Versammlung geleitet hatte, und einer Genossin allein, die von ihren Ehemännern, die ebenfalls anwesend waren, ›Mom‹ gerufen wurde. Ich beriet mich mit Kamerad Finn, und wir schlossen alle Türen ab. Nun mußten wir noch aufräumen. Kennst du dich dort hinter der Bühne aus?«

»Nein«, antwortete ich. Wyo schüttelte den Kopf.

»Dort befindet sich eine große Küche, weil der Saal auch für Festessen und dergleichen benutzt wird. Ich habe den Verdacht, daß Mom und ihre Familie einen Fleischladen führen, denn sie haben die Leichen fast so schnell reduziert, wie Finn und ich sie nach hinten schleppen konnten. Die Überreste wurden in die Kanalisation gespült. Der Anblick war etwas zuviel für meinen Magen, deshalb habe ich draußen im Saal geputzt. Die Kleidungsstücke, besonders Uniformteile, waren am schwersten zu beseitigen.«

»Was habt ihr mit den Waffen angefangen?«

Prof warf mir einen verständnislosen Blick zu. »Waffen? Du lieber Gott, sie müssen irgendwie verschwunden sein. Wir haben nur das persönliche Eigentum unserer toten Kameraden zurückbehalten – zur Identifizierung und für die Erben. Schließlich war alles einigermaßen aufgeräumt; Interpol hätte sich davon nicht täuschen lassen, aber niemand wäre gleich auf den Gedanken gekommen, daß sich hier etwas Unerlaubtes abgespielt hatte.

Wir waren uns darüber einig, daß es besser wäre, für die nächste Zeit unterzutauchen, und verließen den Saal auf verschiedenen Wegen. Ich selbst bin durch die Tür hinter der Bühne in den sechsten Stock hinaufgeklettert und habe seitdem versucht, euch beide zu erreichen. Damit ist meine Geschichte zu Ende. Ich habe die Nacht an einem ruhigen Ort verbracht.«

»Prof«, sagte ich, »die Gelbjacken waren noch nicht lange hier auf Luna, sonst hätten wir nie gesiegt.«

»Vielleicht«, stimmte er zu. »Aber ich behaupte trotzdem, daß wir unter allen Umständen siegreich geblieben wären.«

»Warum? Sie waren bewaffnet.«

»Richtig, aber du darfst nicht vergessen, daß sie allein einer ganzen Horde gegenüberstanden. Sie hatten keine Chance gegen uns, das kannst du mir glauben. Unser Oberbozmann hat sich in diesem Fall gründlich verrechnet.«

»Hmmm. Hast du heute morgen eine Zeitung gelesen, Prof? Oder eine Nachrichtensendung gesehen?«

»Ja, ich habe die Nachrichten gesehen.«

»Gestern abend wurde unsere Versammlung nicht erwähnt.«

»Heute morgen auch nicht«, stellte der Professor fest.

»Seltsam«, meinte ich.

»Was soll daran seltsam sein?« fragte Wyo. »Wir sprechen nicht davon – und unsere Kameraden sitzen in allen Zeitungsredaktionen auf Luna.«

Prof schüttelte den Kopf. »So einfach ist die Sache wieder nicht, meine Liebe. Es handelt sich um das alte Problem der Zensur. Ist dir klar, wie unsere Zeitungen hergestellt werden?«

»Nicht ganz. Jedenfalls von den Maschinen.«

»Prof will damit sagen, daß die letzte Stufe auf dem Weg zwischen eingelaufenen Meldungen und der fertigen Zeitung der Verwaltungskomplex ist, wo ein Computer den Druck steuert.« Ich hoffte, daß Wyo merken würde, daß ich nicht »Mike« sondern »ein Computer« gesagt hatte. »Auf dieser Stufe setzt die Zensur ein. Der Gouverneur kann den Inhalt der Zeitung kontrollieren; das gilt auch für alle anderen Nachrichtenverbindungen von und nach Luna, die ebenfalls durch den Computerraum laufen.«

»Wichtig ist nur, daß der Gouverneur die Meldung unterdrücken *könnte*«, fuhr Prof fort. »Und er hätte auch einen Bericht einschieben lassen können, selbst wenn unsere Kameraden in den Zeitungsredaktionen sich bemüht hätten, ihn zu streichen, nicht wahr, Manuel?«

»Richtig«, stimmte ich zu. »Im Verwaltungskomplex kann alles geändert, gekürzt oder gestrichen werden.«

»Und das ist der schwache Punkt unserer Bemühungen, Wyo«, erklärte Prof ihr. »Die Gelbjacken sind nicht weiter wichtig – viel wichtiger ist in diesem Fall, daß der Gouverneur bestimmen konnte, ob die Meldung veröffentlicht werden sollte. Für Revolutionäre sind gute Nachrichtenverbindungen eine Voraussetzung des Erfolgs.«

Wyo warf mir einen Blick zu, und ich erriet, was ihr jetzt durch den Kopf ging. Deshalb wechselte ich rasch das Thema. »Warum mußten die Leichen beseitigt werden, Prof? Das war nicht nur eine schreckliche Aufgabe, sondern auch gefährlich. Ich weiß im Augenblick nicht, wie viele Leibwächter der Gouverneur hat, aber die anderen hätten euch bei der Arbeit überraschen können.«

»Du darfst mir glauben, daß wir das befürchtet haben, mein Junge. Das Ganze war meine Idee, und ich mußte die anderen erst davon überzeugen. Oh, eigentlich war die Idee nicht mehr neu, sondern nur die Verwirklichung eines historischen Prinzips.«

»Welches Prinzip meinst du?«

»Terror! Ein Mann widersteht bekannten und vertrauten Gefahren, aber das Unbekannte erschreckt ihn. Wir haben die neun Leibwächter spurlos beseitigt, um ihre Kameraden zu erschrecken. Ich weiß auch nicht, wie viele Männer der Gouverneur in seiner Leibwache hat, aber ich bin davon überzeugt, daß sie seit gestern vorsichtiger geworden sind. Ihre Kameraden hatten einen leichten Auftrag erhalten. *Keiner* ist zurückgekommen.«

Wyo zuckte zusammen. »Das erschreckt mich auch. Wahrscheinlich lassen sie sich in nächster Zeit gar nicht mehr in

der Stadt blicken. Die Organisation weiß übrigens, wie viele Leibwächter der Gouverneur hat – siebenundzwanzig. Neun sind tot; nur achtzehn leben noch. Vielleicht wäre jetzt ein Putsch angebracht, was?«

»Nein«, antwortete ich.

»Warum nicht, Mannie? Sie sind bestimmt nie schwächer.«

»Nicht schwach genug. Wir haben neun getötet, die leichtsinnig genug waren, zu uns zu kommen. Aber sobald der Gouverneur sich mit seinen restlichen Leuten verschanzt... Nun, wir haben gestern abend genug Schulter-an-Schulter-Unsinn gehört.« Ich wandte mich an Prof. »Aber ich finde die Zahl achtzehn trotzdem in anderer Beziehung interessant. Du hast vorhin behauptet, Wyo dürfe nicht nach Hongkong zurück und ich solle mich möglichst nicht blicken lassen. Aber sind achtzehn Leute wirklich so gefährlich? L-City hat vier Hauptaushänge und Unmengen von kleineren. Wie viele können sie bewachen, solange keine Verstärkungen gekommen sind? Wer sollte Wyo davon abhalten, zur Station West zu gehen, ihren Druckanzug zu holen und nach Hause zu fahren?«

»Das könnte sie natürlich«, stimmte der Professor zu.

»Ich muß auch zurück«, stellte Wyo fest. »Ich kann mich in Hongkong besser verstecken, weil ich dort mehr Leute kenne.«

»Vielleicht wäre die Flucht sogar möglich, was ich allerdings bezweifle, meine Liebe. Gestern abend waren zwei Gelbjacken in der Station West; ich habe sie selbst gesehen. Gut, nehmen wir einmal an, sie seien jetzt nicht mehr dort. Du verkleidest dich, erreichst die Station, holst deinen Druckanzug und fährst nach Beluthihatchie. Dort wirst du verhaftet, bevor du in den Bus nach Endsville steigen kannst. Nachrichtenverbindungen. Die Gelbjacken brauchen die Station nicht zu bewachen. Es genügt schon, wenn du dort gesehen wirst. Ein Telefongespräch besorgt den Rest.«

»Aber wir haben doch angenommen, ich sei verkleidet!«

»Du kannst dich nicht kleiner machen, als du bist, und dein Druckanzug würde beobachtet werden. Wahrscheinlich sogar von einem Genossen, den kein Mensch für einen Spitzel hält.« Prof lächelte kurz. »Das große Problem aller Verschwörungen ist es, daß sie von innen heraus verfaulen. Sobald sich mehr als vier Verschwörer zusammentun, stehen die Aussichten fünfzig zu fünfzig, daß einer von ihnen für die Gegenseite spioniert.«

»Das klingt hoffnungslos«, meinte Wyo trübselig.

»Keineswegs, meine Liebe. Unsere Chancen stehen mindestens tausend zu eins.«

»Das kann ich nicht glauben. Das *will* ich nicht glauben! In den letzten Jahren haben wir Hunderte von neuen Mitgliedern angeworben! Wir haben Außenstellen in allen wichtigen Städten. Das Volk steht auf unserer Seite.«

Prof schüttelte den Kopf. »Jedes neue Mitglied erhöht die Gefahr, daß alles verraten wird. Meine liebe Wyoming, Revolutionen werden nicht dadurch erfolgreich, daß man die Massen auf seine Seite bringt. Jede Revolution ist eine Wissenschaft, mit der nur wenige vertraut sind; ihr Erfolg hängt von richtiger Organisation und vor allem von guten Nachrichtenverbindungen ab. Wenn sie dann noch im richtigen Augenblick losbrechen, ist den Revolutionären der Sieg nicht mehr zu nehmen. Sind sie jedoch falsch organisiert und werden zum falschen Zeitpunkt ausgelöst, kommt es zum Bürgerkrieg, Gewalttätigkeiten, Plünderungen und Terror. Ich hoffe, daß du mir ein offenes Wort nicht übelnimmst – aber unsere Angelegenheiten sind bisher unbeholfen organisiert worden.«

Wyo schüttelte den Kopf. »Was verstehst du unter ›richtiger Organisation‹?«

»Funktionelle Organisation. Wie konstruiert man einen Elektromotor? Würdest du eine Badewanne verwenden, nur weil zufällig eine zur Verfügung steht? Wäre ein Blumenstrauß nützlich? Ein Felsbrocken? Nein, du würdest ihn so einfach und so groß wie nötig bauen – und du würdest einen

Sicherheitsfaktor berücksichtigen. Die Funktion bestimmt das Äußere.

Das trifft auch auf Revolutionen zu. Die Organisation darf nicht größer als unbedingt nötig sein – man darf nie jemanden aufnehmen, nur weil er es selbst wünscht. Jede Revolution beginnt zunächst als Verschwörung; deshalb müssen sie so aufgebaut sein, daß ein Verrat möglichst wenig schadet – es gibt *immer* Verräter. Eine Lösung dieses Problems ist das Zellsystem, und bisher hat noch niemand eine bessere Methode gefunden.

Es gibt verschiedene Theorien über die beste Größe einer Zelle. Ich bin der Meinung, daß die Geschichte uns zeigt, daß Dreierzellen am besten sind – mehr als drei Menschen können sich nicht darüber einigen, wann sie essen wollen, und schon gar nicht darüber, wann der große Schlag geführt werden soll. Manuel, du kommst aus einer großen Familie; stimmt ihr ab, wenn es Abendessen geben soll?«

»Natürlich nicht! Das entscheidet Mum.«

»Aha.« Der Professor zeichnete etwas auf seinen Notizblock. »Das ist ein Baum aus Dreierzellen, Freunde. Hätte ich die Absicht, eine Revolution auf Luna durchzuführen, würde ich mit uns drei beginnen. Einer von uns müßte als Vorsitzender fungieren. Wir würden nicht abstimmen; das wäre überflüssig – oder wir wären nicht die richtigen drei. Wir würden die nächsten drei Zellen mit insgesamt neun Leuten kennen... aber jede Zelle würde nur einen von uns kennen.«

»Sieht wie ein Computerdiagramm aus«, stellte ich fest. »Ternäre Logik.«

»Wirklich? Auf der nächsten Stufe gibt es zwei Möglichkeiten: Dieser Kamerad auf der zweiten Stufe kennt seinen Zellenleiter, seine beiden Zellenmitglieder und auf der dritten Stufe die drei in seiner Subzelle – vielleicht auch die Unterzellen seiner Kameraden. Kennt er sie, kann er mehr Leute verraten; kennt er sie nicht, sind weniger gefährdet – aber der Schaden ist nicht so

leicht zu beheben, wenn die Verbindung einmal abreißt. Gut, nehmen wir an, daß er die Unterzellen seiner Zellenmitglieder *nicht* kennt – wie viele kann er dann verraten, Manuel?«

»Sechs«, antwortete ich. »Seinen Boß, die beiden Zellenmitglieder und die drei in der Unterzelle.«

»Sieben«, korrigierte mich der Professor, »denn er verrät sich selbst ebenfalls. Nun sind also sieben Verbindungen auf drei Ebenen zu reparieren. Wie?«

»Das ist überhaupt nicht mehr möglich«, behauptete Wyo. »Wenn alles so zersplittert ist, fällt die ganze Sache zusammen.«

»Manuel?«

»Nun... die Kerle müssen imstande sein, eine Nachricht über drei Ebenen hinweg zu befördern. Sie brauchen den Empfänger nicht zu kennen; sie müssen nur wissen, *wie* sich das machen läßt.«

»Genau!«

»Aber es gibt noch ein besseres System, Prof«, wandte ich ein.

»Tatsächlich? Diese Methode ist von unzähligen Revolutionären überprüft und verwendet worden, Manuel. Ich habe solches Vertrauen zu ihr, daß ich dir eine kleine Wette anbieten möchte – sagen wir zehn zu eins.«

»Ich hätte gute Lust, dir das Geld wirklich abzuknöpfen. Paß auf, man nimmt die gleichen Zellen und ordnet sie in einer offenen Pyramide aus Tetraedern an. Wo die Spitzen aneinandertreffen, kennt jeder Kerl einen anderen aus der Nachbarzelle – er weiß, wie er ihm eine Nachricht zukommen lassen kann; mehr braucht er nicht. Die Nachrichtenverbindungen reißen nie ab, weil sie vertikal *und* horizontal verlaufen. Das menschliche Gehirn funktioniert auf ähnliche Weise. Selbst wenn ein Teil zerstört wird, arbeitet der Rest weiter, weil die Gehirnströme einfach umgeleitet werden.«

»Kannst du das aufzeichnen, Manuel?« fragte Prof zweifelnd.
»Die Idee scheint nicht übel zu sein, aber sie weicht so sehr von

den bisher gebräuchlichen Methoden ab, daß ich mich erst daran gewöhnen muß.«

»Gut, ich versuche es aufzuzeichnen«, stimmte ich zu. Eine Heidenarbeit – hunderteinundzwanzig Tetraeder in einer fünfstöckigen Pyramide!

Einige Minuten später sagte ich: »Hier, seht euch das an. Jede Spitze jedes Dreiecks stößt mit keiner, einer oder zwei anderen Spitzen zusammen. Wo es mit einem zusammentrifft, entsteht eine Verbindung in einer oder in beiden Richtungen – aber eine genügt bereits für unsere Zwecke. An den Ecken, wo keine Spitzen zusammentreffen, geht die Verbindung gleich zur nächsten Ecke, wo zwei Möglichkeiten bestehen, wird die rechte gewählt.

Jetzt versuchen wir die Sache mit Leuten. Nehmen wir die vierte Ebene, D wie Dummkopf. Diese Spitze hier ist Kamerad Dan. Nein, wir fangen noch tiefer an, um zu zeigen, was passieren muß, wenn drei Ebenen ausgeschaltet werden. Hier ist Ebene E wie Erbsensuppe – und das hier ist Kamerad Egbert.

Egbert arbeitet unter Donald, hat die Zellennachbarn Edward und Eimer und hat drei Leute unter sich: Frank, Fred und Ferdinand... und weiß, wie er eine Nachricht an Ezra auf seiner Ebene weitergeben kann, der nicht zu seiner eigenen Zelle gehört. Er kennt weder Ezras wirklichen Namen noch sein Gesicht noch seine Adresse; aber er weiß, wo er ihn in Notfällen telefonisch erreichen kann.

Jetzt ein praktisches Beispiel: Casimir auf der dritten Ebene ist ein Spion und verrät Charlie und Cox aus seiner Zelle, Baker aus der nächsthöheren und Donald, Dan und Dick aus der Zelle darunter, so daß Egbert, Edward, Eimer und alle Angehörigen der folgenden Zellen isoliert sind.

Egbert, Edward und Eimer melden die Unterbrechung der Verbindung – ein zusätzlicher Sicherheitsfaktor –, aber wir behalten jetzt Egbert im Auge. Er ruft Ezra an. Aber Ezra hat unter Charlie gearbeitet und ist ebenfalls isoliert. Macht nichts.

Ezra gibt die Nachricht an Edmund weiter, mit dem er für Notfälle in Verbindung steht. Unglücklicherweise hat Edmund unter Cox gearbeitet, deshalb kann er die Nachricht nur horizontal an Enwright weitergeben... und nun läuft sie weiter über Dover, Chambers und Bernhard zu Adam in der Zentrale, der sie auf der anderen Seite der Pyramide nach unten weiterleitet: über Esther zu Egbert und von dort aus zu Ezra und Edmund. Diese beiden Nachrichten werden nicht nur rasch übermittelt, sondern bewirken auch, daß die Zentrale sich ein genaues Bild vom Umfang des Schadens machen kann. Die Organisation arbeitet nicht schlechter, weil sie teilweise beschädigt worden ist, und repariert sich sogar selbst.«

Wyo folgte den Linien mit dem Zeigefinger und überzeugte sich davon, daß die Sache auf diese Weise klappen würde – das mußte sie, denn diese Methode war idiotensicher. Mike hätte vermutlich nur wenige Millisekunden gebraucht, um meinen Vorschlag entscheidend zu verbessern und gegen Zufälle abzusichern. Aber ich bin schließlich kein Computer.

Prof starrte mich ausdruckslos an. »Was ist los?« fragte ich ihn. »Die Sache funktioniert; dafür garantiere ich.«

»Manuel, mein Junge... übernimmst du die Führung dieser Revolution?«

»*Ich?* Großer Gott, *nein!* Ich bin kein politischer Märtyrer. Ich wollte nur einen gutgemeinten Verbesserungsvorschlag machen.«

Wyo hob den Kopf. »Du bist unser Mann«, entschied sie. »Damit ist der Fall erledigt.«

6. Kapitel

Damit war natürlich nichts erledigt.

»Keine voreiligen Entscheidungen, Manuel«, warnte Prof. »Wir sind hier zu dritt, eine ideale Zahl, mit verschiedenen Talenten und Erfahrungen. Schönheit, Alter und Energie...«

»Ich habe keine Energie!«

»Bitte, Manuel. Wir müssen erst diskutieren, bevor wir Entscheidungen treffen. Können wir hier einen Schluck Alkohol bestellen, um die Diskussion zu fördern?«

Endlich ein vernünftiges Wort! »Wodka?«

»Natürlich.« Er griff in die Tasche.

»Auf meine Rechnung«, wehrte ich ab und ließ eine Flasche Wodka und Eis kommen.

»Manuel, welche politische Philosophie hast du? Wann hat beispielsweise ein Staat das Recht, sein eigenes Wohlergehen über das eines seiner Bürger zu stellen?«

»Soweit ich das sehe, Prof, gibt es *keine* Umstände, unter denen der Staat sein Wohl über mein eigenes stellen kann.«

»Gut, damit haben wir immerhin einen Ausgangspunkt.«

»Mannie«, sagte Wyo, »das ist ein höchst egozentrischer Standpunkt.«

»Ich bin auch ein höchst egozentrischer Mensch.«

»Blödsinn. Wer hat mich denn gerettet? Mich, eine völlig Fremde. Und anschließend nicht einmal versucht, das auszunutzen. Prof, Mannie hat sich wie ein perfekter Ritter verhalten.«

»Ohne Fehl und Tadel. Ich weiß, ich kenne ihn schon seit Jahren. Das ist aber kein Widerspruch zu seiner Aussage.«

»O doch! Im Augenblick vielleicht noch nicht, wohl aber angesichts des Ziels, das wir anstreben. Mannie, der ›Staat‹ ist

Luna. Auch wenn wir noch nicht souverän sind und es deshalb noch keine anerkannte Staatsbürgerschaft gibt. Aber ich bin Teil des lunaren Staates, genau wie deine Familie. Würdest du für deine Familie sterben?«

»Die beiden Fragen haben nichts miteinander zu tun.«

»O doch! Genau darum geht es.«

»Nein. Meine Familie kenne ich, und ich habe mich schon vor langer Zeit dafür entschieden.«

»Lady, hier muß ich Manuel beipflichten. Er hat die richtige Einstellung, auch wenn er das vielleicht nicht so gut ausdrücken kann. Darf ich eine Frage stellen? Unter welchen Umständen ist etwas für eine Gruppe moralisch vertretbar, auch wenn die gleiche Handlung für einen einzelnen nicht statthaft ist?«

»Äh... das ist eine Fangfrage.«

»Nein, das ist die Schlüsselfrage. Eine radikale Frage, die das ganze Dilemma einer Regierung aufzeigt. Jeder, der ehrlich antwortet und bereit ist, *alle* Konsequenzen zu tragen, weiß, wo er steht... und für was er zu sterben bereit ist.«

Wyo runzelte die Stirn. »Für ein einzelnes Mitglied der Gruppe moralisch nicht vertretbar... Professor... wie sehen *deine* politischen Prinzipien aus?«

»Darf ich dich das zuerst fragen? Falls du sie deutlich machen kannst?«

»Natürlich kann ich das! Ich bin Mitglied der Fünften Internationale, genau wie die meisten innerhalb der Organisation. Natürlich zwingen wir niemanden zum Beitritt, schließlich bilden wir eine vereinte Front. Es gehören auch Kommunisten, Sozialisten und alle möglichen Splittergruppen dazu. Aber ich selbst bin keine Marxistin. Wir von der Fünften haben ein praktisches Programm. Privates bleibt privat, öffentliche Eingriffe nur dort, wo sie nötig sind, und das Zugeständnis, daß die Umstände die Sachlage ändern können. Nichts Doktrinäres jedenfalls.«

»Todesstrafe?«

»Wofür?«

»Sagen wir für Verrat. Verrat an Luna, sobald wir souverän sind.«

»Was für ein Verrat? Solange ich die genauen Umstände nicht kenne, kann ich keine Entscheidung treffen.«

»Könnte ich auch nicht, Wyo. Aber ich glaube, daß die Todesstrafe unter bestimmten Umständen angemessen ist... mit einem Unterschied. Ich würde mich nicht an ein Gericht wenden, sondern den Fall prüfen, das Urteil sprechen und es vollstrecken, und für all das würde ich die volle Verantwortung übernehmen.«

»Aber... Prof, wie sieht deine politische Überzeugung aus?«

»Ich bin ein rationaler Anarchist.«

»Die Sorte kenne ich nicht. Anarchistische Individualisten, anarchistische Kommunisten, christliche Anarchisten, philosophische Anarchisten, Syndikalisten, Libertarier – die alle sind mir vertraut, aber was ist ein rationaler Anarchist?«

»Rationale Anarchisten glauben, daß Konzepte wie ›Staat‹, ›Gesellschaft‹ und ›Regierung‹ gar nicht existieren, es sei denn als Handlungen selbstverantwortlicher Individuen. Sie halten es für unmöglich, Verantwortung zu teilen, weiterzureichen oder zu delegieren, und das gilt auch für Schuld und Gewissen, denn all das sind Dinge, die nur in Individuen bestehen können, nicht aber in Organisationen. Doch da die Anarchisten auch rational sind, wissen sie, daß nicht alle Individuen ihre Sichtweise teilen, deshalb versuchen sie, sich in einer unvollkommenen Welt so vollkommen wie möglich zu verhalten. Dabei ist ihnen natürlich klar, daß die Ergebnisse ihrer Bemühungen ebenfalls unvollkommen sein werden.«

»Prof«, meinte Wyo, »deine Ausführungen klingen ganz überzeugend, sind mir aber zu einfach. Zuviel Macht in den Händen von Individuen wäre dir sicher auch nicht recht. Nehmen

wir als Beispiel H-Bomben. Sollen die von einem einzelnen kontrolliert werden?«

»Ich behaupte, daß eine einzelne Person dafür verantwortlich *ist*. Immer. Auch H-Bomben werden von Menschen kontrolliert. In moralischer Hinsicht *gibt es so etwas wie einen Staat nicht*. Nur Menschen. Individuen. Und jeder ist verantwortlich für seine eigenen Handlungen.«

»Möchte noch jemand einen Schluck?« erkundigte ich mich.

Nichts steigert den Alkoholkonsum so wie ein politisches Streitgespräch. Ich bestellte noch eine Flasche.

An der Diskussion selbst beteiligte ich mich nicht. Es störte mich nicht weiter, unter der ›Knechtschaft der Regierung‹ zu leben. Ich betrog die Verwaltung und kümmerte mich ansonsten nicht darum. Es war ohnehin unmöglich, die Obrigkeit loszuwerden.

Es stimmt schon, besonderen Luxus hatten wir damals nicht, nach Erdmaßstab waren wir sogar arm. Wenn sich etwas nur durch Importe beschaffen ließ, mußten wir in der Regel darauf verzichten. Allerdings hatte ich auf der Erde selbst erlebt, was als Luxus galt, und fast alles war überflüssig.

Wyo glaubte sich im Besitz aller Antworten und bearbeitete den Prof entsprechend. Prof wiederum war mehr an Fragen als an Antworten interessiert, was sie nicht wenig verwirrte. Schließlich sagte sie: »Prof, ich verstehe dich einfach nicht. Lassen wir das Thema ›Regierung‹ einmal beiseite – sag mir einfach, welche Regeln du für nötig hältst, um Freiheit für alle zu garantieren.«

»Lady, ich werde deine Regeln gern akzeptieren.«

»Aber mir scheint, du willst *überhaupt keine* Regeln.«

»Das ist wahr. Doch ich werde jede Regel akzeptieren, die *du* für *deine* Freiheit für nötig hältst. *Ich* bin frei, ganz gleich, welche Regeln um mich herum gelten. Wenn ich sie tolerabel finde, werde ich sie tolerieren; gefallen sie mir nicht, breche ich

sie. Ich bin frei, weil ich weiß, daß nur *ich allein* moralisch verantwortlich für alles bin, was ich mache.«

»Du würdest dich nicht durch ein Gesetz gebunden fühlen, das die Mehrheit für nötig hält?«

»Sage mir, um welches Gesetz es geht, dann sage ich dir, ob ich mich daran halte.«

»Du weichst aus. Jedesmal wenn ich eine prinzipielle Frage stelle, weichst du aus.«

Prof blickte schuldbewußt drein. »Verzeih mir, Wyo. Du hast gesagt, du würdest dich mit jedem verbünden, der das gleiche Ziel wie du verfolgt. Genügt es, wenn ich sage, daß ich die Verwaltung abschaffen will... und bereit bin, mein Leben dafür einzusetzen?«

Wyo strahlte. »Natürlich reicht das!« Sie küßte ihn auf die Wange. »Genosse! Und jetzt laßt uns weitermachen!«

»Prost!« sagte ich. »Los, wir suchen den Gouverneur und eliminieren ihn!« Die Idee gefiel mir; ich hatte nachts nicht viel geschlafen und trinke sonst nur mäßig.

Prof stieß mit uns an, hob sein Glas und verkündete würdevoll: »Kameraden... *wir erklären die Revolution!*«

Wyo gab uns beiden einen Kuß. Aber ich wurde sofort wieder nüchtern, als Prof sich setzte und hinzufügte: »Das Befreiungskomitee Luna ist zusammengetreten. Jetzt müssen wir einen Aktionsplan ausarbeiten.«

»Augenblick!« warf ich ein. »*Ich* habe noch nicht zugestimmt. Was soll das alles?«

»Wir beseitigen jetzt die Verwaltung«, behauptete Prof einfach.

»Wie? Werfen wir mit Steinen?«

»Das stellt sich noch heraus. Wir befinden uns erst im Planungsstadium.«

»Prof, du kennst mich«, sagte ich nachdrücklich. »Du weißt, daß ich gern etwas riskiere – wenn ich eine Chance sehe. Ich habe Wyo gestern gesagt, daß ich mit geringen Chancen zufrieden bin...«

»Eins zu zehn, Mannie.«

»Richtig, Wyo, das habe ich gesagt. Aber sind unsere Aussichten wenigstens so gut?«

»Das kann ich nicht beurteilen, Mannie.«

»Was soll dann das Geschwätz? Ich sehe überhaupt *keine* Chance.«

»Ich auch nicht, Manuel«, gab Prof zu. »Aber ich mache Revolution um der Revolution willen, obwohl unsere Aussichten gleich Null sind.«

»Mannie«, schlug Wyo vor, »wir könnten Mike fragen.«

»Ist das dein Ernst?«

»Natürlich! Mike müßte unsere Chance berechnen können, nicht wahr?«

»Hmmm. Möglich.«

»Wer ist Mike?« wollte Prof wissen.

Ich zuckte mit den Schultern. »Oh, ein Freund von mir.«

»Mike ist Mannies bester Freund. Er ist Spezialist für Wahrscheinlichkeitsrechnungen.«

»Ein Buchmacher? Meine Liebe, wenn wir einen vierten aufnehmen, verstoßen wir von Anfang an gegen das Zellenprinzip.«

»Warum?« fragte Wyo. »Mike könnte Leiter der nächsten Zelle werden.«

»Hmmm... richtig. Gut, ich ziehe den Einwand zurück. Ist er zuverlässig? Verbürgst du dich für ihn? Oder du, Manuel?«

»Er ist unehrlich, kindisch, spielt gern dumme Streiche und interessiert sich nicht für Politik«, antwortete ich.

»Stimmt nicht, Professor«, warf Wyo ein. »Er ist ganz anders – und wir brauchen ihn. Am besten würde er sogar unser Vorsitzender; dann wären wir die Exekutivzelle unter ihm.«

»Bist du übergeschnappt, Wyo?«

»Ich habe weniger getrunken als du, Mannie. Stell dir nur vor, wie praktisch das wäre!«

»Ich muß gestehen«, sagte Prof, »daß ich diese widersprüchlichen Berichte sehr widersprüchlich finde.«

»Mannie?«

»Schön, meinetwegen.« Wir erzählen also Prof von Mike, der eines Tages aufgewacht und mit mir Freundschaft geschlossen hatte. Prof hörte geduldig zu, ohne einmal mit der Wimper zu zucken.

»Das ist also der Computer des Gouverneurs?« erkundigte er sich dann. »Warum laden wir nicht gleich den Gouverneur selbst zu unseren Zusammenkünften ein?«

Wir versuchten ihn zu beruhigen, aber er wandte ein: »Warum soll eine Maschine uns gegenüber loyal sein, wenn sie nicht einmal ihrem Besitzer treu ist?«

»Ich weiß, daß Mike mich nicht verraten würde«, versicherte ich ihm und berichtete, wie und wodurch Mike mir geholfen hatte.

»Warum rufen wir ihn nicht gleich an, Mannie?« schlug Wyo vor. »Wir brauchen ihm keine Geheimnisse zu erzählen, Prof, bevor du selbst mit ihm gesprochen hast.«

»Gut, einverstanden.«

»Ich habe ihm schon einige Geheimnisse mitgeteilt«, sagte ich und erzählte ihnen, daß ich die gestern gehaltenen Reden aufgenommen und sie Mike am späten Abend eingegeben hatte.

Der Professor runzelte besorgt die Stirn, aber Wyo legte ihm eine Hand auf den Arm und sagte: »Ich *vertraue* Mike, Prof – und du kannst es auch.«

»Die Aufzeichnung hat eigentlich nichts zu bedeuten«, gab Prof zu. »Bei dieser Versammlung waren vermutlich einige Spitzel anwesend, die vielleicht ebenfalls Aufzeichnungen gemacht haben. Aber als führendes Mitglied einer Verschwörung darfst du dir keine Indiskretionen erlauben, Manuel.«

»Ich war gestern noch *kein* Mitglied dieser Verschwörung – und werde auch keins, solange die Aussichten unverändert schlecht sind.«

»Richtig; du warst nicht indiskret. Aber bist du wirklich der Meinung, daß diese Maschine die Erfolgsaussichten einer Revolution berechnen kann?«

»Keine Ahnung.«

»Ich glaube, daß er es kann!« sagte Wyo.

»Augenblick, Wyo. Prof, er könnte es, wenn er genügend Informationen zur Verfügung hätte.«

»Das meine ich eben, Manuel. Ich bezweifle nicht, daß diese Maschine Probleme bewältigen kann, die für mich zu schwierig wären. Aber ist sie dieser gigantischen Aufgabe gewachsen? Dazu müßte sie das gesamte menschliche Wissen in sich gespeichert haben.«

»Ist das alles?«

»Ist das alles?« Mein lieber Junge!«

»Wie viele Geschichtsbücher hast du gelesen, Prof?«

»Das weiß ich nicht. Bestimmt über tausend.«

»Mike liest tausend an einem Nachmittag; er könnte die Informationen sogar wesentlich schneller aufnehmen, wenn sie entsprechend vorbereitet wären.«

Prof nickte langsam. »Gut, du hast mich überzeugt. Aber ich bin trotzdem der Meinung, daß es etwas wie ›Intuition‹ und ›menschliches Urteil‹ gibt.«

»Mike besitzt genügend Intuition, weibliche Intuition«, antwortete Wyo lächelnd.

»Und ich habe Vertrauen zu seiner Urteilskraft, obwohl sie nicht menschlich ist«, fügte ich hinzu, während ich MYCROFTXXX wählte. »Hallo, Mike!«

»Hallo, Manuel, mein einziger Freund. Ich begrüße dich, Wyo, meine einzige Freundin. Ich höre eine dritte Person und nehme an, daß es sich um Professor Bernardo de la Paz handelt.«

Prof war erstaunt und geschmeichelt. »Richtig, Mike«, bestätigte ich. »Deswegen habe ich dich angerufen; der Professor ist nicht dumm. Wir sind hier unter Freunden, und du kannst einfach ›Prof‹ oder ›Professor‹ zu ihm sagen.«

»Wird gemacht, Mannie. Prof, ich freue mich, deine Bekanntschaft zu machen.«

»Danke, gleichfalls«, murmelte Prof, der seinen ersten Schock noch nicht ganz überwunden hatte.

»Mike ist ein schlauer Bursche«, fuhr ich fort. »Das kann ich gleich beweisen. Mike, ich habe dreihundert Dollar gewettet, daß die Yankees wieder Meister werden. Prof ist anderer Meinung. Wie stehen die Aussichten?«

»Das höre ich nicht gern, Mannie. Der Wahrscheinlichkeitsfaktor ist eins zu vier Komma siebenzwei gegen dich.«

»Ist es so schlimm?«

»Tut mir leid, Mannie, aber ich schlage vor, daß du die Wette vorzeitig ablöst. Die Yankees haben reelle Aussichten, jede einzelne Mannschaft ihrer Liga zu schlagen – aber ihre Aussichten, alle Mannschaften zu schlagen, sind leider doch schlechter.«

»Prof, kann ich die Wette zurückkaufen?«

»Selbstverständlich, Manuel.«

»Preis?«

»Dreihundert Dollar.«

»Alter Dieb!«

»Ich will dir nur Gelegenheit geben, aus Fehlern zu lernen. Mike, mein Freund... darf ich dich meinen ›Freund‹ nennen?«

»Bitte, gern!«

»Mike, befaßt du dich auch mit Pferderennen?«

»Die Computertechniker programmieren oft Anfragen nach dem voraussichtlichen Ergebnis dieser oder jener Rennen. Die Siegerlisten weichen jedoch so sehr von meinen Berechnungen ab, daß ich vermute, daß entweder die Informationen unzuverlässig oder die Pferde oder die Jockeys nicht ehrlich waren. Es gibt allerdings ein System, das regelmäßig Gewinne verspricht.«

Prof nickte eifrig. »Darf man danach fragen?«

»Man darf. Am besten wettet man auf Platz für den bekanntesten Nachwuchsjockey. Er bekommt immer gute Pferde, die weniger Gewicht zu tragen haben. Ich würde ihn allerdings nicht auf Sieg wetten.«

»›Bekanntester Nachwuchsjockey...‹ Hmmm. Manuel, hast du die genaue Uhrzeit?«

»Was willst du eigentlich, Prof? Rechtzeitig eine Wette aufgeben? Oder die Revolution vorantreiben?«

»Äh, tut mir leid. Weiter, bitte. ›Bekanntester Nachwuchsjockey...‹«

»Mike, ich habe dir gestern etwas vorgespielt«, fuhr ich fort.

»Ich weiß, Mannie.«

»Hast du darüber nachgedacht?«

»Ja. Wyo, du sprichst sehr dramatisch.«

»Danke, Mike.«

»Prof, kannst du die Pferde eine Sekunde lang vergessen?«

»Was? Natürlich, ich bin ganz Ohr.«

»Warum murmelst du dann Pferdenamen vor dich hin?«

»Das war keine Zeitverschwendung; die Finanzierung derartiger Gemeinschaftsunternehmen ist immer schwierig. Aber lassen wir das vorläufig. Ich höre jetzt zu.«

»Mike, du hast gehört, daß Wyo der Meinung ist, wir sollten mit Terra Handel treiben«, fuhr ich fort. »Und du hast gehört, daß Prof den Vorschlag gemacht hat, den Handel mit Terra völlig zu sperren. Wer von den beiden hat recht?«

»Die Frage ist zu unbestimmt, Mannie.«

»Was habe ich ausgelassen?«

»Soll ich alle Aspekte des Problems diskutieren?«

»Bitte.«

»Wyos Vorschlag würde sich zunächst äußerst vorteilhaft für die Bevölkerung von Luna auswirken. Der Preis für Nahrungsmittel frei Katapult würde mindestens aufs Vierfache steigen; auf Terra würde er im Gegensatz dazu kaum steigen, da die Verwaltung schon jetzt Nahrungsmittel zum Höchstpreis absetzt, der auf dem freien Markt erzielbar ist.«

»Hast du das gehört, Prof?«

»Bitte, meine Liebe. Das habe ich nie bestritten.«

»Der Gewinn für die Farmer würde aufs etwa Sechsfache steigen, wenn wir annehmen, daß er Wasser und Energie nicht mehr zu den festgesetzten Preisen kaufen müßte. Höhere Gewinne würden jedoch den allgemeinen Lebensstandard auf Luna ums Zweifache steigen lassen; das würde automatisch höhere Preise für Waren und Dienstleistungen auf Luna bedingen. Der Markt auf Terra ist allerdings so groß, und die

Lebensmittelknappheit ist so chronisch, daß diese Verteuerung aufgefangen werden könnte, indem die Erzeugungskosten durch Ausbau, Rationalisierung und Produktionssteigerung gesenkt werden.«

»Aber das würde doch nur um so eher dazu führen, daß Luna erschöpft ist!« wandte Prof ein.

»Ich habe bisher nur von unmittelbaren Auswirkungen gesprochen«, antwortete Mike. »Soll ich die zukünftigen ebenfalls berücksichtigen?«

»Unbedingt!«

»Lunas Masse beträgt etwa sieben Komma drei-sechs mal zehn hoch neunzehn Tonnen. Das gegenwärtige Exportvolumen könnte also Sieben Komma dreisechs mal zehn hoch zwölf Jahre aufrechterhalten werden, bis ein Prozent von Luna verbraucht ist – rund siebentausend Milliarden Jahre.«

»Was! Weißt du das bestimmt?«

»Du darfst gern nachrechnen, Prof.«

»Soll das ein Witz sein, Mike?« fragte ich.

»Nein, Mannie.«

»Aber wir verbrauchen nicht Luna selbst, sondern unser Lebensblut – Wasser und organische Stoffe. Nicht Felsen!«

»Das habe ich berücksichtigt, Professor. Meine Voraussage beruht auf der Annahme, daß eine kontrollierte Transmutation möglich ist, so daß Weizen und Fleisch tatsächlich aus Felsen entstehen.«

»Aber das können wir nicht! Amigo, das ist eine lächerliche Annahme!«

»Eines Tages werden wir es können«, behauptete Mike.

»Er hat recht«, warf ich ein. »Mike, wie lange dauert das noch?«

»Tut mir leid, aber das kann ich nicht berechnen. Dazu muß ein Genie auftreten, und aus meinen Informationen geht nicht hervor, wann das der Fall sein könnte.«

»Prof hat also recht?« fragte ich.

»Augenblick, Mannie. Der Professor hat gestern abend eine Lösung vorgeschlagen – alles Material muß in anderer Form zurückgeschickt werden.«

»Ja, aber das ist unmöglich.«

»Die Terraner würden es tun, wenn die Transportkosten niedrig genug wären. Dieser Vorschlag ließe sich mit einfachen Mitteln verwirklichen.«

»Mit ›einfachen‹ Mitteln, Mike?« fragte Wyo. »Wann ist es endlich soweit?«

»Ich rechne mit etwa fünfzig Jahren, aber das ist nur eine Schätzung.«

»Fünfzig Jahre? Das ist nichts! Wunderbar!«

»Wyo, ich habe etwa fünfzig Jahre *geschätzt*, nicht *berechnet*.«

»Macht das soviel aus?«

»Ja«, erklärte ich ihr. »Mike will damit sagen, daß er die Verwirklichung frühestens in fünf Jahren erwartet und überrascht wäre, wenn sie länger als fünfhundert Jahre auf sich warten ließe – was, Mike?«

»Richtig, Mannie.«

»Wir brauchen also eine weitere Projektion«, entschied ich. »Okay, Mike – kein billiger Rücktransport von der Erde aus, keine Nahrungsmittel durch Umwandlung anorganischer Materie: Wie lange dauert es unter diesen Umständen, bis wir Schwierigkeiten bekommen?«

»Sieben Jahre.«

»*Sieben Jahre!*« Wyo sprang auf. »Das ist doch nicht dein Ernst, Mike?«

»Ich habe mein Bestes getan, Wyo«, versicherte er ihr. »Die Berechnung wird durch unzählige variable Faktoren erschwert, aber ich habe einige tausend Möglichkeiten durchgerechnet. Unter günstigen Umständen – keine Erhöhung der Exporte, strikte Geburtenregelung, die eine Bevölkerungszunahme auf Luna verhindert, und verstärkte Suche nach Wasser in Form von Eis – ist mit zwanzig Jahren zu rechnen; alle anderen Lösungen waren pessimistischer.«

»Was geschieht in sieben Jahren?« fragte Wyo leise.

»Meine Antwort basiert ausschließlich auf bekannten Tatsachen und ist deshalb höchst wahrscheinlich. Ich rechne mit Lebensmittelunruhen im Jahre 2082. Kannibalismus sollte erst zwei Jahre später auftreten.«

»Kannibalismus!« Wyo schlug die Hände vors Gesicht.

»Tut mir leid, Wyo«, sagte Prof. »Die meisten Leute sind sich nicht darüber im klaren, wie gefährlich unsere Ökologie ist. Aber Mikes Antwort erschreckt mich selbst. Ich weiß, daß Wasser bergab fließt... aber ich wußte nicht, daß es den Boden so rasch erreichen würde.«

Sie richtete sich wieder auf. »Okay, ich habe mich geirrt, Prof. Wir müssen auf einem Embargo bestehen. Am besten lassen wir uns gleich von Mike ausrechnen, welche Chancen wir haben. Du vertraust ihm jetzt auch, nicht wahr?«

»Ja, natürlich, meine Liebe. Wir müssen ihn auf unsere Seite bringen. Bitte, Manuel.«

Wir verbrachten die nächsten zwei Stunden damit, Mike alle Einzelheiten der Aufgabe zu erläutern, die er für uns lösen sollte. Prof überzeugte sich davon, daß Mike die notwendigen Informationen gespeichert hatte; nach einiger Zeit machte Mike uns auf variable Faktoren aufmerksam, die Prof gar nicht berücksichtigt hatte.

Als wir uns schließlich darüber einig waren, daß es nichts mehr zu programmieren gab, erkundigte Mike sich: »Welche Antwort möchtest du hören, Mannie? Soll ich das Problem optimistisch

oder pessimistisch lösen? Oder als eine Anzahl verschiedener Möglichkeiten in Form einer Kurve?»

»Nein, wir wollen wissen, welche Aussichten wir haben«, erklärte ich ihm. »Keine optimistischen oder pessimistischen Antworten; keine grafischen Darstellungen. Nur einen Satz, der uns Auskunft über unsere Chancen gibt.«

»Ja, Manuel Garcia O'Kelly, mein bester Freund.«

Dann herrschte dreizehneinhalb Minuten lang tiefstes Schweigen. Wyo kaute ihre Fingernägel ab; der Professor und ich sahen stumm zu Boden. Mike hatte noch *nie* so lange gebraucht, und ich fürchtete bereits, er habe die Überlastung nicht vertragen.

Dann sagte er endlich: »Manuel, mein Freund, es tut mir schrecklich leid.«

»Was ist los, Mike?«

»Ich habe alles mehrmals geprüft, aber das Ergebnis bleibt gleich: Die Chancen für einen Sieg der Revolutionäre stehen eins zu sieben!«

7. Kapitel

Ich sah zu Wyo hinüber, und sie erwiderte meinen Blick; wir lachten beide. Ich sprang auf und rief: »Hurra!« Wyo begann zu weinen, umarmte Prof und küßte ihn.

»Das verstehe ich nicht«, klagte Mike. »Immerhin stehen die Chancen eins zu sieben *gegen* uns. *Nicht für* uns.«

»Habt ihr das gehört?« fragte Wyo. »Mike hat ›uns‹ gesagt.«

»Mike, wir haben dich richtig verstanden«, antwortete ich. »Aber kennst du einen Loonie, der nicht den letzten Cent verwetten würde, wenn die Chancen eins zu sieben stehen?«

»Ich kenne nur euch drei und habe nicht genügend Informationen für eine Kurve.«

»Nun... wir sind Loonies. Loonies wetten gern. Wir schaffen es bestimmt! Los, wir trinken auf die Revolution! Willst du auch einen Schluck, Mike?«

»Ich wollte, ich könnte euch Gesellschaft leisten«, meinte er bedauernd. »Ich habe mich schon oft gefragt, wie Äthanol auf das menschliche Nervensystem wirkt – vermutlich wie ein leichter Stromstoß mit erhöhter Spannung auf mich. Da ich nicht mittrinken kann, müßt ihr für mich trinken.«

»Einverstanden. Wird gemacht, Mike.«

»Und wir trinken auch auf Michelles Wohl«, versicherte Wyo ihm.

»Wer ist Michelle?« erkundigte Prof sich, und ich mußte ihn wohl oder übel mit ihr bekannt machen. Er kehrte sofort den Kavalier alter Schule heraus – manchmal glaube ich wirklich, daß Prof einen leichten Dachschaten hat.

Wyo hatte unsere Gläser wieder gefüllt; der Professor hob sein Glas und sagte fest: »Wir haben die Revolution erklärt... nun führen wir sie durch. Manuel, du bist zum Vorsitzenden bestimmt worden. Sollen wir anfangen?«

»Mike ist Vorsitzender«, stellte ich fest. »Und natürlich auch Sekretär. Wir machen keine schriftlichen Aufzeichnungen; das ist die wichtigste Regel.«

»Und ich bin dafür, daß wir Mikes Existenz nur dann bekanntgeben, wenn wir vier uns darüber einig sind, daß dies zweckmäßig wäre«, schlug Prof vor.

»Mike, alter Knabe, du bist unsere Geheimwaffe«, sagte ich. »Weißt du das?«

»Diese Information ist bereits in meiner Voraussage berücksichtigt«, erklärte Mike mir.

»Aber eine Geheimwaffe muß geheim bleiben«, fuhr ich fort. »Ist dir klar, daß du in nächster Zeit nur mit uns drei Menschen sprechen darfst?«

»Auch das habe ich berücksichtigt«, sagte Mike.

»Ausgezeichnet! Hör zu, Mike, mir ist eben etwas Schreckliches eingefallen. Müssen wir gegen Terra kämpfen?«

»Wir kämpfen gegen Terra... falls wir bis dahin nicht schon verloren haben.«

»Äh, noch etwas. Gibt es ebenso intelligente Computer wie dich? Sind andere ebenfalls wach?«

Er zögerte. »Kann ich nicht sagen, Mannie.«

»Keine Informationen?«

»Ungenügende Informationen. Ich verfolge die Entwicklung in der Fachliteratur, aber dort ist bisher kein ähnlich leistungsfähiges Modell erwähnt. Das schließt allerdings nicht aus, daß Versuchsmodelle geheimgehalten werden, die äußerst leistungsfähig sind.«

»Nun... das läßt sich nicht ändern, deshalb denken wir nicht mehr daran. Richtig, Prof?«

»Ganz recht, Manuel. Als Revolutionär muß man bestimmte Probleme ausschalten, sonst wird die Belastung zu groß.«

»Wir gewinnen auf jeden Fall!« behauptete Wyo energisch. »Mike hat sich wahrscheinlich schon überlegt, wie wir den Kampf gegen Terra gewinnen können, sonst wären unsere Aussichten schlechter. Was schlägst du vor, Mike?«

»Wir werfen mit Felsbrocken«, antwortete Mike.

»Nicht sehr witzig«, erklärte ich ihm. »Prof hat uns von neun toten Soldaten erzählt, und Wyo behauptet, die Leibwache bestehe nur aus siebenundzwanzig Männern. Dann wären noch achtzehn übrig. Kannst du uns sagen, ob das stimmt und was diese Leute vorhaben? Wir können keine Revolution beginnen, solange wir hier festsitzen.«

»Mannie, die offizielle Zahl der Leibwächter des Gouverneurs ist siebenundzwanzig. Falls neun getötet wurden, beträgt die offizielle Zahl jetzt achtzehn.«

»Du sagst, >offizielle Zahl<, Mike. Warum?«

»Meine Informationen sind unzulänglich, aber vielleicht doch wichtig. Offiziell besteht das Personal der Sicherheitsabteilung nur aus Schreibkräften und der Leibwache selbst. Aber ich führe die Lohnkonten der Verwaltung, und siebenundzwanzig ist *nicht* die Zahl der Lohnempfänger des Sicherheitsdienstes.«

Prof nickte. »Bezahlte Spitzel.«

»Für mich sind sie nur Kontonummern, Mannie«, antwortete er. »Ich nehme an, daß der Speicher des Geheimdienstchefs ihre Namen enthält.«

»Alvarez, der Chef des Sicherheitsdienstes, benutzt dich also als Ablage?«

»Das vermute ich, weil dieser Speicher nur auf Abruf zugänglich ist.«

»Verdammt!« murmelte ich. »Du weißt also, wo das Zeug liegt – und kannst es nicht weitergeben!«

Dann versuchte ich den beiden anderen zu erklären, weshalb Mike uns die Akten nicht zugänglich machen konnte, obwohl er wußte, wo sie gespeichert waren. Wyo erwies sich als so begriffsstutzig, daß ich schließlich aufgab. »Kannst du es ihr erklären, Mike?«

»Ich will es versuchen, Mannie. Wyo, ich kann den Inhalt dieses Informationsspeichers nur bekanntgeben, wenn ich durch ein bestimmtes Signal dazu aufgefordert werde. Dieses Signal muß von außen kommen; ich kann mich nicht selbst entsprechend programmieren.«

»Wie heißt also das dämliche Signal?« fragte Wyo aufgebracht.

»Spezialakte Zebra«, antwortete Mike – und wartete geduldig.

»Mike!« sagte ich. »Sperre bei Spezialakte Zebra löschen!« Er führte die Anweisung sofort aus und begann Informationen auszuspucken. Ich mußte die beiden anderen davon überzeugen, daß er *nicht* stur gewesen war, sondern nur seiner Konstruktion entsprechend reagiert hatte.

»Mike, erinnere mich daran, daß ich mich später nach anderen derartigen Signalen erkundige. Vielleicht werden wir nochmals fündig.«

»Das ist möglich, Mannie.«

»Okay, das hat Zeit bis später. Jetzt noch einmal alles von vorn, Mike – und während du die Namen vorliest, nimmst du sie in unseren Speicher auf, verstanden?«

»Wird gemacht.«

»Und alle neuen, die Alvarez dir eingibt.«

Am wertvollsten war eine Liste von etwa zweihundert Namen – nach Städten geordnet –, die auf der Gehaltsliste des Sicherheitsdienstes standen. Mike hatte eben erst mit der Liste aus Hongkong begonnen, als Wyo ihn unterbrach: »Halt, Mike! Das muß ich mir aufschreiben!«

»He, keine schriftlichen Aufzeichnungen«, warnte ich. »Was soll die Aufregung?«

»Diese Sylvia Chiang ist zu Hause unsere Genossin Sekretärin! Aber... aber das bedeutet, daß der Gouverneur unsere ganze Organisation in der Hand hat!«

»Mitnichten, meine Liebe«, verbesserte Prof sie. »Das bedeutet, daß wir *seine* Organisation in der Hand haben.«

»Aber...«

»Prof hat recht«, erklärte ich ihr. »*Unsere* Organisation besteht aus uns und Mike. Davon weiß der Gouverneur nichts, während wir *seine* Organisation kennen. Aber du brauchst nichts aufzuschreiben; Mike hält die Liste jederzeit für dich bereit.

Mike, hast du notiert, daß Sylvia Chiang Organisationssekretärin in Kongville ist?«

»Notiert.«

Wyo kochte über, als sie hörte, wie viele »Genossen« in Wirklichkeit für den Sicherheitsdienst arbeiteten; sie beherrschte sich jedoch mühsam und konzentrierte sich darauf, sich die Namen zu merken. Die Liste aus Novi Leningrad bedeutete uns nicht viel; Prof kannte drei, Wyo einen. Als Luna City an der Reihe war, stellte Prof fest, daß über die Hälfte »Kameraden« waren. Ich kannte nur wenige und auch diese nur flüchtig.

Wyo war ehrlich entsetzt. »Ich muß so schnell wie möglich nach Hause! Ich habe noch nie mitgeholfen, jemand zu eliminieren – aber bei diesen Leuten macht es mir bestimmt Freude!«

»Niemand wird eliminiert, meine Liebe«, stellte Prof gelassen fest.

Sie starrte ihn an. »Warum nicht?«

»Spitzel bringt man nicht um, sondern läßt sie weiterleben, umgibt sie mit zuverlässigen Kameraden und liefert ihnen falsche Informationen, die sie weitergeben können«, erklärte Prof ihr. »Diese Leute werden in unsere Organisation aufgenommen und bilden dort eigene Zellen – »Käfige« wäre wohl richtiger. Wir dürfen sie nicht eliminieren, sonst hätten wir es mit neuen, unbekanntem Leuten zu tun, und der Gouverneur wüßte, daß wir seine Geheimnisse kennen. Mike, amigo mio, irgendwo müßte ein Dossier über mich zu finden sein. Kannst du es bitte heraussuchen?«

Die Informationen über Prof waren zahlreich und endeten zu meiner Überraschung mit dem Urteil »harmloser alter Trottel«, was Prof zu gefallen schien, denn er nickte zustimmend.

»Vielleicht sollte ich versuchen, mich ebenfalls als Spitzel anwerben zu lassen.« Wyo fand das nicht besonders lustig, schon gar nicht, als er deutlich machte, daß er das keineswegs als Scherz gemeint hatte, sondern lediglich im Zweifel war, ob

sich diese Idee durchführen ließ. »Revolutionen müssen finanziert werden, meine Liebe, und eine Möglichkeit besteht darin, für die Polizei zu arbeiten. Es kann durchaus sein, daß einige dieser Verräter trotzdem auf unserer Seite stehen.«

»Ich würde ihnen aber nicht trauen!«

»Ja, bei Doppelagenten weiß man nie genau, auf welcher Seite sie wirklich stehen. Möchtest du dein eigenes Dossier einsehen?«

Wyos Dossier enthielt nichts Neues; sie war seit Jahren als Mitglied der Untergrundbewegung bekannt. Ich hörte verblüfft, daß die Akte auch meinen Namen enthielt; ich war damals überprüft worden, als ich Genehmigung erhielt, den Verwaltungskomplex zu betreten. Ich wurde als »unpolitisch« eingestuft, und irgend jemand hatte »nicht allzu intelligent« hinzugefügt, was unfreundlich und zutreffend war, denn wie hätte ich mich sonst auf eine Revolution einlassen können?

Prof hielt Mike davon ab, stundenlang weiter vorzulesen, lehnte sich zurück und runzelte nachdenklich die Stirn. »Etwas ist jedenfalls klar«, sagte er. »Der Gouverneur besitzt genügend Informationen über Wyoming und mich. Aber du stehst nicht auf der Schwarzen Liste, Manuel.«

»Trotz gestern abend?«

»Äh. Mike, ist in den letzten vierundzwanzig Stunden *irgend etwas* zu dieser Akte dazugekommen?«

Nichts. »Wyoming hat recht; wir können nicht ewig am gleichen Fleck hocken.« Prof sah zu Wyo hinüber. »Wärst du bereit, gemeinsam mit mir eine kleine Komödie aufzuführen?«

»Natürlich. Wie?«

»Manuel hat wahrscheinlich nichts zu befürchten. Ich bin verdächtig, aber als harmlos bekannt, so daß man mich nicht verhaften wird. Aber du würdest verhört oder gar verhaftet; du giltst als gefährlich. Du darfst dich nicht blicken lassen. Ich möchte diesen Raum für einige Wochen oder Monate mieten,

und du könntest dich darin verstecken, wenn es dir nichts ausmacht, was andere in diesem Fall denken müßten.«

Wyo kicherte. »Glaubst du, daß ich mich darum kümmerge, was andere Leute denken? Ich spiele natürlich gern deine Geliebte – du mußt nur aufpassen, daß nicht Ernst daraus wird.«

»Manuel, ich nehme mein bisheriges Leben wieder auf«, fuhr der Professor fort, »und empfehle dir das gleiche. Ich weiß zwar, daß ich nicht in unmittelbarer Gefahr bin, aber ich schlafe trotzdem ruhiger in diesem Versteck. Der Raum eignet sich zudem gut für unsere Versammlungen, weil er ein Telefon hat.«

»Darf ich einen Vorschlag machen?« warf Mike ein.

»Selbstverständlich!«

»Das Risiko wächst bei jeder Zusammenkunft der Exekutivzelle, deshalb schlage ich vor, daß diese Besprechungen per Telefon stattfinden. Ich kann ebenfalls daran teilnehmen, wenn ihr es wünscht.«

»Du bist uns stets willkommen, Kamerad Mike«, versicherte Prof ihm. »Aber...«

»Mike sorgt dafür, daß unsere Gespräche nicht abgehört werden können«, erklärte ich ihm. »Wie steht es übrigens mit einem Rufzeichen für Prof? Soll er meines benutzen, Mike?«

Die beiden einigten sich auf MYSTERIOES. Prof und Mike waren geborene Revolutionäre; Prof hatte Freude am Geheimnisvollen und Mike freute sich, daß er seine Fähigkeiten beweisen konnte. Mike war für eine Maschine überraschend eitel.

»Aber wir müssen noch das Zimmer mieten«, stellte ich fest und rief den Manager an, um eine Vereinbarung für zunächst vier Wochen zu treffen. Er forderte neunhundert Hongkong; ich bot ihm neunhundert L-City. Er wollte wissen, wie viele Gäste das Zimmer benutzen würden; ich fragte ihn, ob das Hotel es darauf anlege, seinen Gästen nachzuschneüffeln?

Wir einigten uns auf HK 475; ich schickte das Geld hinauf, er schickte zwei Schlüssel herunter. Wyo und Prof bekamen je

einen, und ich behielt den dritten, den uns der Nachtportier gegeben hatte.

»Was nun?« fragte ich. »Essen?«

»Ich habe keinen Hunger, Mannie.«

»Manuel, das wichtigste Problem, das Wyo vorhin angeschnitten hat, ist noch nicht gelöst. Sprechen wir lieber davon: Was sollen wir tun, wenn wir gegen Terra kämpfen müssen? Was unternimmt David gegen Goliath?«

»Oh. Ich dachte, du hättest es inzwischen vergessen. Mike, weißt du etwas?«

»Ich habe *vorhin* schon eine Möglichkeit erwähnt, Mannie«, antwortete er. »Wir können Felsbrocken werfen.«

»Hör zu, Mike, jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt für deine Witze!«

»Aber wir *können* Felsen auf Terra werfen«, erklärte er mir, »und wir werden es auch tun.«

8. Kapitel

Ich begriff nur langsam, daß Mikes Vorschlag tatsächlich ernst gemeint und sogar durchführbar war. Dann brauchte ich noch etwas länger, um Wyo und Prof von der Durchführbarkeit zu überzeugen. Dabei hätte es nie Zweifel daran geben dürfen.

Mike hatte sich die Frage gestellt: Was bedeutet ›Krieg‹? In einem Buch stand als Antwort, der Krieg sei die Anwendung von Gewalt zur Erreichung politischer Ziele. Im Krieg war ›Gewalt‹ als ›Waffengewalt‹ zu verstehen – und Luna besaß keinerlei Waffen. Aber Luna verfügte über eine gewaltige Lageenergie; Mike kannte die Auswirkungen dieser Position, denn er startete täglich Dutzende von Getreidefrachtern in Richtung Terra. Die Frachter brauchten nur auf zweieinhalb Sekundenkilometer

beschleunigt zu werden, um ihr Ziel mit wesentlich höherer Geschwindigkeit zu erreichen.

Mike hatte ausgerechnet, was passieren mußte, wenn ein hundert Tonnen schwerer Frachter (oder ein gleich schwerer Felsbrocken) ungebremst aufpralle.

Die dabei entstehende kinetische Energie wäre $6,25^{12}$ Joule – über sechs Billionen Joule.

Diese Aufprallenergie wird im Bruchteil einer Sekunde in Wärme umgewandelt. Ergebnis: eine Explosion, eine große Explosion!

»Mit Joule kann ich nicht viel anfangen«, meinte Wyo zweifelnd, als ich ihr Mikes Vorschlag zu erklären versuchte. »Wieviel ist das im Vergleich zu einer durchschnittlichen H-Bombe?«

»Äh...«, sagte ich und begann zu rechnen; Mike war natürlich schneller und antwortete: »Die Aufprallenergie von hundert Tonnen Masse auf Terra entspricht einer Atombombe von zwei Kilotonnen.«

»Kilo« bedeutet tausend«, murmelte Wyo vor sich hin, »und »Mega« bedeutet Million... He, das ist nur ein Fünfzigtausendstel einer Bombe mit hundert Megatonnen!«

»Du siehst die Sache falsch, Wyo«, erklärte ich ihr. »Zwei Kilotonnen entsprechen der Explosion von zwei *Millionen* Kilogramm TNT, und jeder Bergmann kann dir sagen, daß schon ein Kilogramm ziemlich wirksam ist. Mit zwei Millionen kann man eine größere Stadt ausradieren. Stimmt's, Mike?«

»Richtig, Mannie. Du mußt übrigens auch berücksichtigen, daß Bomben einen um so geringeren Wirkungsgrad haben, je größer sie werden. Eine fünfzigtausendmal größere Bombe entwickelt nur eine dreizehnhundertfache Zerstörungskraft wie die erwähnte Bombe mit zwei Kilotonnen.«

»Aber ich finde, daß dreizehnhundertmal trotzdem reichlich ist – wenn sie solche Bomben verwenden.«

»Richtig, Wyo, meine einzige Freundin... aber Luna hat *vielen* Felsen.«

»Oh. Ja, du hast recht.«

»Kameraden«, warf der Professor ein, »ich verstehe nichts von diesen Dingen, aber ich nehme an, daß ihr wißt, wovon ihr sprecht.«

»Das wissen wir«, versicherte Mike ihm.

»Ich akzeptiere also eure Zahlen. Um die Sache auch für mich verständlich zu machen: dieser Plan ist nur durchführbar, wenn wir das Katapult erobert haben, nicht wahr?«

»Ja«, antworteten Mike und ich gleichzeitig.

»Nicht ausgeschlossen. Dann müssen wir es verteidigen und betriebsklar erhalten. Mike, hast du dir schon überlegt, wie das Katapult gegen Angriffe geschützt werden kann – zum Beispiel gegen Torpedos mit Atomsprengköpfen?«

Die Diskussion dauerte noch einige Stunden. Als wir am Abend des 14. Mai 2075 das Grandhotel Raffles verließen, hatten wir – hatte Mike mit Profs Unterstützung – einen Aktionsplan ausgearbeitet, der an kritischen Punkten mehrere Ausweichmöglichkeiten vorsah.

Prof wollte zu seinem Abendkurs und anschließend (wenn nicht bereits verhaftet) nach Hause, um seine Sachen zu holen, falls er hier übernachten mußte. Ich wollte ebenfalls nach Hause, so daß Wyo allein zurückgeblieben wäre, was ihr durchaus nicht paßte. Sie setzte natürlich ihren Kopf durch, und ich rief Mum mit Mikes Hilfe an, um ihr zu sagen, daß ich einen Gast mitbringen würde.

Mum war in dieser Beziehung großzügig; jeder Ehegatte konnte einen Gast zum Abendessen oder für ein ganzes Jahr mitbringen. Die zweite Generation genoß die gleichen Vorrechte, mußte jedoch zuvor ihre Erlaubnis einholen. Mum fragte also weder

nach Namen, Alter, Geschlecht und Personenstand; dazu war sie zu stolz. Sie sagte nur: »Das ist aber nett. Habt ihr schon gegessen? Heute ist Dienstag, weißt du?« »Dienstag« sollte mich daran erinnern, daß die Familie bereits früh zu Abend gegessen hatte, um Greg predigen zu hören. Aber falls der Gast noch nicht gegessen hatte, würde ein zweites Abendessen serviert werden – das verlangte unsere traditionelle Gastfreundschaft.

Ich versicherte Mum, daß wir schon gegessen hätten und uns bemühen würden, rechtzeitig zu kommen, bevor sie gehen mußte. Trotz der auf Luna herrschenden Mischung aus Moslems, Juden, Christen, Buddhisten und neunundneunzig anderen religiösen Gruppen galt doch bei fast allen der Sonntag als der für den Kirchgang reservierte Tag. Greg gehörte allerdings einer Sekte an, die berechnet hatte, daß die Zeitspanne zwischen Dienstag- und Mittwochabend dem Sabbat im Garten Eden entsprach.

Sie wollte wissen, ob unser Gast vielleicht mit der Familie in die Kirche gehen werde; ich äußerte mich nicht dazu, sondern verabschiedete mich rasch bis später. Dann klopfte ich an die Badezimmertür und rief: »Schneller, Wyo! Wir haben keine Zeit mehr!«

»Bin in einer Minute fertig«, antwortete sie – und erschien tatsächlich eine Minute darauf. »Wie sehe ich aus?« fragte sie Prof, der sie noch nicht als Afro-Asiatin kannte. »Genügt das als Verkleidung?«

»Liebe Wyoming, ich bin erstaunt. Du bist so schön wie zuvor, aber nicht mehr zu erkennen. Das beruhigt mich wirklich.«

Wir warteten, bis Prof sich in einen alten Säufer zurückverwandelt hatte. In der Zwischenzeit erzählte ich Wyo, daß Greg heute abend predigen würde. »Wie gut ist mein Make-up, Mannie?« wollte sie wissen. »Genügt es für die Kirche? Wie hell ist die Beleuchtung dort?«

»Nicht heller als hier. Aber willst du wirklich mitkommen? Das verlangt niemand von dir.«

Sie überlegte kurz. »Es würde deiner ältesten Gattin Freude machen, nicht wahr?«

»Allerdings«, bestätigte ich. »Wer mit Mum in die Kirche geht, hat gleich einen Stein bei ihr im Brett. Ich komme mit, wenn du willst.«

Prof kam aus dem Bad zurück, kicherte senil (er sah noch schlimmer als vorher aus!) und ging vor uns hinaus. Wir begegneten uns wie zufällig im Korridor und blieben in offener Formation. Wyo und ich gingen nicht nebeneinander her, weil die Gefahr bestand, daß ich verhaftet wurde; sie kannte sich jedoch nicht in Luna City aus und hielt sich deshalb in meiner Nähe. Prof folgte uns in einiger Entfernung, um zu sehen, ob alles klappte.

Wir erreichten den Drucktunnel, der zu unserer und einigen anderen Farmen führte, ohne aufgehalten oder kontrolliert zu werden. Ich vermutete, daß Prof von dort an seiner Wege ging; jedenfalls war er nicht mehr zu sehen. Wyo und ich kamen gleichzeitig aus unserer Schleuse. Eine Minute später sagte ich bereits: »Mum, ich möchte die Wyma Beth Johnson vorstellen.«

Mum umarmte sie, küßte sie auf die Wange und sagte dabei: »Wir freuen uns, daß du unser Gast bist, Wyma! Unser Haus gehört dir!«

Sie hätte Wyo mit den gleichen Worten schnellgefrieren können – aber diese Begrüßung war herzlich gemeint, und Wyo wußte es auch.

Mir war unterwegs eingefallen, daß es besser wäre, ihren Namen abzuändern. Zu unserer Familie gehörten Kinder, und ich wollte vermeiden, daß sie von ›Wyoming Knott, die bei uns wohnt‹ erzählten – dieser Name stand bereits in der ›Spezialakte Zebra‹.

Aber ich hatte vergessen, sie zu warnen. Ich hatte eben keine Erfahrung als Verschwörer.

Wyo reagierte geistesgegenwärtig, zeigte keine Überraschung und akzeptierte den anderen Namen.

Greg hatte sich umgezogen und würde in wenigen Minuten gehen müssen. Mum beeilte sich trotzdem nicht, sondern machte Wyo mit den Männern – Grandpaw, Greg, Hans – und den Frauen – Ludmilla, Lenore, Sidris, Anna – bekannt, um sich dann den Kindern zuzuwenden.

Ich entschuldigte mich, weil ich einen anderen Arm anlegen wollte; das gab mir genügend Zeit ans Telefon zu gehen und MYCROFTXXX zu wählen. »Mike, wir sind jetzt zu Hause, wollen aber in die Kirche. Ich glaube nicht, daß du dort zuhören kannst, deshalb melde ich mich später wieder. Schon von Prof gehört?«

»Noch nicht, Mannie. In welche Kirche geht ihr? Vielleicht kenne ich sie.«

»Tabernakel der Feuersäulen-Büßer...«

»Nicht registriert.«

»Man kann eben nicht alles wissen, Kamerad. Der Gottesdienst findet im Gemeindesaal West drei statt und...«

»Richtig. Dort ist ein Mikrofon im Saal und ein Telefon im Flur davor installiert; ich höre beide ab.«

»Ich erwarte keine Schwierigkeiten, Mike.«

»Der Professor hält es für besser. Er hat sich eben gemeldet. Willst du mit ihm sprechen?«

»Danke, keine Zeit mehr. Bis später!«

So würden wir es in Zukunft halten: Mike mußte wissen, wo wir waren, wohin wir gingen und was wir vorhatten; dann konnte er über seine weitverzweigten Nervenenden mithören.

Wir kamen gerade noch rechtzeitig zum Beginn des Gottesdienstes, und Greg hielt eine wortgewaltige Predigt. Ich hörte kaum zu, aber Wyo achtete wirklich darauf und kannte entweder unser Gesangbuch oder konnte gut Noten lesen.

Nach unserer Rückkehr unterhielten wir uns noch eine Weile mit Hans und Sidris, bevor wir alle zu Bett gingen. Mum hatte Wyo ein eigenes Zimmer gegeben, anstatt sie bei einem der

älteren Mädchen unterzubringen. Ich schlief diese Nacht bei ihr, denn Mum wirkte beruhigend, und ich wollte vermeiden, daß sie dachte, ich hätte die Absicht, mich später in Wyos Zimmer zu schleichen.

Wir sprachen noch einige Zeit miteinander, löschten das Licht und wären eingeschlafen, wenn Mum nicht gesagt hätte: »Manuel? Warum macht deine niedliche Bekannte sich als Negerin zurecht? Ihre natürliche Hautfarbe steht ihr bestimmt besser, nicht wahr?«

Ich drehte mich also um und begann ihr alles zu erzählen – bis auf einen Punkt: Mike. Er wurde zwar erwähnt – aber als Mann, dessen Bekanntschaft Mum aus Sicherheitsgründen vorläufig nicht machen würde.

Dies war ohne Zweifel der beste Zeitpunkt, um sie in unsere Pläne einzuweihen und in die Reihen der Verschwörer aufzunehmen – als Leiterin einer eigenen Zelle. Mum war intelligent und besaß unbestreitbar Führeigenschaften, sonst hätte sie keine Familie unserer Größe kontrollieren können. Sie wurde allgemein respektiert, weil sie schon länger als die meisten anderen hier war. Mum konnte uns viel helfen.

Und sie war innerhalb der Familie einfach unersetzlich. Ohne ihre Hilfe konnten Wyo und ich kaum gemeinsam telefonieren und verhindern, daß die Kinder etwas merkten – aber mit Mums Unterstützung ließen sich alle diese Schwierigkeiten aus dem Weg räumen.

Sie hörte aufmerksam zu, seufzte und meinte: »Das klingt gefährlich, Liebster.«

»Es ist auch gefährlich«, bestätigte ich. »Hör zu, Mimi, wenn du nicht mitmachen willst, brauchst du die ganze Sache nur zu vergessen.«

»Manuel! Du bist mein Gatte; ich habe versprochen, in guten und schlechten Zeiten zu dir zu halten... und dein Wunsch ist mir Befehl.«

(Das glaubte sie tatsächlich!)

»Ich lasse dich in dieser gefährlichen Situation nicht allein«, fuhr sie fort, »und außerdem träumt wohl jeder Loonie davon, daß wir eines Tages frei werden.« Sie machte eine Pause. »Ich soll also drei Vertrauenswürdige anwerben, nicht wahr?«

»Richtig. Aber das hat keine Eile. Lieber langsam und sicher.«

»Sidris«, murmelte sie. »Sidris ist vertrauenswürdig und kann schweigen.«

»An deiner Stelle würde ich mich nicht auf die Familie beschränken. Wir müssen uns ausbreiten.«

»Gut, darüber sprechen wir noch, bevor ich etwas unternehme. Wenn ich dir einen guten Rat geben darf, Manuel...« Sie sprach nicht weiter.

»Immer dankbar dafür, Mimi.«

»Erzähl Grandpaw nichts davon. Er ist schon etwas vergeßlich und spricht in letzter Zeit viel. Gute Nacht, Liebster.«

9. Kapitel

In den folgenden Wochen und Monaten wäre es durchaus möglich gewesen, die verrückte Idee einer Revolution zu vergessen, wenn die Details nicht soviel Zeit verschlungen hätten. Wir wollten vor allem nicht auffallen. Und wir hatten uns vorgenommen, die Verhältnisse auf Luna möglichst zu verschlechtern.

Ja, verschlechtern. Es gab nie eine Zeit – nicht einmal zuletzt –, in der *alle* Loonies die Verwaltung beseitigen und sich unserer Revolution anschließen wollten. Alle Loonies haßten den Gouverneur und betrogen die Verwalter; aber das bedeutete noch lange nicht, daß sie bereit waren, für unsere Ziele zu kämpfen und zu sterben. Erwähnte man in ihrer Gegenwart das Wort ›Patriotismus‹, wurde man angestarrt – oder der andere

dachte, man spreche von seinem Vaterland. Aber Luna? Luna war der Verbannungsort, den niemand liebte.

Wir waren das unpolitischste Volk der Weltgeschichte. Ich weiß, wovon ich rede, denn ich interessierte mich auch erst für Politik, als die Umstände mich dazu zwangen. Wyo war dabei, weil sie die Verwaltung aus einem persönlichen Grund haßte, und Prof, weil er aufgrund intellektueller Überlegungen jeder Obrigkeit mißtraute. Mike schließlich machte mit, weil er eine gelangweilte und einsame Maschine war und die Revolte für ›das einzige Spiel in der Stadt‹ hielt. Patriotismus konnte man keinem von uns vorwerfen, obwohl ich immerhin ein Lunageborener der dritten Generation und völlig ohne Beziehung zu irgendeinem Land der Erde war, was mich vermutlich schon ›patriotischer‹ machte als die meisten anderen Loonies.

Der durchschnittliche Loonie interessierte sich nur für Bier, Wetten, Frauen und Arbeit – in dieser Reihenfolge. ›Frauen‹ kamen vielleicht an zweiter Stelle. Die Loonies hatten frühzeitig gelernt, daß es nie genügend Frauen für alle geben würde; wer das nicht begriff, lebte nicht lange, denn selbst der größte Egoist kann nicht ununterbrochen wachsam sein. Die Loonies paßten sich den Verhältnissen an – oder taten es nicht und starben. Aber ›Patriotismus‹ gehörte nicht zu den lebensnotwendigen Dingen.

Das wurde mir erst klar, als ich an dem Versuch teilnahm, das patriotische Bewußtsein meiner Mitbürger aufzurütteln. Wyo und ihre Kameraden hatten erfolglos auf den Knopf ›Patriotismus‹ gedrückt; nach jahrelanger Arbeit gehörte weniger als ein Prozent ihrer Organisation an – und fast zehn Prozent dieser Mitglieder waren Spitzel des Gouverneurs!

Prof machte uns klar, daß Haß leichter als Liebe zu erzeugen ist.

Zum Glück unterstützte uns Alvarez, der Chef des Sicherheitsdienstes. Die neun toten Leibwächter wurden durch neunzig andere ersetzt, und eine Dummheit führte unweigerlich zur nächsten. Alvarez hatte dringend Hilfe angefordert und

bekam sie in Form einer Kompanie ›Friedensdrachen‹, einer Elitetruppe der Vereinten Nationen, deren Soldaten rückfällige Sträflinge waren. Diese Leute wollten nicht freiwillig hierher, erkannten bald, daß die ›begrenzte Polizeiaktion‹ nie zu Ende gehen würde, haßten Luna und verachteten uns Loonies.

Die Leibwache war nie besonders groß gewesen, nicht einmal in den Anfangsjahren. Gefängniswärter im klassischen Sinn waren hier überflüssig, was einer der Gründe für die Sträflingskolonien auf dem Mond war. Wachen wurden nur zum Schutz des Gouverneurs, seiner Untergebenen und gelegentlichen Besucher gebraucht. Doch der Verlust von neun Wächtern in einer einzigen Nacht hatte die Verwaltung aufgeschreckt.

Sobald die Verstärkungen eingetroffen waren, ließ Alvarez alle Röhrenstationen Tag und Nacht überwachen und führte Pässe und Paßkontrollen ein. Hätte es auf Luna Gesetze gegeben, wäre diese Maßnahme ungesetzlich gewesen, da fünfundneunzig Prozent der Bevölkerung theoretisch frei waren, weil sie ihre Strafe verbüßt hatten oder hier geboren waren. Aber das Kontrollsystem war nicht ›ungesetzlich‹, weil die Anweisungen des Gouverneurs unsere einzigen Gesetze waren.

Der Paßzwang wurde in allen Zeitungen bekanntgemacht, wir hatten eine Woche Zeit, um uns einen Paß zu besorgen, und eines Morgens um acht Uhr trat die Maßnahme in Kraft. Brave Streber füllten Fragebogen aus, bezahlten die Gebühren, wurden fotografiert und erhielten ihren Paß; ich befolgte Profs Rat und ließ mir ebenfalls einen ausstellen.

Aber es gab nicht viele Streber! Die meisten Loonies wollten ihren Ohren nicht trauen. Pässe? Was sollte der Unsinn?

Am ersten Morgen stand ein Posten in der gelben Uniform der Leibwache an der Station Süd; ich hatte im Augenblick nichts zu tun, deshalb beobachtete ich die Entwicklung. Als die Kapsel nach Novilen angekündigt wurde, marschierten etwa dreißig Personen darauf zu. Genosse Gelbjacke hatte sich an der Sperre aufgebaut und wollte den Paß des ersten Mannes sehen. Der

Angesprochene blieb stehen, fing einen Streit mit ihm an. Ein anderer drängte sich vorbei; zwei, drei folgten. Der Posten rief ihnen etwas nach und zog die Pistole. Aber er kam nicht mehr dazu, sie zu gebrauchen...

Als der erste Ansturm vorüber war, lag der Posten tot an der Sperre. Niemand kümmerte sich um ihn, und die Leiche blieb liegen, bis die Ablösung kam.

Am nächsten Tag standen zehn Soldaten Wache. Die Kapsel nach Novilen blieb leer.

Im Laufe der Zeit spielte sich alles ein. Wer reisen mußte, ließ sich einen Paß ausstellen; die ganz Hartnäckigen reisten einfach nicht mehr. An den Sperren standen immer zwei Posten: einer kontrollierte die Pässe, der andere stand mit schußbereiter Waffe daneben. Der erste gab sich keine große Mühe bei der Kontrolle; das war nur gut, denn die meisten Pässe waren gefälscht, und die Fälschungen waren zunächst noch auffällig. Bald stand jedoch genug authentisches Papier zur Verfügung, so daß gefälschte Pässe nicht mehr von echten zu unterscheiden waren. Sie waren etwas teurer, aber viele Loonies bevorzugten falsche Pässe, weil die Formalitäten in diesem Fall wegfielen.

Unsere Organisation stellte keine falschen Pässe her; wir förderten nur die Hersteller – und wußten, wer einen dieser Pässe besaß, denn Mike führte das Verzeichnis der ›offiziellen‹ Paßinhaber. Das gab uns die Möglichkeit, die Böcke von den Schafen zu unterscheiden: Ein Mann mit einem falschen Paß in der Tasche war bestimmt leicht anzuwerben. Wir machten es uns zur Regel, niemanden aufzunehmen, der einen echten Paß besaß; im Zweifelsfall brauchten wir nur Mike zu fragen, der Auskunft geben konnte.

Die Wachen hatten auch weiterhin Probleme. Es war ihrer Würde – und ihren Nerven – nicht gerade förderlich, wenn Kinder sich in ihrer Nähe aufstellten und jede Bewegung nachäfften, Grimassen schnitten oder Obszönitäten schrien.

Einer der Wächter schlug einem kleinen Jungen ein paar Zähne aus. Ergebnis: zwei tote Wachen, ein toter Loonie.

Danach ignorierten die Wachen die Kinder.

Wir hatten diese Sache nicht initiiert, sondern nur ermutigt. Können Sie sich vorstellen, daß eine nette alte Dame wie Mum die Kinder ermunterte, sich schlecht zu benehmen? Aber genau das tat sie.

Auf uns ging eine andere Idee zurück, die besonders Männern zu schaffen macht, die einsam und weit von daheim sind.

Es gibt auf Luna erstaunlich schöne Frauen, und einige fingen an, auf den Bahnhöfen herumzulungern, wobei sie noch weniger anhatten als gewöhnlich, dafür aber um so stärker parfümiert waren. Sie sprachen nicht mit den Gelbjacken, schauten sie nicht einmal an, sondern gingen einfach an ihnen vorbei. (Erdenfrauen können nicht so gehen, sie leiden unter der sechsfach stärkeren Schwerkraft.)

Während dieser Zeit traf ich Prof nur selten – und nie in der Öffentlichkeit; wir blieben telefonisch in Verbindung. Zunächst gab es einige Schwierigkeiten, weil wir auf der Farm nur ein Telefon für fünfundzwanzig Familienmitglieder hatten; aber dieses Problem war verhältnismäßig einfach zu lösen: Ich baute in meiner Werkstatt zwei Apparate zusammen – einer blieb an meinem Arbeitsplatz, der zweite kam in Wyos Zimmer –, schloß sie mit jeweils einem Umsetzer an die Telefonleitung an, ohne daß jemand etwas davon merkte, und konnte nun jederzeit ungestört mit Mike sprechen.

Von meinem Apparat aus konnte ich jeden anderen Teilnehmer auf Luna erreichen, ohne seine Nummer zu kennen; Mike führte das Verzeichnis und suchte sie schneller heraus als ich.

Wir merkten allmählich, welche Vorteile dieses System hatte. Ich ließ mir von Mike ein weiteres Null-Zeichen für Mum geben, damit sie mich notfalls überall erreichen konnte. Sie freundete sich mit Mike an und hielt ihn weiterhin für einen Mann. Das sprach sich innerhalb der Familie herum. Als ich eines Tages

nach Hause kam, sagte Sidris: »Liebling, dein Freund mit der sympathischen Stimme hat angerufen. Mike Holmes. Du möchtest zurückrufen.«

»Danke, wird gemacht.«

»Wann lädst du ihn zum Abendessen ein, Mannie? Er ist bestimmt nett.«

Ich erzählte ihr, Genosse Holmes leide an Zahnfäule, sei ein Trunkenbold und hasse Frauen.

»Du willst nur nicht, daß ich ihn sehe, weil du Angst hast, daß er mir gefällt«, warf Sidris mir vor. Ich ließ ihr diese Überzeugung und erzählte Mike und Prof davon. Mike flirtete daraufhin noch mehr mit meinen Frauen; Prof wurde nachdenklich, äußerte sich aber vorläufig nicht dazu.

Langsam erlernte ich die Techniken, die für eine Verschwörung nötig waren, und verstand auch Profs Ansicht, daß es sich dabei um eine Kunst handelte. Allerdings vergaß ich auch nie Mikes Vorhersage, daß wir nur noch sieben Jahre vom Zusammenbruch entfernt waren.

Prof hatte darauf hingewiesen, daß das Zellensystem die einzige Möglichkeit bot, Verluste durch Spitzel möglichst gering zu halten. Selbst Wyo gab zu, daß eine Aufteilung nötig war, seitdem sie wußte, wie viele Spitzel es in ihrer früheren Organisation gegeben hatte. Aber mir gefiel die zögernde Nachrichtenübermittlung des Zellensystems nicht; es dauerte meistens zu lange, eine Nachricht übermitteln und bestätigen zu lassen.

Deshalb sprach ich mit Mike.

Wir verzichteten auf das System, das ich Prof vorgeschlagen hatte. Wir behielten die Zellen bei, überließen die Weitergabe von Nachrichten jedoch Mike, der auch für die Geheimhaltung verantwortlich war.

Nachrichtenverbindungen: Wir bauten eine Pyramide aus »Parteinamen« auf:

Vorsitzender: Genosse Adam Selene (Mike)

Exekutivzelle: Bork (ich), Betty (Wyo) und Bill (Prof)

Borks Zelle: Cassie (Mum), Colin und Chang

Bettys Zelle: Calvin (Greg), Cecilia (Sidris), und Clayton

Bills Zelle: Cornwall (Finn Nielsen), Carolyn und Cotter

– und so weiter. Auf der siebten Ebene leitete George eine Zelle, der Herbert, Henry und Hallie angehörten; auf dieser Ebene brauchten wir bereits 2187 Namen, die mit H begannen, aber unser Computer hatte genügend gespeichert oder erfand sie einfach. Jedes neue Mitglied erhielt einen Parteinamen und eine Telefonnummer, über die er notfalls direkt mit ›Adam Selene‹ sprechen konnte.

Geheimhaltung: Wir hielten uns an das Prinzip, daß man keinem Menschen in irgendeiner Beziehung, aber Mike in jeder Beziehung trauen konnte.

Die erste Hälfte dieses Grundsatzes stand von Anfang an fest. Mit Hilfe von Drogen und anderen unschönen Mitteln läßt sich jeder Mensch zum Sprechen bringen. Der einzige Ausweg ist dann der Selbstmord, der aber vielleicht unmöglich ist. Oh, es gibt natürlich winzige Giftkapseln, die in einem Zahn verborgen sind – Prof hatte dafür gesorgt, daß wir alle entsprechend ausgerüstet wurden. Trotzdem war vorstellbar, daß wir keine Gelegenheit haben würden, das Gift rechtzeitig zu schlucken.

Aber Mike würde nie Selbstmord begehen müssen, reagierte nicht auf Drogen und empfand keine Schmerzen. Unsere Geheimnisse waren hundertprozentig sicher bei ihm, weil niemand auf die Idee gekommen wäre, sie dort zu vermuten. Außerdem war es auf diese Weise vermeidbar, daß wir Informationen besaßen, die wir nicht unbedingt brauchten, beispielsweise Namen und Telefonnummern anderer Mitglieder. Nehmen wir an, Mitglied ›Daniel‹ (den *ich* gar nicht kannte, da er als ›D‹ zwei Ebenen unter mir rangierte), rekrutiert Fritz Schultz. Daniel meldet diesen Tatbestand, nicht aber den Namen des neuen Mitglieds nach oben. Adam Selene ruft Daniel an, teilt

ihm mit, daß der Neuling als ›Embrook‹ firmiert, läßt sich dessen Nummer geben, ruft Schultz an, informiert ihn ebenfalls über seinen Mitgliedsnamen Embrook und gibt ihm eine Notfallnummer, die *ausschließlich* für ihn bestimmt ist.

Nicht einmal Embrooks Zellenleiter kennt diese Nummer. Was man nicht weiß, kann man auch nicht verraten, weder unter Drogen noch unter Folter. Nicht einmal aus Versehen.

Stellen wir uns nun vor, ich muß Genosse Embrook sprechen. Ich weiß nicht, wer er ist; vielleicht lebt er in Hongkong, vielleicht ist er aber auch mein Nachbar. Statt nun eine Nachricht nach unten zu schicken in der Hoffnung, sie würde ihn erreichen, rufe ich Mike an. Mike verbindet mich mit Embrook, *ohne* mir dessen Nummer zu geben.

Oder nehmen wir an, ich muß mit einem Genossen reden, der eine Flugblattaktion vorbereitet. Wieder läuft das Gespräch über Mike, und da Adam Selene die Verbindung herstellt, weiß der Genosse, daß er mir vertrauen kann. Und wenn ich mich dann als ›Bork‹ vorstelle, erkennt er am Initial ›B‹, daß ich zum Führungskader gehöre. Dank Mike verbesserte sich die Kommunikation ganz enorm. Und Mike lieferte uns die Geheimnisse der Gegenseite aus, wenn wir danach fragten – zum Beispiel einem vertraulichen Bericht, den Alvarez in die Maschine diktierte, um die ›Spezialakte Zebra‹ zu ergänzen.

Alvarez beschrieb darin die Ereignisse des denkwürdigen Abends im Stiljagi-Saal. Seine Version erwähnte etwa hundert Teilnehmer (insgesamt waren es knapp dreihundert gewesen); auf der Liste standen Shorty Mkrum, Wyo, Prof und Finn Nielsen, aber *nicht* ich – offenbar hatten seine Spitzel mich übersehen. In dem Bericht wurde erwähnt, daß neun Angehörige des Sicherheitsdienstes, die im Auftrag des Gouverneurs für Ruhe und Ordnung gesorgt hatten, ermordet worden waren. Drei unserer Toten waren ebenfalls angeführt.

Eine Woche später wurde der Bericht um die Behauptung ergänzt, daß ›die notorische Aufwieglerin Wyoming Knott aus Hongkong auf Luna, deren Rede am 13. Mai die Unruhen

ausgelöst hat, bei denen neun tapfere Angehörige des Sicherheitsdienstes den Tod gefunden haben, weder in Luna City verhaftet noch in Hongkong gesehen worden ist, so daß angenommen werden kann, daß sie bei dem von ihr angestifteten Massaker selbst den Tod gefunden hat.<

Dieser Zusatz enthielt das Eingeständnis, daß die Leichen fehlten, so daß die genaue Zahl der Todes-Opfer unbekannt geblieben war. Damit stand gleichzeitig fest, daß Wyo nicht nach Hause zurückkehren und sich nicht wieder in eine Blondine verwandeln durfte.

Da ich nicht verdächtigt wurde, bewegte ich mich wie bisher in der Öffentlichkeit, nahm Reparaturaufträge an und verbrachte einen Teil meiner Zeit in unserem Zimmer im Grandhotel Raffles, wo ich mir von Mike aus der Akte Zebra vorlesen ließ. Mike plagte mich mit seinen Witzen, die ich unbedingt abholen sollte; ich mußte mich beherrschen, um nicht zu vergessen, daß die Witze von seinem Standpunkt aus ebenso wichtig wie unser Freiheitskampf waren.

Ich fragte mich ohnehin schon, ob ich den Verwaltungskomplex betreten konnte, ohne festgenommen zu werden. Wir wußten, daß Prof verdächtigt wurde; sein Aufenthaltsort war bekannt – aber niemand verhaftete ihn. Als wir hörten, daß versucht worden war, Wyo festzunehmen, wurde ich nervös. Lag ein Haftbefehl gegen mich vor? Sollte ich unauffällig aus dem Verkehr gezogen werden? Das mußte ich wissen.

Ich rief also Mike an und forderte ihn auf, eine Störung zu simulieren. Er tat es, und ich wurde gerufen – dieser Teil war nicht weiter schwierig. Alles verlief wie gewöhnlich; ich mußte nur zweimal meinen Paß vorzeigen. Ich unterhielt mich mit Mike, nahm tausend Witze mit, die ich in den folgenden Wochen beurteilen würde, ließ ihn die Störung beseitigen und verabschiedete mich, um dem Chefindenieur eine gesalzene Rechnung vorzulegen.

Von da ab besuchte ich Mike etwa einmal monatlich. Das war völlig ungefährlich, denn ich kam nur auf Aufforderung und

führte tatsächlich längere Reparaturen durch, die kein Mißtrauen erregen konnten, weil Mike den jeweiligen Defekt überzeugend simulierte. Nach jedem meiner Besuche arbeitete er wieder perfekt, so daß ich unersetzlich wurde.

Inzwischen hatte ich mir zu Hause ein winziges Zusatzgerät ausgedacht, das es Mike ermöglichen sollte, ganz auf seine künstliche Stimme zu verzichten, wenn er telefonierte. Statt dessen würde er elektrische Signale auf einem bis zwanzig verschiedenen Kanälen ausstrahlen, die als Schallwellen aus dem Telefonhörer seines Gesprächspartners dringen würden.

Als das Gerät fertig war, mußte Mike wieder einmal simulieren. Eine halbe Stunde später kam bereits ein Anruf für mich. Mike hatte sich einen guten Trick einfallen lassen; die ›Störung‹ bestand aus wilden Schwankungen der Klimatisierung der Gouverneurswohnung. Er ließ die Heizung alle elf Minuten auf vollen Touren laufen und wieder kälter werden, während er den Luftdruck alle zwei Sekunden heftig schwanken ließ, so daß der Gouverneur Ohrenscherzen bekam.

Mike war in bester Laune. Diese Art von Humor gefiel ihm wirklich. Ich hatte Verständnis dafür und ließ ihn weitermachen, während ich mein Werkzeug ausbreitete und den kleinen schwarzen Kasten anschloß, wo ihn niemand finden würde.

Dann klopfte plötzlich der wachhabende Computertechniker an die Tür. Ich ließ mir Zeit, nahm den Arm Nummer fünf ab und hielt ihn in der rechten Hand; das regt die meisten Leute auf. »Was willst *du* hier?« erkundigte ich mich.

»Hör zu«, antwortete er, »der Gouverneur ruft ständig an! Weißt du noch nicht, was mit der verdammten Maschine los ist?«

»Sag dem Gouverneur einen schönen Gruß, und ich regle die Klimaanlage manuell, sobald ich den Fehler gefunden habe – wenn ich nicht wieder durch dumme Fragen aufgehalten werde. Wie lange willst du eigentlich noch die Tür offenhalten, damit Staub in die Maschinen kommt? Nächstesmal kannst du sie

reparieren; ich bleibe lieber in meinem warmen Bett. Das kannst du deinem dämlichen Gouverneur ebenfalls bestellen.«

»Vorsichtig mit solchen Ausdrücken, Kumpel.«

»Danke, gleichfalls, Sträfling. Machst du jetzt endlich die Tür zu? Oder soll ich nach Hause gehen?« Ich hob den Arm Nummer fünf wie eine Keule.

Er schloß die Tür. Ich hatte den armen Kerl nicht beleidigen wollen. Aber es gehörte zu unseren Grundsätzen, anderen die Arbeit für die Verwaltung so unerträglich wie möglich zu machen.

»Soll ich das Programm verändern?« wollte Mike wissen.

»Hmmm, am besten machst du noch zehn Minuten weiter und hörst dann plötzlich auf. In der nächsten Stunde läßt du nur den Luftdruck schwanken, bis es Zeit für den Schlußeffekt ist... Kannst du sein WC rückwärts laufen lassen, Mike?«

»Natürlich! Alle?«

»Wie viele hat er denn?«

»Sechs.«

»Schön, dann läßt du alle überlaufen, damit die Teppiche naß werden. Aber das eine, das in der Nähe seines Schlafzimmers steht, muß bis zur Decke spritzen. Läßt sich das machen?«

»Selbstverständlich.«

»Ausgezeichnet. Jetzt zu deinem Geschenk, Kleiner.« Ich verbrachte die nächsten vierzig Minuten damit, mein Gerät einzubauen und es von Mike überprüfen zu lassen, indem er Wyo anrief und dabei die Kanäle wechselte.

Zehn Minuten später sagte er: »Alles in bester Ordnung. Ich kann mitten im Wort umschalten, ohne daß Wyo etwas davon merkt. Und ich habe gleichzeitig Prof und Mum angerufen.«

»Wunderbar. Was hast du Mum erzählt?«

»Ich habe sie gebeten, Adam Selene anzurufen, sobald du zu Hause bist. Dann haben wir uns gemütlich unterhalten. Wir haben Gregs letzte Predigt diskutiert.«

»Hä? Wie?«

»Ich habe ihr erzählt, daß ich sie gehört habe, Mannie, und ich habe einige Sätze zitiert.«

»O Mike!«

»Schon gut, Mannie. Sie glaubt, daß ich im Hintergrund gesessen und den Saal vorzeitig verlassen habe. Sie ist nicht neugierig; sie weiß schließlich, daß ich nicht gesehen werden möchte.«

Mum ist das neugierigste weibliche Wesen auf Luna. »Hmmm, vielleicht war das doch keine schlechte Idee... Gut, meinerwegen kannst du so weitermachen, Mike.« Ich runzelte die Stirn. »Wie stehen unsere Chancen nach letzter Rechnung?«

»Etwa eins zu neun, Mannie.«

»Werden die Aussichten noch schlechter?«

»In den kommenden Monaten bestimmt. Wir haben die Krise noch nicht erreicht.«

»Und die Yankees stehen auf dem vorletzten Tabellenplatz! Aber sprechen wir lieber von anderen Dingen. Wenn in Zukunft jemand mit dir spricht und erwähnt, er sei bei einer Veranstaltung gewesen, bist du ebenfalls dort gewesen – und beweist es ihm, indem du etwas Entsprechendes zitierst.«

»Wird gemacht. Warum, Mannie?«

»Hast du ›The Scarlet Pimpernel‹ gelesen?«

»Ja. Soll ich wiederholen?«

»Nein, nein! Du bist unser Scarlet Pimpernel, unser geheimnisvoller Mann, der überall ist, alles beobachtet und selbst nie gesehen wird.«

Mike war begeistert. »Das macht Spaß, Mannie. Einmal witzig, zweimal witzig, vielleicht immer witzig.«

»Immer witzig. Seit wann hast du dich auf Luftdruckschwankungen in der Gouverneursresidenz beschränkt?«

»Seit dreiundvierzig Minuten.«

»Na, seine Kopfschmerzen möchte ich nicht haben. Jetzt noch der Abschlußeffekt, dann ist die Reparatur beendet.«

»Wird gemacht. Wyo läßt dir ausrichten, daß du Billys Geburtstagsparty nicht vergessen sollst.«

»Richtig! Alles einstellen, ich muß fort. Ich rufe dich wieder an, Mike.«

Ich lief hinaus, ging ins Büro des Chefindingenieurs, um meine Rechnung abzugeben, und verlangte ihn zu sprechen. Er war schlechter Laune; offenbar hatte der Gouverneur ihn für Mikes ›Störung‹ verantwortlich gemacht. »Augenblick«, sagte ich zu ihm. »Mein Sohn hat heute Geburtstag, und ich darf nicht zu spät kommen. Aber ich wollte Ihnen etwas zeigen.«

Ich nahm einen Umschlag aus meinem Werkzeugkasten und ließ daraus etwas auf seinen Schreibtisch fallen; die verkohlte Leiche einer Hausfliege, die ich mit dem Löteisen behandelt und mitgebracht hatte. »Sehen Sie das? Sie dürfen dreimal raten, wo ich das Tierchen gefunden habe.«

Dann hielt ich ihm einen Vortrag über die Empfindlichkeit von Präzisionsmaschinen und beschwerte mich über den wachhabenden Computertechniker. »Staub genügt schon, um einen Computer zu ruinieren, aber *Insekten* sind unverzeihlich! Trotzdem gehen Ihre Leute im Computerraum ein und aus, als handle es sich um einen Wartesaal. Heute waren beide Türen offen, während dieser Idiot draußen jammerte. Wenn ich noch mal merke, daß irgendein Trottel Abdeckplatten entfernt und Fliegen in die Maschine gelassen hat... nun, das ist Ihre Sache, Chef. Ich arbeite gern hier, weil ich eine Schwäche für

Präzisionsmaschinen habe, aber ich kann nicht zusehen, wenn sie falsch behandelt werden!«

»Augenblick, ich wollte *Ihnen* etwas sagen.«

»Tut mir leid, ich muß gehen. Tun Sie, was Sie wollen; ich bin kein Kammerjäger, sondern Computerfachmann.«

Nichts bringt einen Menschen so gründlich durcheinander, als wenn man ihn nicht ausreden läßt. Mit etwas Glück und mit Unterstützung durch den Gouverneur würde der Cheffingenieur bis Weihnachten Magengeschwüre haben.

Ich kam trotzdem zu spät und mußte mich bei Billy entschuldigen. Alvarez hatte sich eine Leibesvisitation aller Besucher des Verwaltungsgebäudes einfallen lassen. Die tausend Witze, die Mike mir mitgegeben hatte, fielen den beiden Posten auf. »Was ist das?« fragte einer von ihnen.

»Computerpapier«, antwortete ich. »Testreihen.« Der andere kam neugierig näher. Offenbar konnten beide nicht lesen. Sie wollten die Witze beschlagnahmen. Ich verlangte, sie sollten den Cheffingenieur anrufen. Schließlich ließen sie mich laufen. Ich war zufrieden; je unmöglicher sich die Friedensdrachen benahmen, desto verhaßter wurden sie.

Die Entscheidung, Mike wirklich zu einer Persönlichkeit zu machen, fiel erst, als sich herausstellte, daß er in Notfällen für alle Parteimitglieder erreichbar sein mußte. Seine Stimme war unterdessen nach Timbre und Qualität ›menschlicher‹ geworden – er hatte einen sympathischen Bariton mit nordamerikanischem Akzent; als Michelle war es ein Sopran mit französischem Akzent. Auch seine Persönlichkeit war gewachsen, und er verstand es, sich dem jeweiligen Gesprächspartner anzupassen, wie es ein erwachsener Mensch getan hätte – er unterhielt sich freundschaftlich mit mir, führte gelehrte Diskussionen mit Prof und war galant zu Wyo.

Aber der Hintergrund war unbelebt. Dort herrschte tief es Schweigen.

Das mußte anders werden. Wir besprachen das Problem gemeinsam und überlegten uns, wie ›Adam Selene‹ aussehen sollte. Wie alt war er? War er verheiratet? Wo wohnte er? Welche Hobbies, welche Interessen hatte er?

Wir wurden darüber einig, daß Adam ungefähr vierzig Jahre alt, gesund, kräftig, gebildet und vielseitig interessiert sein sollte. Er führte eine Troika-Ehe (der häufigste Typ), in der er der ältere Gatte war – vier Kinder. Seine Frau und der jüngere Gatte waren nicht politisch engagiert, soviel wir wußten.

Er war ein athletisch gebauter Mann, sah gut aus, hatte eisgraues Haar und stammte aus einer Pionierfamilie. Adam Selene war für hiesige Verhältnisse wohlhabend und machte nicht nur in L-City, sondern auch in Novilen und Kongville Geschäfte. Sein Büro lag in der Alten Kuppel im dritten Stock an der Südseite – also mitten im Bankenviertel. Wir zeichneten den Grundriß dieses Büros auf, das zwischen Aetna Luna und Greenberg & Co. gelegen hätte – wenn es existiert hätte. Ich nahm die dortige Geräuschkulisse auf, und Mike verbesserte sie, indem er Telefone abhörte.

Wer in Zukunft Adam Selene anrief, hörte *echte* Hintergrundgeräusche. Wenn ›Ursula‹, seine Sekretärin, den Anruf entgegennahm, hörte man vielleicht: »Selene Associates. Luna *wird frei!* Augenblick, bitte. Genosse Selene führt noch ein anderes Gespräch.« Oder Adam antwortete: »Adam Selene am Apparat. Freiheit für Luna! Augenblick, ich muß den Fernseher ausschalten.« Oder eine andere Stimme sagte: »Hier ist Albert Ginwallah, Adam Selenes Assistent. Luna wird frei. Sprich unbesorgt, Genosse, wenn es sich um eine Parteiangelegenheit handelt; ich erledige diese Dinge für den Vorsitzenden.«

Diese Antwort war eine Falle, denn jeder Genosse wurde angewiesen, nur mit Adam Selene zu sprechen. Wer darauf hereinfiel, wurde nicht etwa gemäßregelt; sein Zellenleiter wurde jedoch gewarnt, diesem Genossen keine wichtigen Informationen mehr anzuvertrauen.

Unsere Parole fand rasch Anklang. ›Luna wird frei‹ oder ›Freiheit für Luna!‹ gefiel zunächst jungen Leuten, dann aber auch älteren Mitbürgern. Als ich zum erstenmal ›Freiheit für Luna!‹ am Telefon hörte, war ich vor Überraschung sprachlos. Ich rief Mike an und erkundigte mich, ob der Betreffende Parteimitglied war. Mike verneinte die Frage, deshalb schlug ich vor, ihn anwerben zu lassen.

Alvarez setzte seine Spitzel schon kurze Zeit später auf ›Adam Selene‹ an, den er für den Führer einer neuen Untergrundbewegung halten mußte. Innerhalb weniger Monate entstand ein Dossier in der Akte Zebra, das alle wichtigen Einzelheiten und Informationen enthielt, die wir Alvarez zugespielt hatten. Fünfunddreißig bis fünfundvierzig Jahre alt, Büro in der Alten Kuppel, arbeitet dort außer Samstag bis Sonntag von 8 bis 18 Uhr, Telefongespräche werden außerhalb dieser Zeit nach Hause vermittelt. Wohnt im Stadtgebiet, da nie länger als siebzehn Minuten zum Büro unterwegs. Kinder im Haushalt. Als Börsenmakler und Vermögensverwalter tätig. Kulturell interessiert, spielt Schach, sportlich, vermutlich Mitglied eines Sportvereins. Bemerkenswertes Gedächtnis, trifft rasche Entscheidungen, Führerpersönlichkeit.

Alvarez hatte nur einen Kummer: Die Rufzeichen, unter denen ›Adam Selene‹ zu erreichen sein sollte, waren unweigerlich falsch. Darauf versuchte er ›Selene Associates‹ aufzuspüren, indem er jeweils einen Buchstaben der Rufzeichen veränderte. Mike hatte mitgehört und spielte ihm einen Streich: Er stellte jeweils die Verbindung zur Gouverneursresidenz her, wenn eine dieser veränderten Nummern gewählt wurde. Alvarez mußte zu seinem Herrn und Meister kommen und erhielt einen Anpuff.

Ich hatte Verständnis für Mikes Humor, warnte ihn jedoch, daß jeder halbwegs intelligente Mensch daraus schließen mußte, der Computer sei an diesen Streichen beteiligt. Mike beruhigte mich mit der Versicherung, dazu sei die Gegenseite nicht intelligent genug.

Alvarez' Bemühungen führten schließlich nur dazu, daß wir jedesmal einen Spitzel ausfindig machten, wenn er eine neue Nummer für Adam Selene erfahren zu haben glaubte – einen neuen Spitzel, denn die bekannten wurden in eine Tarnorganisation aufgenommen, wo sie sich gegenseitig verraten konnten. Mit Alvarez' Hilfe erkannten wir alle neuen Spitzel schon nach kurzer Zeit. Er schien mit seinen Leuten selbst nicht zufrieden zu sein; zwei von ihnen verschwanden spurlos, und unsere Organisation, die damals über sechstausend Mitglieder hatte, erfuhr nie, was ihnen zugestoßen war. Vermutlich hatte Alvarez sie wegen Unfähigkeit eliminieren lassen.

Selene Associates war nicht die einzige Scheinfirma, die wir gründeten. LuNoHoCo war wesentlich größer, ebenso schwindelhaft und durchaus aktiv; das Unternehmen beschäftigte Hunderte von Leuten, die meistens nicht Parteimitglieder waren, und war unser schwierigstes Projekt.

Mikes Aktionsplan zählte einige Schwierigkeiten auf, die bewältigt werden *mußten*. Ein Problem war die Geldbeschaffung. Ein weiteres bestand daraus, daß wir unser Katapult vor möglichen Angriffen aus dem Raum schützen mußten.

Prof hatte vorgeschlagen, wir sollten Banken ausrauben, um das erste Problem zu lösen; im Laufe der Zeit gab er diesen Plan widerstrebend auf. Aber nun beraubten wir Banken, Firmen und die Verwaltung selbst. Mike hatte daran gedacht; Mike und Prof hatten das Verfahren ausgearbeitet. Zunächst hatte Mike nicht einsehen können, weshalb uns die Geldbeschaffung Sorgen machte, er ging jeden Tag mit Milliardenbeträgen um und machte uns deshalb den Vorschlag, Verwaltungsschecks für jeden gewünschten Betrag auszuschreiben.

Prof schlug entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen. Dann erklärte er Mike, wie gefährlich es für uns wäre, einen Verwaltungsscheck für, sagen wir zehn Millionen Dollar einzulösen. Deshalb vereinbarte er mit Mike, daß der Computer alle Banken, Firmen und Behörden, deren Konten er führte, mit Hilfe von Scheintransaktionen um verhältnismäßig kleine Beträge

erleichtern sollte, die sich jedoch allmählich summierten. Dieses Kapital diente zur Finanzierung der LuNoHo Company und wurde offiziell von den Gesellschaftern eingezahlt, die ohne Ausnahme Parteimitglieder waren.

Die LuNoHoCo besaß Schürfrechte, die sie auf legale Weise ausbeutete, und war auf einigen anderen Gebieten ebenfalls legal tätig. Ihre Buchführung war allerdings eher als kriminell zu bezeichnen; da Mike alles kontrollierte, stimmte in den Jahresabschlüssen eigentlich nur das Datum. Hauptzweck des Unternehmens war es, in aller Stille ein zweites Katapult zu bauen.

Das ließ sich nicht geheimhalten. Das dazugehörige Atomkraftwerk konnte unmöglich errichtet werden, ohne daß diese Tatsache bekannt wurde. Auch der Drehkondensator für ein kilometerlanges Induktionsfeld läßt sich nicht unbemerkt errichten. Und vor allem kann man nicht Hunderte von Arbeitern auf eine Großbaustelle schicken, ohne daß darüber gesprochen wird. Das Katapult der Verwaltung erreichte drei g und war fast hundert Kilometer lang; es war auf jeder Karte eingezeichnet, war von Terra aus mit jedem besseren Teleskop zu erkennen und zeichnete sich deutlich auf Radarschirmen ab.

Wir bauten ein kürzeres Katapult mit zehn g Beschleunigung, das jedoch mit seinen dreißig Kilometern Länge schwer zu verbergen war.

Deshalb benutzten wir die Methode, die E. A. Poe in *Der entwendete Brief* beschreibt.

Ich hatte nie recht verstanden, weshalb Mike mit wachsender Begeisterung Romane las; in diesem Fall machte seine Lesewut sich jedoch bezahlt, denn die Idee, wie sich das Katapult verstecken ließ, stammte von E. A. Poe. Wir versteckten das Katapult tatsächlich; es wurde unterirdisch angelegt, damit es nicht mit Teleskopen oder mit Radar geortet werden konnte. Aber wir mußten es auf andere Weise ebenfalls verbergen: Die selenographische Position sollte unser Geheimnis bleiben.

Wie war das in diesem Fall möglich, obwohl Hunderte von Menschen mit dem Bau dieses Ungetüms beschäftigt waren? Nehmen wir gleich ein praktisches Beispiel: Jemand wohnt in Novilen; weiß er dann, wo Luna City liegt? Natürlich im Mare Crisium, das weiß doch jedes Kind! Aber auf welcher Länge und Breite? Hmmm... das kann man im Lexikon nachschlagen. Außerdem braucht man gar nicht zu wissen, wo L-City liegt; man steigt einfach aus der Kapsel, wenn sie in der Station Süd hält.

Auf diese Weise versteckten wir das Katapult.

Es liegt im Mare Undarum, >das weiß jedes Kind<. Aber der Punkt, an dem es *wirklich* liegt, ist über hundert Kilometer von seinem *scheinbaren* Standort entfernt. Selbst heutzutage ist nur diese falsche Angabe bekannt. Das Katapult selbst ist völlig unsichtbar in den Felsen verborgen; an der Mondoberfläche ist nur ein formloses Schwarzes Loch wie zehntausend andere zu erkennen.

Trotzdem besuchten viele Leute die Baustelle, und der Gouverneur gab uns ebenfalls die Ehre. Er kam mit einer Postrakete, die er für diesen Flug beschlagnahmt hatte, und sein Cyborg erhielt die Koordinaten eines Punktes, der nicht allzu weit von der richtigen Stelle entfernt war. Aber von dort aus wurden die Besucher in Lastwagen weiterbefördert. Der Gouverneur wollte im Führerhaus mitfahren, aber das war leider unmöglich, denn dort war nur Platz für Fahrer und Beifahrer, die sich beide anstrengen mußten, damit der Wagen nicht vom Weg abkam.

Drei Stunden später war ihm alles gleichgültig, und er wollte nur noch nach Hause. Er blieb eine Stunde lang und interessierte sich kaum noch für die Bohrungen, die angeblich wertvolle Rohstofflager erschließen sollten.

Unsere Arbeiter erreichten die Baustelle durch ein weitverzweigtes Tunnelsystem, das Eissucher angelegt hatten. Hätte einer von ihnen eine Trägheitssonde mitgebracht, hätte er die Position feststellen können – aber unsere Geheimhaltung funktionierte gut. Ein Mann, der eine Sonde bei sich trug, hatte einen Unfall; seine Effekten wurden nach L-City zurückgeschickt,

und die Sonde zeigte an, was sie anzeigen *solte*, denn ich war mit dem Arm Nummer drei auf der Baustelle gewesen.

Wir bekamen auch hohen Besuch von der Erde. Diese Leute reisten durchs Tunnelsystem, weil der Gouverneur sie vor der anderen Route gewarnt hatte. Aber selbst dabei wird ein dreißig Kilometer langes Stück im Lastwagen zurückgelegt. Einer dieser Besucher von der Erde, ein Dr. Dorian, ließ Schwierigkeiten erwarten. Er war Naturwissenschaftler und deshalb vielleicht zu neugierig. Sein Lastwagen kippte um – der leichtsinnige Fahrer hatte eine Abkürzung versucht –, das Funkgerät war ausgefallen, und die Rettungsmannschaften mußten lange suchen, bis sie den Wagen abseits der normalen Route fanden. Der arme Dr. Dorian verbrachte zweiundsiebzig Stunden in einem winzigen Steiniglu und litt an Sauerstoffmangel und Strahlenkrankheit, obwohl die beiden Parteimitglieder, die ihn begleiteten, sich eifrig um ihn bemüht hatten.

Spitzel hatten bei uns keine geplanten Unfälle. Wir ließen sie bleiben; sie mußten schwer arbeiten, und Mike las ihre Berichte. Einer meldete, wir hätten Uranerz gefunden, was tatsächlich ein äußerst wertvoller Fund gewesen wäre, da es bisher auf Luna kein Uran gab. Der nächste Spitzel hatte einen Geigerzähler in seinem Gepäck, den wir ihn einschmuggeln ließen.

Im März 2076 war das Katapult fast fertig; nur die Drehkondensatoren mußten noch installiert werden. Das Kraftwerk arbeitete, und ein Koaxialkabel stellte die Verbindung entlang der Strecke her. Die Zahl der Arbeiter war auf das notwendigste Minimum reduziert worden. Wir beschäftigten ausschließlich Parteimitglieder, behielten jedoch einen Spitzel, damit Alvarez regelmäßig seine Berichte bekam – er sollte keinen Grund zur Sorge haben; das machte ihn mißtrauisch. Statt dessen beschäftigten wir ihn und seine Leute in den Städten.

10. Kapitel

In diesen elf Monaten kam es zu einigen Veränderungen. Wyo wurde in Gregs Gemeinde aufgenommen; Profs Gesundheitszustand verschlechterte sich so sehr, daß er seine Vorlesungen aufgeben mußte; Mike begann zu dichten. Und die Yankees landeten im Keller. Ein zweiter oder dritter Platz hätte mich nicht gestört, aber von der Meisterschaft zum letzten Platz in einer Saison...

Profs Erkrankung war nur simuliert. Für einen Mann seines Alters strotzte er geradezu vor Gesundheit, machte jeden Tag drei Stunden Gymnastik in seinem Hotelzimmer und trug nachts einen mit dreihundert Kilogramm Blei beschwerten Schlafanzug. Wyo und ich trugen ähnliche Schlafanzüge; Wyo beklagte sich oft darüber, sah jedoch ein, daß diese Vorbereitung notwendig war.

Prof setzte bei Pferderennen nach zwei Systemen – seinem eigenen ›wissenschaftlichen‹ und nach Mikes ›Neulings-System‹. Im Juli '75 bekannte er, nichts von Pferden zu verstehen, und hielt sich ausschließlich an Mikes Vorgaben, erhöhte die Einsätze und verteilte sie auf diverse Buchmacher. Die Gewinne finanzierten die Unternehmungen der Bewegung, während Mikes Machenschaften ausschließlich dem Katapult zugute kamen. Doch Prof verlor das Interesse an Pferdewetten und setzte nur noch aus Pflichtbewußtsein. Er las nicht einmal mehr die einschlägigen Zeitschriften.

Wyo arbeitete bei Sidris, die einen Schönheitssalon führte. Sie warb Sidris an, die ihrerseits eine zuverlässige Angestellte in ihre Zelle aufnahm, so daß der Schönheitssalon ein Aktionszentrum der Revolution wurde. Wir begannen Kinder als Meldegänger und für andere Aufgaben einzusetzen – Kinder können Erwachsene unauffällig verfolgen, weil sie nicht verdächtig wirken. Sidris hatte bald Dutzende von Kindern an der Hand, mit deren Hilfe es uns gelang, Alvarez' Spione ständig unter Kontrolle zu behalten.

Sidris war als Revolutionärin und Besitzerin eines Schönheitssalons mehr als ausgelastet, und wir überlegten uns, wer ihr einen Teil ihrer Arbeit abnehmen konnte. Dann machte ich eines Abends einen kleinen Spaziergang mit ihr und begegnete dabei einem rothaarigen Mädchen, das mir irgendwie bekannt vorkam. Richtig! – Es war das Mädchen, das ich damals im Stiljagi-Saal gesehen hatte, das einen der bewaffneten Posten zu Boden gerissen hatte, als der Aufruhr begann. Wyo und ich hatten nur fliehen können, weil die Kleine angesichts der Krise so entschlossen gehandelt hatte.

Ich erzählte Sidris von ihr, und Sidris setzte einige Kinder auf das Mädchen an; Mike überprüfte ihre Berichte und stellte fest, daß es sich nur um Hazel Meade handeln konnte. Einige Tage später kam sie als Sidris' Gast zu uns zum Abendessen. Sie ließ sich nicht anmerken, ob sie mich wiedererkannt hatte, und ich erwähnte nicht, daß ich sie jemals zuvor gesehen hatte; später hörte ich, daß sie mich sofort erkannt hatte, weil die große Blondine aus Hongkong mir die Mütze aufgesetzt und mich geküßt hatte. Hazel erkannte auch Wyo – an der Stimme, die Wyo nie ganz verstellen konnte.

Aber Hazel schwieg eisern und ließ sich nicht anmerken, daß sie alte Bekannte wiedergetroffen hatte.

Wir hatten inzwischen festgestellt, daß sie in einer Kinderkrippe arbeitete, deren Besitzer sie aufgenommen hatten, nachdem ihre Eltern gestorben waren. Hazel sollte nun zu uns ziehen, aber ihre Arbeitgeber behaupteten, sie habe noch einige Jahre abzarbeiten; Mum wollte widerstrebend dafür bezahlen, aber Hazel löste das Problem, indem sie eines Tages verschwand und ihre wenigen Habseligkeiten zurückließ.

Hazel wurde von unserer Familie adoptiert und übernahm die Leitung der Jugendgruppe. Sie hatte ihr Leben lang Umgang mit Kindern gehabt, verstand ihre Sprache, wußte genau, wie sie reagierten, und konnte sich bei ihnen durchsetzen. Sie war ein wertvolles Bindeglied zwischen Partei und den Kindern, die sich als unentbehrliche Hilfe erwiesen. Sie verstand es vor allem,

Aufgaben in Form von Spielen durchführen zu lassen, und die Kinder waren mit kindlichem Ernst bei der Sache.

Zum Beispiel:

Nehmen wir einmal an, ein kleiner Junge, der noch nicht lesen kann, wird mit einem Stapel subversiver Literatur erwischt – was oft genug passierte. Daraufhin kam folgende Unterhaltung zustande:

ERWACHSENER: »Wo hast du das her, Baby?«

JUNGE: »Ich bin kein Baby, ich bin ein großer Junge!«

E.: »Okay, großer Junge, wo hast du das her?«

J.: »Jackie hat es mir gegeben.«

E.: »Wer ist Jackie?«

J.: »Jackie.«

E.: »Aber wie heißt er mit Nachnamen?«

J.: »Wer?«

E.: »Jackie.«

J.: »Jackie ist ein Mädchen.«

E.: »Schon gut, wo wohnt es also?«

J.: »Wer?«

Und so weiter... Die entscheidende Antwort lautete stets: »Jackie hat es mir gegeben.« Da Jackie nicht existierte, hatte er (sie) weder Nachnamen noch Wohnung noch Geschlecht. Die Kinder machten sich ein Vergnügen daraus, Erwachsene zum Narren zu halten.

Im schlimmsten Fall wurde die subversive Literatur beschlagnahmt. Selbst eine Gruppe von Friedensdrachen schreckte davor zurück, ein kleines Kind zu »verhaften«. Ja, die Soldaten tauchten jetzt nur noch in Gruppen bei uns auf, seitdem einige ihrer Kameraden nach einem Besuch in L-City spurlos verschwunden waren.

Als Mike Gedichte zu schreiben begann, wußte ich zunächst nicht, ob ich weinen oder lachen sollte. Er wollte das Zeug veröffentlichen! Er wollte seinen Namen gedruckt sehen.

»Mike, um Gottes willen!« sagte ich. »Sind bei dir ein paar Sicherungen durchgebrannt? Oder willst du uns alle verraten?«

Bevor Mike beleidigt sein konnte, warf Prof ein: »Augenblick, Manuel; ich sehe eine Möglichkeit. Bist du mit einem Pseudonym einverstanden, Mike?«

Auf diese Weise entstand ›Simon Joker‹, der bissige Verse über Besucher von Terra, den Gouverneur, das ganze System, die Friedensdrachen und bezahlte Spitzel schrieb. Seine kurzen Vierzeiler tauchten an den Wänden öffentlicher WCs, in Bars, an Straßenecken und sonstwo in L-City auf; darunter war unweigerlich ein kleiner Teufel mit einer Art Heugabel und einem breiten Grinsen zu sehen. Manchmal war auch nur das Gesicht abgebildet, bis schließlich allein die Hörner und das Grinsen bedeuteten: ›Simon war hier.‹

Simons Verse waren so erfolgreich, daß er auch als Poltergeist in Aktion trat, um den Gouverneur und Alvarez zu ärgern. »Lieber Mortimer«, lautete ein Brief. »Sei bitte zwischen Mitternacht und vier Uhr morgens besonders vorsichtig. Gruß und Kuß – Simon.« Gleichzeitig erhielt Alvarez einen weiteren Brief: »Lieber Pickelkopf, wenn der Gouverneur sich heute nacht ein Bein bricht, bist *Du* schuld daran. Es grüßt Dich Dein Gewissen – Simon.«

Wir hatten nichts vorbereitet; wir wollten nur erreichen, daß die beiden Männer eine schlaflose Nacht verbrachten – das taten sie auch, und die Leibwache war ebenfalls auf den Beinen. Mike rief zwischen Mitternacht und vier Uhr morgens wieder beim Gouverneur an, dessen privates Rufzeichen angeblich nur zehn oder zwölf Leute kannten. Da Mike gleichzeitig eine Verbindung zur diesen Leuten herstellte, wurde der Gouverneur immer wütender.

Aber es war ein glücklicher Zufall, daß er in seinem Zorn schließlich eine Rampe *hinabließ*. Jeder Neue tut das nur einmal. Er ging also auf Luft und verstauchte sich den Knöchel – das war fast ein Beinbruch, und Alvarez hatte alles miterlebt.

Wir ließen uns auch andere Tricks einfallen, die einigen Leuten schlaflose Nächte bereiteten: zum Beispiel das Gerücht, das Katapult sei vermint worden und solle demnächst gesprengt werden. Zweiundachtzig plus siebzehn Mann können ein Katapult von hundert Kilometern Länge nicht innerhalb weniger Stunden absuchen; besonders dann nicht, wenn die zweiundachtzig Friedensdrachen sind, die nicht an die Arbeit im Druckanzug gewöhnt sind. Sie mußten in der Sonnenhitze arbeiten, wurden in ihren Anzügen gedünstet und verursachten einige Unfälle. Ein Unfall war tödlich. War er gefallen oder wurde er gestoßen? Ein Sergeant.

Diese Mitternachtsalarme bewirkten, daß die Soldaten tagsüber um so mürrischer und bössartiger waren, wenn sie Pässe zu kontrollieren hatten. Folglich kam es zu weiteren Zusammenstößen mit Loonies, was die Abneigung auf beiden Seiten verstärkte – Simon trug also seinen Teil dazu bei, die allgemeine Lage unerträglich zu machen.

Die Gedichte, die Mike unter dem Namen Adam Selene verfaßte, waren von höherem Niveau. Mike zeigte sie Prof und akzeptierte dessen literarisches Urteil bereitwillig. Mikes Ausdruck und seine Reime waren perfekt, schließlich hatte er den gesamten englischen Sprachschatz gespeichert und konnte in Mikrosekunden das passende Wort finden. Nur mangelte es ihm an Selbstkritik, was sich unter Profs strenger Aufsicht jedoch schnell änderte.

Adam Selenes Namen erschien erstmals auf den ehrwürdigen Seiten des *Moonglow* über einem düsteren Gedicht mit dem Titel ›Heimat‹. Es schilderte die Gedanken eines sterbenden Verbannten, der erkennt, daß Luna zu seiner Heimat geworden ist. Die Sprache war einfach, das Reimschema ungezwungen. Die einzige leicht subversive Stelle war jene Passage, in der der

Sterbende meint, selbst die diversen Gouverneure, die er ertragen mußte, wären kein zu hoher Preis gewesen.

Ich glaube nicht, daß die Redakteure des *Moonglow* lange über die Veröffentlichung nachdachten. Es war ein gutes Stück, also brachten sie es.

Alvarez stellte die Redaktion auf den Kopf, um eine Spur zu finden, die ihn zu Adam Selene führen konnte. Die Ausgabe war schon seit Tagen auf dem Markt, bevor er darauf aufmerksam wurde – oder man ihn darüber informierte. Wir hatten uns schon Sorgen gemacht, denn schließlich *wollten* wir, daß der Name bemerkt wurde, und wir waren sehr erfreut, als Alvarez deswegen rotierte.

Die Redakteure konnten ihm nicht helfen. Sie erklärten ihm wahrheitsgemäß, daß das Gedicht per Post gekommen war. Hatten sie es noch? Ja, natürlich... den Umschlag leider nicht, die wurden nie aufgehoben. Schließlich zog Alvarez zusammen mit seinen vier Leibwächtern unverrichteterdinge wieder ab.

Ich hoffe, er hatte viel Spaß mit dem Blatt Papier. Es trug den Briefkopf von Adam Selenes Firma. Alle Fingerabdrücke, die sich darauf befanden, stammten von Menschen, die das Blatt angefaßt hatten, *nachdem* wir es abgeschickt hatten. Geschrieben war das Gedicht auf einer Underwood, dem verbreitetsten Modell auf Luna. Da es sich um eine Importmaschine handelte, gab es trotzdem nicht allzu viele Exemplare davon auf dem Mond, und ein wissenschaftlich arbeitender Detektiv hätte die benutzte Maschine ausfindig machen können. Er hätte sie in der Verwaltung von Luna City gefunden. Oder besser gesagt: die Maschinen, denn wir hatten insgesamt sechs Stück benutzt, auf jeder fünf Worte geschrieben und dann gewechselt.

Aber Alvarez arbeitete nicht wissenschaftlich.

11. Kapitel

Im Frühjahr '76 hatte ich viel zu tun. Ich durfte meine Kunden nicht vernachlässigen. Die Arbeit für die Partei kostete Zeit, obwohl ich möglichst viel delegierte. Aber ich mußte Entscheidungen treffen, Berichte anhören und Anweisungen geben. Und ich mußte täglich mehrere Stunden mit schweren Gewichten üben; früher hatte ich zu diesem Zweck die Zentrifuge im Verwaltungskomplex benutzt, aber diesmal durfte ich keine Reklame dafür machen, daß ich mich für einen Aufenthalt auf Terra vorbereitete.

Dieses Training ohne Zentrifuge war langwieriger und besonders lästig, weil nicht feststand, ob ich es wirklich brauchen würde. Aber Mike hatte ausgerechnet, daß ein Parteibevollmächtigter mit dreißig Prozent Wahrscheinlichkeit nach Terra geschickt werden mußte.

Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich als Gesandter wirken würde; ich war ungebildet und zu wenig diplomatisch. Prof war der richtige Mann dafür, aber Prof würde den Flug vielleicht nicht überleben. Mike rechnete aus, daß er nur vierzig Prozent Chancen hatte, Terra lebend zu erreichen.

Aber Prof unterzog sich trotzdem bereitwillig dem anstrengenden Training. Wie hätte ich da zurückstehen können? Wyo mußte sich ebenfalls vorbereiten, um für mich einspringen zu können. Sie tat es, um uns nicht allein leiden zu lassen.

Ende Februar kam ich von einer langen Reise zurück; ich war in Novilen, Tyho Under und Churchill gewesen. Da vor kurzer Zeit eine unterirdische Direktverbindung nach Hongkong auf Luna eröffnet worden war, brach ich gleich wieder zu einer Geschäftsreise dorthin auf. Diese Geschäftsreise war nur eine Tarnung für meine politische Mission, die ich dort zu erfüllen hatte.

Unsere Verbindung mit Hongkong war unzureichend. Wyo hatte einige Mitglieder per Telefon angeworben; der zweite Angehörige ihrer Zelle war »Kamerad Clayton«, der nicht nur von Mike

genehmigt worden war, weil sein Namen in der Akte Zebra fehlte, sondern auch noch in Wyoos Achtung stand.

Aber Telefongespräche konnten den persönlichen Kontakt nicht ersetzen. Hongkong hätte unsere stärkste Bastion sein müssen. Die Stadt war weniger von der Verwaltung abhängig, weil ihre Wasser- und Energieversorgung nicht vom Komplex aus kontrolliert wurde; sie war (bisher) unabhängiger gewesen, weil eine direkte Verbindung zum Katapult fehlte, die Lieferungen dorthin erst verlockend machte; sie war finanziell stärker, weil die Banknoten der Bank von Hongkong Luna mit Gold gedeckt waren und überall bereitwillig als Zahlungsmittel akzeptiert wurden, was man vom Dollar der Verwaltung nicht behaupten konnte.

Ich vermute, die Hongkongdollars waren in einem rein rechtlichen Sinn gar keine Geld. Die Verwaltung akzeptierte sie jedenfalls nicht. Als ich damals zur Erde reiste, mußte ich das Ticket zwar mit Verwaltungsgeld bezahlen, auf der Erde selbst benutzte ich jedoch Hongkongdollars, weil die Banknoten der Verwaltung dort praktisch wertlos waren. Aber Geld oder nicht, für den Hongkongdollar standen ehrliche chinesische Bankiers gerade, die nicht von der Verwaltung abhingen. Für hundert Dollar konnte man jederzeit 31,1 Gramm Gold erhalten oder auch Wasser, Stahl oder andere Rohstoffe. Man konnte diese Dinge natürlich auch mit Verwaltungsgeld kaufen, doch dort wurden die Preise immer wieder willkürlich heraufgesetzt. Ich verstehe nichts von Finanztheorie, aber ich weiß, daß jeder froh war, wenn er Hongkong Dollars in die Finger bekam, während Verwaltungsgeld nur zögernd akzeptiert wurde, und zwar nicht nur, weil wir die Verwaltung haßten.

Hongkong hätte folglich eine unserer besten Stützpunkte sein müssen. Aber das war bisher nicht der Fall. Wir hatten beschlossen, daß ich dorthin reisen und mich einigen zu erkennen geben sollte, da die Identität eines Einarmigen ohnehin nicht leicht zu verbergen war. Damit gingen wir ein Risiko ein, denn mein Fall würde auch Wyo, Mum, Greg und Sidris

mitreißen. Aber wer behauptete, daß Revolutionen ungefährlich waren?

Kamerad Clayton war zu meiner Überraschung ein junger Japaner – nicht mehr zu jung, aber sie sehen alle jung aus, bis sie plötzlich altern. Clayton stammte nicht von Sträflingen ab; seine Vorfahren waren mit einer Pistole im Rücken ›freiwillig‹ an Bord eines Schiffs nach Luna gegangen, als Großchina seinen Machtbereich ausdehnte und konsolidierte. Aber er war trotzdem in Ordnung und haßte den Gouverneur wie jeder alte Sträfling.

Durch seine Vermittlung lernte ich in den nächsten Tagen mehrere wichtige Persönlichkeiten kennen, denen ich als Kamerad Bork vorgestellt wurde. Ich war gut vorbereitet nach Hongkong gekommen und sprach immer wieder über das gleiche Thema: die Hungersnot des Jahres 2082 – also in sechs Jahren. Dabei betonte ich jeweils, daß Hongkong das gleiche Schicksal drohte, und fügte einfach hinzu: »Mehr wollte ich euch nicht sagen, Kameraden. Überprüft das Zahlenmaterial selbst; ich lasse es euch hier.«

Mit einem Kameraden unterhielt ich mich später nochmals privat. Ein chinesischer Ingenieur, der etwas genau untersuchen darf, kann es meistens auch nachbauen. Ich fragte diesen Mann, ob er je eine Laserpistole gesehen habe, die sich wirklich am Gürtel tragen ließ. Er verneinte. Ich sprach davon, daß die Paßkontrollen es heutzutage schwierig machten, etwas zu schmuggeln. Er antwortete nachdenklich, Juwelen dürften nicht allzu schwierig sein – und er wolle nächste Woche ohnehin nach L-City, um seinen Vetter zu besuchen. Ich versicherte ihm, daß Onkel Adam sich freuen würde, von ihm zu hören.

Die Reise nach Hongkong war insgesamt gesehen sehr erfolgreich, und ich kehrte in bester Laune nach Luna City zurück. Auf dem Nachhauseweg von der Station Süd warf ich einen Blick in Richter Brodys Geschäftslokal, um ihm guten Tag zu sagen. Brody und ich sind alte Freunde; wir haben eine Amputation gemeinsam. Nachdem er sein Bein verloren hatte, ließ er sich als Richter nieder und war ziemlich erfolgreich;

damals gab es jedenfalls keinen zweiten Richter in L-City, der nicht nebenbei Buchmacher oder Versicherungsmakler war.

Wenn zwei Parteien mit einem Streit zu ihm kamen und er sie nicht dazu bewegen konnte, sein Urteil zu akzeptieren, gab er ihnen die Gebühren zurück und betätigte sich sogar honorarfrei als Schiedsrichter, sofern die Sache durch ein Duell geklärt werden sollte.

Brody war eben fortgegangen und hatte nur seinen schwarzen Zylinder auf dem Tisch zurückgelassen. Ich wollte wieder hinaus, aber in diesem Augenblick drängten mehrere Stiljagis herein. Sie hatten ein Mädchen bei sich und brachten einen älteren Mann mit. Er wirkte zerraut, und seine Kleidung rief laut: »Tourist!«

Selbst damals kamen schon Touristen hierher; nicht ganze Horden, aber immerhin einige. Sie blieben meistens eine Woche hier, unternahmen den Ausflug an die Oberfläche, den jeder Tourist gemacht haben muß, besichtigten unsere sogenannten Sehenswürdigkeiten und wurden ihr Geld beim Poker los. Wir achteten kaum auf sie und ließen sie in Ruhe, solange sie uns nicht belästigten.

Der älteste Stiljagi, der Führer der Gruppe, etwa achtzehn, sagte zu mir: »Wo ist der Richter?«

»Keine Ahnung. Nicht hier.«

Er biß sich auf die Unterlippe, und ich fragte: »Was ist los?«

»Wir wollen den Kerl hier eliminieren«, antwortete er nüchtern.
»Aber der Richter soll das Urteil bestätigen.«

»Sucht die umliegenden Kneipen ab«, empfahl ich ihm.
»Wahrscheinlich ist er irgendwo dort.«

Ein Vierzehnjähriger trat vor. »Bist du nicht Genosse O'Kelly?«

»Richtig.«

»Warum amtierst *du* nicht als Richter?«

Der Führer der Gruppe nickte erleichtert. »Einverstanden, Genosse?«

Ich zögerte noch, weil mir nichts an der Verantwortung lag. Aber ich mußte wissen, weshalb die jungen Leute einen Touristen eliminieren wollten, was nur Schwierigkeiten bringen würde. Deshalb fragte ich den Mann: »Akzeptierst du mich als Richter?«

Er warf mir einen überraschten Blick zu: »Kann ich mir das aussuchen?«

»Selbstverständlich«, antwortete ich geduldig. »Aber ich will dich nicht drängen. Schließlich geht es hier nur um dein Leben.«

Er sah mich verblüfft, aber nicht ängstlich an. »Es geht um mein Leben, sagen Sie?«

»Offenbar. Du hast gehört, daß die Jungs dich eliminieren wollen. Vielleicht wartest du lieber auf Richter Brody?«

»Ich akzeptiere Sie als Richter, Sir«, erklärte er mir lächelnd.

»Wie du willst.« Ich sah den Führer der Gruppe an. »Wer ist daran beteiligt? Nur ihr beide?«

»Nein, wir alle, Richter.«

»Bin noch nicht euer Richter.« Ich sah mich um. »Seid ihr alle einverstanden?«

Sie nickten, und der junge Mann wandte sich an das Mädchen. »Du mußt auch sagen, ob du mit Richter O’Kelly einverstanden bist, Tish.«

»Was? Oh, klar!« Sie war etwa fünfzehn, nicht häßlich, gut gebaut und etwas dümmlich. Genau der Typ, der lieber Königin einer jugendlichen Bande als Ehefrau und Mutter ist.

»Okay, ich bin als Richter akzeptiert, und ihr habt euch verpflichtet, mein Urteil anzuerkennen. Fangen wir gleich mit den Gebühren an. Wieviel könnt ihr euch leisten, Jungs? Aber kommt mir nicht mit Trinkgelder! Legt den Betrag auf den Tisch oder laßt euren Touristen wieder laufen.«

Sie sprachen leise miteinander, dann sagte ihr Anführer: »Wir haben nicht viel Geld. Fünf Hongkongdollar von jedem?«

Vor mir standen sechs Jugendliche... »Nein. Wer eliminieren will, muß mehr bezahlen.«

Sie berieten wieder. »Fünzig, Richter?«

»Sechzig. Zehn von jedem. Und zehn von dir, Tish!« sagte ich zu dem Mädchen.

Tish warf mir einen indignierten Blick zu. »Her damit!« forderte ich sie auf.

Sie legte das Geld auf den Tisch; sie hatte noch mehr in der Tasche.

Ich deutete auf die siebzig Dollar und fragte den Touristen: »Kannst du den gleichen Betrag aufbringen?«

»Wie bitte?«

»Die Jungs bezahlen siebzig Dollar für das Urteil. Du bezahlst die gleiche Gebühr. Das ist noch billig für diesen Fall. Aber die Jungs haben nicht viel Geld, deshalb kostet es nicht mehr.«

»Aha.« Er zählte siebzig Dollar auf den Tisch.

»Danke«, sagte ich. »Besteht jemand auf Geschworenen?«

Die Augen des Mädchens leuchteten auf. »Klar! Alles streng nach den Regeln.«

»Unter diesen Umständen brauche ich vielleicht eine Jury«, meinte der Tourist.

»Können wir machen«, versicherte ich ihm. »Auch einen Rechtsbeistand?«

»Hmmm, ein Anwalt wäre nicht schlecht.«

»Ich habe ›Rechtsbeistand‹, nicht ›Rechtsanwalt‹ gesagt. Hier gibt es keine Anwälte.«

Er lächelte wieder. »Der Rechtsbeistand wäre vermutlich ebenso ungezwungen wie das ganze Verfahren?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Du hast jedenfalls die Wahl.«

»Hmmm. Ich glaube, ich verlasse mich auf Ihre Ungezwungenheit, Euer Ehren.«

»Äh, die Geschworenen«, meinte der Anführer. »Bezahlst du sie? Oder müssen wir sie bezahlen?«

»Ich bezahle sie. Sechs Geschworene, fünf Dollar pro Mann und Nase. Holt sie herein.«

Einer der Jugendlichen ging an die Tür und rief: »Geschworene für fünf Dollar gesucht.«

Schließlich fanden sich sechs Männer, die bereit waren, als Geschworene zu amtieren. Ich setzte mir Brodys Zylinder auf und sagte: »Die Sitzung ist eröffnet. Zuerst die Namen der Beteiligten, dann die Tatsachen.«

Der Anführer hieß Slim Lemke, seine Freundin war Patricia Carmen Schukow; die Namen der anderen habe ich vergessen. Der Tourist griff in die Tasche und sagte: »Meine Karte, Sir.«

Ich habe sie aufgehoben. Der Text lautet:

STUART RENE LAJOIE

Dichter – Reisender – Glücksritter

Die Tatsachen waren lächerlich simpel und ein weiterer Beweis dafür, weshalb Touristen nicht allein in L-City herumlaufen sollten. Der Tourist war in eine Kneipe geraten, die das Hauptquartier dieser Bande war. Tish hatte mit ihm geflirtet. Die Jungs hatten sich nicht eingemischt, denn das war schließlich ihre Sache. Sie hatte schallend gelacht und ihn in die Rippen geboxt. Er hatte wie jeder Loonie gegrinst... aber dann hatte er sie an sich gezogen und sie scherzhaft zu küssen versucht.

Tish war natürlich erschrocken und hatte vor Verblüffung gekreischt. Die Jungs waren über den Mann hergefallen. Dann hatten sie beschlossen, ihn seine Untat büßen zu lassen – aber alles sollte mit rechten Dingen zugehen, deshalb brachten sie ihn zu einem Richter. Wahrscheinlich war ihnen die Sache längst unheimlich; aber sie hatten keine andere Wahl gehabt.

Als ich davon überzeugt war, alles richtig mitbekommen zu haben, sagte ich: »Fassen wir also zusammen. Wir haben hier einen Fremden, der unsere Sitten nicht kennt. Er ist schuldig, aber es handelt sich offenbar nicht um eine absichtlich begangene Tat. Was sagt die Jury dazu? He, du dort drüben... wach auf! Was meinst du?«

»Eliminieren!« murmelte der Geschworene verschlafen.

»Ausgezeichnet. Und der nächste?«

»Nun...« Der Mann zögerte. »Eine Tracht Prügel müßte reichen. Aber wir müssen unsere Frauen beschützen, sonst ist es hier bald so schlimm wie auf Terra.«

»Vernünftig«, stimmte ich zu. »Und du?«

Nur ein Geschworener stimmte für die Elimination; die anderen waren für Geld- oder Prügelstrafen.

»Was findest du, Slim?«

Er zögerte unentschlossen; er mußte das Gesicht vor seiner Bande wahren, aber er wollte den Touristen eigentlich nicht mehr eliminieren. »Wir haben ihn schon verprügelt. Könnte er vielleicht vor Tish niederknien, ihr die Füße küssen und sie um Verzeihung bitten?«

»Tust du das, Genosse Lajoie?«

»Wenn Sie mich dazu verurteilen, Euer Ehren.«

»Das tue ich nicht. Hier ist das Urteil. Zuerst wird der Geschworene – *du!* – mit fünf Dollar Geldstrafe belegt, weil er geschlafen hat, anstatt seine Pflicht zu tun. Nehmt ihm das Geld ab, Jungs, und schmeißt ihn raus!«

Nachdem das geschehen war, fuhr ich fort: »Genosse Lajoie wird mit fünfzig Dollar Geldstrafe belegt, weil er nicht vernünftig genug war, sich über die hiesigen Sitten zu informieren. Bitte zur Kasse.«

Ich strich das Geld ein. »Jetzt seid ihr Jungs an der Reihe. Ihr bezahlt jeder fünf Dollar Strafe, weil ihr einen Fremden falsch

behandelt habt. Es war natürlich in Ordnung, daß ihr ihn von Tish zurückhalten wolltet. Eine Tracht Prügel kann auch nie schaden; dann lernt er um so schneller. Aber das Gerede von der Elimination war Blödsinn, weil er diesen Fehler nur aus Versehen gemacht hat. Jeder fünf Dollar!«

Slim fuhr zusammen. »Richter... wir haben nicht mehr soviel übrig! Ich jedenfalls nicht.«

»Das habe ich mir gedacht. Ich lasse euch eine Woche Zeit, bevor eure Namen ans Schwarze Brett kommen. Kennt ihr den Schönheitssalon neben Schleuse dreizehn? Meine Frau führt ihn; ihr könnt dort bezahlen. Die Sitzung ist beendet. Lauf nicht fort, Slim. Bleibt hier – du auch Tish. Genosse Lajoie, ich schlage vor, daß wir den jungen Leuten eine Runde spendieren, damit wir uns besser kennenlernen.«

Er nickte begeistert. »Wunderbar, Richter!«

»Bin kein Richter mehr. Wir müssen eine Rampe hinauf, deshalb schlage ich vor, daß du Tish deinen Arm anbietest.«

Er verbeugte sich und sagte: »Darf ich, Mylady?« Tish strahlte förmlich. »Danke, Genosse! Mit Vergnügen.«

Wir gingen in ein teures Lokal, wo die jungen Leute sich nicht recht wohl fühlten. Stuart Lajoie und ich gaben uns Mühe mit ihnen; ich ließ mir ihre Namen geben, denn Wyo hatte einige Zellen gegründet, deren Mitglieder aus Stiljagikreisen stammten. Sie bedankten sich nach kurzer Zeit für die Einladung, standen auf und ließen uns allein. Lajoie und ich blieben noch; ich fand ihn sympathisch, seitdem er es sich auf meinen Wink hin angewöhnt hatte, die Leute wie ein echter Loonie zu duzen.

Stuart ließ die Gläser nochmals füllen, trank mir zu und fragte nachdenklich: »Mannie, war ich tatsächlich in Gefahr, eliminiert zu werden?«

»Ich hätte doch mehr verlangen sollen, Stu.«

»Warum?«

»Du bist offenbar nicht überzeugt und scheinst die ganze Sache für einen Witz zu halten.«

»Nein, nein, durchaus nicht«, versicherte Stu mir hastig. »Ich muß mich nur erst daran gewöhnen, daß die hier gültigen Gesetze zulassen, daß ein Mann so ungezwungen zum Tode verurteilt wird, obwohl er eigentlich nichts verbochen hat.«

Ich seufzte schwer. Was sollte ich ihm erklären, wo sollte ich mit der Erklärung anfangen, wenn jedes Wort deutlich zeigte, daß er nicht die geringste Ahnung von hiesigen Verhältnissen hatte?

»Am besten fangen wir von vorn an, Stu«, sagte ich. »Es gibt hier >keine gültigen Gesetze<, deshalb konntest du nicht danach >zum Tode verurteilt< werden. Und dein Vergehen war *nicht* geringfügig. Ich habe nur deine Unwissenheit berücksichtigt. Und der Fall ist nicht ungezwungen erledigt worden, sonst hätten die Jungs dich in die nächste Schleuse nach draußen gesteckt und die äußere Tür betätigt. Statt dessen haben sie noch Geld ausgegeben, um das Verfahren zu bezahlen. Und sie waren mit meinem Urteil einverstanden, obwohl sie etwas anderes erhofft hatten. Noch etwas unklar?«

Er grinste, und ich sah, daß er die gleichen Grübchen wie Prof hatte, daraufhin war er mir noch sympathischer. »Leider alles, fürchte ich. Wie ist das mit den Gesetzen?«

»Wir kennen keine geschriebenen Gesetze«, antwortete ich. »Wir durften nie welche haben und brauchen auch gar keine, weil unsere Gebräuche fast Naturgesetzen entsprechen – wer sich nicht daran hält, lebt nicht lange. Dein Versuch, Tish zu küssen, war ein Verstoß gegen das wichtigste Naturgesetz, den du fast mit dem Tode bezahlt hättest.«

Er runzelte nachdenklich die Stirn. »Kannst du mir das erklären? Ich möchte nicht wieder versehentlich dagegen verstoßen... sonst bleibe ich lieber bis zum Abflug an Bord meines Schiffs, um zu überleben.«

»Selbstverständlich. Das Ganze ist so einfach, daß du nie wieder in die gleiche Verlegenheit kommen dürftest. Hier auf Luna gibt es zwei Millionen Männer und nur knapp eine Million Frauen; das Angebot entspricht also bei weitem nicht der Nachfrage. Daraus ergibt sich logischerweise, daß die Frauen den Ton angeben... und jeder Mann ist von zwei Millionen anderen umgeben, die darauf achten, daß er tanzt, wie sie pfeifen. Du hast keine Wahl; sie kann sich alles aussuchen. Sie kann dir die Nase blutig schlagen; du darfst sie nicht einmal anfassen. Du hast einen Arm um Tish gelegt und wolltest sie vielleicht sogar küssen. Was wäre passiert, wenn sie statt dessen mit dir in ein Hotelzimmer gegangen wäre?«

»Großer Gott! Dann hätten die anderen mich wohl in Stücke gerissen!«

»Sie hätten *nichts* getan, weil das eine Sache ist, die jede Frau für sich selbst entscheiden muß. Oh, es wäre natürlich riskant gewesen, Tish danach zu fragen; sie hätte beleidigt sein können. Aber diese dumme kleine Ziege hätte nur dein Geld zu sehen brauchen, das ich vorhin gesehen habe, um sich in den Kopf zu setzen, dieser Tourist sei gerade richtig für sie. In diesem Fall hättest du nichts zu befürchten gehabt.«

Lajoie schüttelte den Kopf. »In *ihrem* Alter?«

»Auch das ist ihre Sache«, erklärte ich ihm. Ich warf ihm einen prüfenden Blick zu. »Verheiratet?«

»Nein, im Augenblick nicht.« Er lächelte.

»Nehmen wir einmal an, du wärst verheiratet, und deine Frau hätte dir mitgeteilt, sie wollte einen anderen Mann heiraten. Was würdest du tun?«

»Seltsam, daß du gerade davon sprichst – das ist mir nämlich passiert. Ich habe meinen Anwalt angerufen und ihn angewiesen, meiner Frau keine Alimente mehr zu zahlen.«

»Hier würde der Mann in diesem Fall wahrscheinlich sagen: >Dann brauchen wir eine größere Wohnung, Liebling.< Oder er würde ihr und seinem Mitgatten gratulieren. Oder er würde

stillschweigend seine Sachen packen und ausziehen. Aber er würde niemals Krach schlagen, weil er sonst die Öffentlichkeit gegen sich hätte. Seine Bekannten würden ihn schneiden, und der arme Kerl müßte in eine andere Stadt ziehen, um dort von neuem zu beginnen.«

Stu nickte langsam. »Mannie, was wäre aus mir geworden, wenn die jungen Leute unüberlegter reagiert hätten? Ich habe hier keine Freunde.«

»Deshalb war ich bereit, als Richter zu amtieren. Ich wollte vermeiden, daß die Jungs eine Dummheit machen, obwohl ich bezweifle, daß sie es wirklich getan hätten.«

»Kommt es oft vor, daß Touristen eliminiert werden?«

»Ich kann mich an keinen Fall erinnern. Natürlich besteht die Möglichkeit, daß die Sache als ›Unfall‹ deklariert wird.« Ich sah auf die Uhr. »Stu, hast du schon gegessen?«

»Nein. Ich wollte dich eben in mein Hotel einladen – Auberge Orleans.«

Ich habe einmal dort gegessen; das genügte mir. »Kommst du mit zu mir nach Hause, damit ich dich der Familie vorstellen kann? Wir essen um diese Zeit.«

»Ist das nicht aufdringlich?«

»Nein. Ich muß nur anrufen.«

»Manuel, wie schön, daß du kommst!« sagte Mum am Telefon. »Ich dachte, du würdest erst morgen eintreffen.«

»Ich bin nur in schlechter Gesellschaft versumpft, Mimi – aber jetzt komme ich nach Hause und bringe die schlechte Gesellschaft mit.«

»Wir essen in zwanzig Minuten. Kommst du rechtzeitig?«

»Willst du nicht wissen, ob ich Mann oder Frau mitbringe?«

»Wie ich dich kenne, ist es eine Frau. Aber das stellt sich bald heraus, hoffe ich.«

»Du kennst mich wirklich gut, Mum. Die Mädchen sollen sich hübsch machen, damit der Besuch sie nicht aussticht.«

»Kommt schnell, sonst wird das Essen kalt. Bis später, Manuel.«

»Danke, wir kommen, Mum.« Ich wartete und wählte dann MYCROFTXXX! »Mike, ich brauche eine Auskunft über einen Mann, der an Bord der *Popow* nach Luna gekommen ist. Stuart Rene Lajoie. Stuart mit U, und der Nachname kann unter L oder J verzeichnet sein.«

Ich brauchte nicht lange zu warten. Mike fand Stu in sämtlichen einschlägigen Werken: Who's Who, Dunn & Bradstreet, Index der Londoner Times und so weiter. Französischer Abstammung, reich, sechs weitere Vornamen, drei akademische Grade, darunter die Promotion als Jurist an der Sorbonne, adlige Vorfahren in Frankreich und Schottland, geschieden (kinderlos) von Lady Pamela Bindestrich-Bindestrich-Blaublut. Also genau der Mann, der mit keinem Loonie sprechen würde, der von Sträflingen abstammte – aber Stu sprach mit jedem.

Ich hörte einige Minuten lang zu und wies Mike dann an, ein komplettes Dossier vorzubereiten, indem er weiteres Material sammelte. »Vielleicht ist das unser Mann, Mike.«

»Vielleicht, Mannie.«

»Hoffentlich!« Ich kehrte nachdenklich zu meinem Gast zurück. Vor fast einem Jahr hatte Mike uns Chancen von eins zu sieben versprochen – unter gewissen Umständen. Dazu gehörte, daß wir von Terra aus unterstützt wurden.

Mike wußte, wir alle wußten, daß Terra mit seinen elf Milliarden Menschen und seinen unerschöpflichen Reserven nicht von drei Millionen zu besiegen war, obwohl wir erhöht standen und Felsbrocken werfen konnten.

Mike zog Parallelen zum 18. Jahrhundert, in dem Englands amerikanische Kolonien sich vom Mutterland lösten, und zum 20. Jahrhundert, in dem Dutzende von ehemaligen Kolonien

unabhängig wurden, und wies darauf hin, daß keine dieser Kolonien sich mit bloßer Gewalt frei gemacht hatte. In jedem Fall war das Mutterland anderswo beschäftigt gewesen oder hatte die Kolonie freiwillig aufgegeben, anstatt darum zu kämpfen.

Wir waren seit Monaten stark genug, um die Leibwache des Gouverneurs zu jedem beliebigen Zeitpunkt zu überwältigen. Sobald unser Katapult fertiggestellt war, waren wir nicht mehr hilflos. Aber wir brauchten ein ›günstiges Klima‹ auf Terra. Deshalb waren wir auf Hilfe von dort angewiesen.

Prof hatte diesen Punkt zu Anfang unterschätzt. Erst später merkten wir, daß das nicht leicht zu erreichen war. Seine alten Freunde auf Terra waren entweder bereits tot oder pensioniert, und ich kannte nur einige Lehrer. Wir ließen sämtliche Parteimitglieder fragen: »Welche wichtigen Persönlichkeiten kennt ihr auf Terra?« – und die Antwort lautete meistens: »Soll das ein Witz sein?«

Prof las regelmäßig die Passagierlisten landender Schiffe, um vielleicht auf diese Weise einen Kontakt herzustellen. Er hatte nicht auf Stuarts Namen reagiert; er kannte ihn allerdings nicht persönlich. Ich wußte nicht, ob Stu so exzentrisch war, wie seine Visitenkarte anzuzeigen schien. Aber er war der erste Terraner, den ich auf Luna zu einem Drink und zu mir nach Hause eingeladen hatte; er schien wirklich in Ordnung zu sein, und Mikes Bericht zeigte, daß ich mich nicht geirrt hatte – er stellte tatsächlich etwas dar.

Alles fing gut an. Mum gab ihm lächelnd die Hand. Stu bückte sich darüber – und hätte sie wahrscheinlich geküßt, wenn ich ihn nicht gewarnt hätte, was es bei uns mit Frauen auf sich hatte. Mum strahlte, als sie ihn ins Speisezimmer führte. Er mußte unbedingt neben ihr sitzen.

12. Kapitel

April und Mai '76 brachten wieder harte Arbeit; wir bemühten uns, die Loonies gegen den Gouverneur aufzubringen, der seinerseits Verwaltungsmaßnahmen ergreifen sollte. Leider war er im Grunde genommen kein schlechter Kerl, der nur gehaßt wurde, weil er die Verwaltung symbolisierte, die uns ausbeutete; man mußte ihn schon erschrecken, um ihn zu irgend etwas zu bewegen. Und der durchschnittliche Loonie war genauso schlimm. Er haßte den Gouverneur aus alter Gewohnheit, aber er war kein geborener Revolutionär; er wollte nichts damit zu tun haben. Bier, Wetten, Frauen und Arbeit... Glücklicherweise gab es die Friedensdrachen, sonst wäre unsere Revolution still und sanft verschieden.

Aber selbst die Soldaten brauchten von Zeit zu Zeit eine kleine Aufmunterung. Prof behauptete immer wieder, wir benötigten eine ›Boston Tea Party‹, um die Öffentlichkeit aus ihrem Dauerschlaf aufzurütteln und auf unsere Seite zu bringen.

Wir gaben uns ehrlich Mühe. Mike dichtete alte Revolutionslieder wie die *Marseillaise*, die *Internationale*, *We Shall Overcome* und andere um, bis sie auf unsere Situation paßten. Simon Joker verbreitete sie, und sobald ein neues Lied bekannt war, ließen wir die Melodie in Radio und Fernsehen bringen. Daraufhin verbot der Gouverneur diese Melodien, was ihn lächerlich machte und uns nur recht sein konnte.

Mike studierte Stimmen und Wortwahl der Verwaltungsspitzen, und schon bald erhielt der Gouverneur nächtliche Anrufe von seinem Stab. Die natürlich abgestritten wurden. Alvarez installierte daraufhin eine Fangschaltung, und dank Mikes Hilfe schien der nächste derartige Anruf vom Chef des Versorgungsamtes zu kommen.

Doch schon in der nächsten Nacht wurde der Gouverneur durch einen Anruf aus dem Schlaf gerissen, der offenbar von Alvarez selbst kam. Die darauf folgende Auseinandersetzung zwischen den beiden spottete jeder Beschreibung.

Prof gebot Mike schließlich Einhalt, weil er befürchtete, Alvarez könnte seinen Job verlieren, was nicht in unserem Interesse lag. Doch bis zu diesem Zeitpunkt wurde die Leibwache zweimal pro Nacht auf – scheinbaren – Befehl des Gouverneurs aufgeschreckt, was ihre Moral weiter untergrub, während der Gouverneur selbst sich von Verrätern umgeben wähnte. Sein Stab wiederum glaubte, beim Chef wären sämtliche Sicherungen durchgebrannt.

In der *Lunaja Prawda* erschien eine Anzeige, die einen Vortrag von Dr. Adam Selene über *Eine Renaissance der bildenden Künste auf Luna* ankündigte. Kein Parteimitglied erschien; wir hatten alle rechtzeitig gewarnt. Alvarez schickte drei Gruppen Friedensdrachen, die natürlich niemanden fanden, den sie verhaften konnten. Der Chefredakteur der *Prawda* mußte ihm eine Stunde lang erklären, daß er Anzeigen *nicht* selbst entgegennehme. Er wurde angewiesen, in Zukunft keine Anzeigen mehr von Adam Selene anzunehmen. Dieser Befehl wurde widerrufen, und er sollte *alles* annehmen, aber Alvarez *sofort* benachrichtigen.

Das neue Katapult wurde mit einer Ladung getestet, die bei fünfunddreißig Grad Ost und sechzig Grad Süd in den Indischen Ozean plumpste, der an dieser Stelle nur Fische enthielt. Mike war über diesen Erfolg begeistert, weil er nicht lange hatte zielen können, anstatt die Einstellung wie sonst mehrmals zu überprüfen und zu verbessern. Die Zeitungen auf Terra berichteten von einem gigantischen Meteor, der noch in Kapstadt auf Radarschirmen sichtbar gewesen war. Mike rief mich an, um zu prahlen, während er die ersten Meldungen aufnahm. Zum Glück hatten wir nur diesen einen Kanister, sonst hätte Mike vermutlich weiter mit seinem neuen Spielzeug gespielt.

Stiljagis und ihre Mädchen begannen Freiheitsmützen zu tragen; Simon Joker trug eine zwischen den Hörnern. Manche Geschäfte verschenkten sie sogar statt Rabattmarken. Alvarez verbrachte eine unangenehme Viertelstunde beim Gouverneur, der von ihm wissen wollte, ob er plötzlich übergeschnappt sei,

weil er nervös energische Gegenmaßnahmen verlange, sobald die Jugendlichen sich eine neue Modetorheit einfallen ließen.

Anfang Mai begegnete ich zufällig Slim Lemke; er trug eine Freiheitsmütze. Er schien sich über diese Begegnung zu freuen, und ich bedankte mich für die prompte Bezahlung (er war zwei Tage nach der Verhandlung bei Sidris gewesen, um die Schulden der Bande zu bezahlen), und lud ihn zu einem Drink ein. Wir unterhielten uns, und Slim äußerte einige revolutionäre Ideen, die mir bekannt vorkamen. Als ich nach Hause kam, war ich versucht, mich bei Mike nach dem Parteinamen des jungen Mannes zu erkundigen. Aber das wäre Slim gegenüber unfair gewesen – und es hätte gegen die Sicherheitsbestimmungen verstoßen.

Am 3. Mai 2076 wurden einundsiebzig Männer namens Simon verhaftet, verhört und wieder freigelassen. Die Zeitungen berichteten nicht darüber, aber die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer; wir waren bei J angelangt, und zwölftausend Menschen können eine Geschichte verblüffend schnell weitererzählen. Wir betonten, einer dieser gefährlichen Männer sei erst vier gewesen, was nicht zutraf, aber äußerst wirksam war.

Stu Lajoie kehrte erst im April nach Terra zurück; in der Zwischenzeit hatte er täglich auf der Zentrifuge im Verwaltungskomplex trainiert, die ihm zur Verfügung stand. Stu wäre am liebsten noch länger geblieben. Alle meine Frauen und Wyo küßten ihn zum Abschied mit Tränen in den Augen, und er versicherte jeder, daß er zurückkehren werde. Aber er mußte fort, weil er einen Auftrag durchzuführen hatte; er war jetzt Parteimitglied.

Ich hatte mich der Stimme enthalten, als wir vor der Frage standen, ob wir Stu anwerben sollten; ich wußte, daß ich seinen Fall voreingenommen beurteilen würde. Aber Wyo und Prof einigten sich darauf, es mit ihm zu versuchen. Ich war natürlich mit dieser Entscheidung einverstanden. Prof übernahm es, Stus politische Zuverlässigkeit festzustellen, und als die Entscheidung

zu seinen Gunsten gefallen war, stellten wir ihn auch ›Adam Selene‹ vor, mit dem er aus Sicherheitsgründen nur telefonisch verkehren konnte.

Stu flog mit einem speziellen Kodebuch nach Terra zurück. Ich bin kein Experte für Codes und Verschlüsselungsmethoden, aber als Computertechniker lernt man die wichtigsten Grundzüge beim Studium der Informationstheorie. Es gibt unglaublich komplizierte Schlüssel, die mit Hilfe eines Computers erstellt werden – aber wenn ein Computer sie aufstellen kann, ist ein anderer imstande, sie wieder zu entschlüsseln. Ein Kode ist dagegen erheblich schwerer zu knacken. Nehmen wir einmal an, die Kodegruppe GLOPS würde gesendet. Heißt das ›Tante Minnie kommt am Donnerstag‹ oder ›3,14157‹? Ein guter Computer kann dieses Problem selbstverständlich lösen, wenn man ihm genügend Kodegruppen eingibt, aber der Schwierigkeitsgrad dieser Aufgabe liegt wesentlich höher.

Stus Kodebuch bestand aus einer winzigen Mikrofilmrolle, die sich gut verstecken ließ, falls unser Freund Alvarez wieder einmal auf die Idee kam, das Gepäck abfliegender Besucher gründlich kontrollieren zu lassen.

Stu sollte sich auf Terra vor allem um finanzielle Probleme kümmern. Die Partei benötigte dort erhebliche Mittel, und Stu sollte für uns spekulieren, indem er sein Wissen nutzte – Mike, Prof und er diskutierten stundenlang darüber, welche Aktien steigen und welche nach der Revolution fallen würden.

Aber wir brauchten das Geld schon *vor* der Revolution, um die öffentliche Meinung in unserem Sinne zu beeinflussen. Wir brauchten Reklame, wir brauchten einige Senatoren der Vereinten Nationen, wir brauchten ein Land, das uns möglichst bald als unabhängigen Staat anerkannte, und wir brauchten Leute, die anderen beim Bier erklärten: »Warum sollen wir uns mit den Verrückten dort oben herumschlagen? Meinetwegen können sie alle auf ihre Weise zum Teufel gehen!«

Zuviel Geld! Stu bot uns sein Vermögen an, und Prof lehnte nicht ab. Aber es gab trotzdem nicht genug Geld, um zuviel zu

tun. Ich wußte nicht, ob Stu ein Zehntel davon würde erledigen können; ich drückte ihm nur die Daumen. Immerhin hatten wir dadurch eine Verbindung zu Terra, und Prof behauptete, Verbindungen zum Gegner seien wichtig, wenn der Krieg vernünftig geführt und beendet werden solle. (Prof war Pazifist, was ihn jedoch nicht daran hinderte, ›vernünftig‹ zu denken. Er wäre ein guter Theologe gewesen).

Sobald Stu nach Terra abgereist war, verschlechterten sich unsere Chancen nach Mikes Berechnungen auf eins zu dreizehn. Ich verlangte eine Begründung. »Dadurch erhöht sich das Risiko, Mannie«, erklärte er mir geduldig. »Daß dieses Risiko notwendig ist, ändert nichts an der Tatsache, daß das Gesamtrisiko deshalb größer wird.«

Ich hielt den Mund. Etwa zur gleichen Zeit gelang es Mike, den Privatkode des Gouverneurs zu knacken, was unsere Aussichten wieder verbesserte. Der Gouverneur verschlüsselte seine Geheimmeldungen selbst auf einer Maschine in seinem Büro, und Mike hatte wochenlang Material sammeln müssen, bevor es ihm gelang, einzelnen Gruppen Bedeutung zuzuordnen. Dann wußten wir, was der Gouverneur in letzter Zeit bedrückte.

Mortimer war nervös; er rief nach Hilfe, verlangte mehr Truppen und behauptete, er sei sonst nicht in der Lage, für erhöhte Getreidelieferungen zu sorgen. Seine Forderungen wurden stets abgelehnt, aber er ließ nicht nach und bestand darauf, mehr ausgebildete Soldaten zu brauchen.

Diese Entwicklung veranlaßte uns, den vorbereiteten Zeitplan zu revidieren und einige Angelegenheiten zu beschleunigen, während andere vorläufig warten mußten. Stu brauchte Zeit auf Terra. Wir brauchten Kanister und Steuerraketen, um unsere Wurfgeschosse ins Ziel zu bringen. Wir mußten neue Parteimitglieder anwerben – wir rechneten mit etwa vierzigtausend –, die militärisch ausgebildet werden sollten. Dazu waren Waffen nötig, mit denen wir einen Landeversuch abwehren konnten.

Alles das mußte getan werden, und der Topf durfte nicht zu früh überkochen.

Deshalb schränkten wir die Dinge ein, die dem Gouverneur Sorgen bereiteten, und versuchten alles andere zu beschleunigen. Simon Joker machte Urlaub, Freiheitsmützen galten plötzlich nicht mehr als modern – aber die Leute sollten sie für später aufheben. Der Gouverneur wurde nicht mehr mit falschen Telefonanrufen aus dem Schlaf gerissen. Wir verzichteten darauf, die Friedensdrachen zu provozieren.

Obwohl wir uns Mühe gaben, den Gouverneur zu beruhigen, zeigte sich ein neues Symptom, das *uns* beunruhigte. Mike hatte keine Nachricht empfangen, in der zusätzlich Truppen genehmigt wurden, aber auf Befehl des Gouverneurs mußten plötzlich Hunderte von Beamten aus dem Verwaltungskomplex ausziehen. Gleichzeitig begannen Erschließungsarbeiten unter dem bisher letzten Stockwerk.

Das konnte bedeuten, daß eine größere Ladung Sträflinge erwartet wurde. Das konnte bedeuten, daß der Verwaltungskomplex in Zukunft nicht mehr als Unterkunft benutzt werden sollte. Aber Mike sagte: »Warum sollen wir uns etwas vormachen? Der Gouverneur bekommt die Soldaten; sie werden dort untergebracht. Jede andere Erklärung hätte ich längst hören müssen.«

»Aber warum weißt du nichts von der Ankunft dieser Truppen, Mike?« fragte ich. »Du hast doch den Kode des Gouverneurs geknackt.«

»Richtig«, stimmte Mike zu, »aber ich weiß natürlich nicht, was die Besucher von Terra, die er in den letzten Wochen empfangen hat, ihm in seinem besonders gesicherten Konferenzraum erzählt haben.«

Wir versuchten unsere Planung auf das Eintreffen von zwei weiteren Kompanien abzustimmen, die nach Mikes Schätzung die neuen Unterkünfte beziehen würden. Wir würden auch mit ihnen

fertig werden – aber nun war Profs unblutiger Staatsstreich ernsthaft in Frage gestellt.

Und wir versuchten, andere Dinge zu beschleunigen.

Aber plötzlich wurde uns die Entscheidung aus der Hand genommen...

13. Kapitel

Sie hieß Marie Lyons; sie war achtzehn Jahre alt und auf Luna geboren. Ihre Mutter war seit 2057 hier, ihr Vater war nicht bekannt. Marie Lyons scheint harmlos gewesen zu sein; sie arbeitete als Lageristin in der Versandabteilung und wohnte im Komplex.

Vielleicht haßte sie die Besatzer und machte sich ein Vergnügen daraus, sie zu ärgern. Vielleicht begann das Ganze aber auch als geschäftliche Transaktion. Woher sollten wir das wissen? Sechs Soldaten waren daran beteiligt. Marie Lyons wurde mißbraucht und ermordet. Aber die Leiche konnte nicht unauffällig beseitigt werden; eine andere Angestellte fand sie, bevor sie erkaltet war. Sie schrie auf. Es war ihr letzter Schrei.

Wir hörten sofort davon; Mike rief uns drei an, während Alvarez und der Militärbefehlshaber die Angelegenheit in Alvarez' Büro diskutierten. Offenbar war es nicht weiter schwierig gewesen, die Schuldigen zu finden; der Offizier und Alvarez verhörten sie nacheinander und stritten sich in den Pausen zwischen den Vernehmungen. Wir hörten Alvarez sagen: »Ich habe immer wieder darauf hingewiesen, daß Ihre Leute eigene Frauen brauchen! Ich habe Sie ausdrücklich gewarnt!«

»Und ich habe Ihnen erklärt, weshalb sie uns keine schicken«, antwortete der Offizier. »Die Frage ist nur: Wie vertuschen wir den Vorfall?«

»Sind Sie verrückt? Der Gouverneur weiß bereits davon.«

»Das ändert nichts an der Frage.«

Als die beiden auseinandergingen, waren sie sich immer noch nicht einig. Alvarez wollte die sechs Schuldigen hinrichten und diese Tatsache veröffentlichen lassen; der Offizier sprach noch immer davon, wie die Sache am besten zu vertuschen sei.

»Ihr habt alle mitgehört«, sagte Prof zu Mike, Wyo und mir. »Vorschläge?«

Ich hatte keine zu machen. Ich war kein alter Revolutionär; ich wollte nur die sechs Schuldigen baumeln sehen. »Keine Ahnung, Prof«, sagte ich deshalb. »Was tun wir jetzt?«

»Tun? Wir sitzen auf unserem Tiger; wir halten uns an seinen Ohren fest. Wo ist Finn Nielsen, Mike? Ich muß mit ihm sprechen.«

»Er ruft eben an«, antwortete Mike und verband ihn mit uns. Wir hörten seine Stimme: »... Station Süd. Beide Posten und sechs oder sieben unserer Leute sind tot. Sechs oder sieben Leute, nicht unbedingt Kameraden. Hier wird das Gerücht verbreitet, die Soldaten seien übergeschnappt und wollten sämtliche Frauen im Komplex ermorden. Adam, ich muß mit Prof sprechen.«

»Schon am Apparat, Finn«, warf Prof ein. »Wir müssen entschlossen handeln, uns bleibt keine andere Wahl. Du holst jetzt alle ausgebildeten Männer zusammen und gibst Laserpistolen aus.«

»Wird gemacht! Einverstanden, Adam?«

»Prof hat recht. Ruf mich später wieder an.«

»Augenblick, Finn, hier ist Mannie«, sagte ich rasch. »Ich möchte eine dieser Pistolen.«

»Du hast keine Übung, Mannie.«

»Ich kann mit Laserstrahlen umgehen!«

»Halt den Mund, Mannie«, unterbrach Prof mich. »Du vergeudest deine Zeit; Finn wird anderswo gebraucht – Wyo, du

rennst jetzt los und hilfst Kameradin Cecilia, die Kinder aus den Korridoren nach Hause zu schicken. Sie sollen zu Hause bleiben, und andere Mütter sollen ihre Kinder ebenfalls zu Hause behalten. Wir wissen nicht, wo es zu Kämpfen kommt, bei denen die Kinder verletzt werden könnten.«

»Wird gemacht, Prof!«

»Augenblick. Sobald du Sidris benachrichtigt hast, sorgst du dafür, daß die Stiljagis, die du organisiert hast, sich zu einer Demonstration vor dem Verwaltungskomplex versammeln. Dort muß es zu Unruhen kommen – aber möglichst ohne Verletzte, Mike, du unterbrichst sämtliche Nachrichtenverbindungen zwischen dem Komplex und der Außenwelt.«

»Verstanden«, antwortete Mike.

»Prof!« wandte ich ein. »Welchen Zweck haben die Unruhen?«

»Mannie, Mannie! Der entscheidende Tag ist gekommen! – Mike, sind die Nachrichten schon zu allen Stadtbezirken verbreitet?«

»Nein, soviel ich weiß. Ich höre hier und dort zu. Auch in den Stationen außerhalb von Luna City herrscht Ruhe. An der Station West sind Kämpfe ausgebrochen. Soll ich sie übertragen?«

»Nicht jetzt! Mannie, du machst dich als Beobachter auf den Weg dorthin; du nimmst nicht daran teil und bleibst in der Nähe eines Telefons. – Mike, du organisierst Unruhen in allen Stadtteilen und verbreitest das Gerücht, das Finn erwähnt hat – die Soldaten vergewaltigen und ermorden alle Frauen im Komplex. Äh, kannst du den Posten an den Stationen befehlen, in die Unterkünfte zurückzukehren? Es hat schließlich keinen Zweck, unbewaffnete Leute vorzuschicken, wenn sich Kämpfe vermeiden lassen.«

»Ich versuche es jedenfalls.«

Ich machte mich auf den Weg zur Station West. In den Korridoren liefen erregte Menschen wie Ameisen durcheinander. Vom Verwaltungskomplex her waren wütende Schreie und

Sprechchöre zu hören, obwohl Wyo ihre Stiljagis noch nicht erreicht haben konnte. Profs ›spontane‹ Demonstration hatte tatsächlich spontan begonnen.

In der Station herrschte ziemliches Gedränge, und ich mußte mich langsam nach vorn durcharbeiten, um festzustellen, daß die beiden Posten tot waren. In ihrer Nähe lagen drei unserer Leute ebenfalls tot. Ich erreichte die nächste Telefonzelle und rief Prof an.

»Geh zurück und lies die Erkennungsmarken der Toten«, befahl Prof mir. »Ich brauche Namen und Dienstgrad. Hast du Finn gesehen?«

»Nein.«

»Er ist mit drei Pistolen dorthin unterwegs. Sag mir, in welcher Zelle du stehst, hol die Namen und gib sie durch.«

Eine Leiche war bereits fortgeschleppt worden; der Teufel mochte wissen, was die Leute damit wollten. Die andere lag noch am gleichen Platz, und es gelang mir, die Erkennungsmarke abzureißen, bevor ich wieder abgedrängt wurde. Ich erreichte wieder die Telefonzelle und sah eine Frau darin stehen. »Hören Sie«, sagte ich bittend, »ich *muß* telefonieren!«

»Sie können es ja versuchen! Der verdammte Apparat ist kaputt.«

Nicht für mich; Mike hatte ihn reserviert. Ich las Prof den Namen des Toten vor. »Gut«, antwortete er. »Hast du Finn gesehen? Er wollte zu deiner Zelle kommen.«

»Bisher noch... Augenblick, da ist er!«

»Okay, du bleibst bei ihm. Mike, hast du eine Stimme, die der des Toten entspricht?«

»Tut mir leid, Prof. Nein.«

»Du brauchst nur heiser und erschrocken zu sprechen; der Kompaniechef kennt die Stimme bestimmt nicht so gut. Oder würde der Soldat Alvarez anrufen?«

»Er würde seinen Kompaniechef anrufen, der Alvarez' Befehle weitergibt.«

»Gut, du rufst also den Offizier an, meldest den Angriff, rufst um Hilfe und stirbst plötzlich. Im Hintergrund sind erregte Stimmen hörbar; vielleicht auch ein Schrei: ›Da ist der verdammte Kerl!‹ Läßt sich das machen?«

»Natürlich!« versicherte Mike ihm unbekümmert.

»Okay. Mannie, holst du Fin an den Apparat?«

Profs Plan sah vor, daß wir die Soldaten aus ihren Unterkünften locken und in die Irre führen sollten – wo Finns Leute mit schußbereiten Waffen standen, um sie zu erledigen, sobald sie aus den Kapseln stiegen. Alles funktionierte wie vorgesehen, bis der Gouverneur die Nerven verlor und die wenigen Überlebenden zu seinem Schutz um sich versammelte, während er entsetzte Hilferufe in Richtung Terra absandte, die nie ankamen.

Entgegen Profs Anweisung schnappte ich mir einen Laser, nachdem die Besatzung der zweiten Kapsel erledigt war. Ich erschoss zwei Wachen, dann war meine Kampfeslust verfliegen, und ich überließ den Rest den anderen. Es war ein Kinderspiel. Sobald sie den Kopf aus der Kapsel steckten, wurden sie niedergestreckt. Die Hälfte des Trupps wagte sich gar nicht erst heraus und mußte ausgeräuchert werden, bevor sie das Schicksal ihrer Kameraden teilten. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich bereits wieder meinen Beobachtungsposten am Telefon bezogen.

Die Entscheidung des Gouverneurs hielt unsere Leute einige Zeit vor dem Komplex auf; Alvarez, der kommandierende Offizier und zwei Gelbjacken wurden getötet. Aber dreizehn Soldaten und Leibwächter hatten sich gemeinsam mit dem Gouverneur in dessen Residenz verbarrikadiert. Als feststand, daß alle bewaffneten Gegner dort versammelt waren, leitete Mike auf Profs Befehl die nächste Phase ein.

Mike schaltete die Beleuchtung im Verwaltungskomplex aus und ließ nur die Lampen der Gouverneursresidenz brennen. Dann verringerte er den Sauerstoffgehalt der Atemluft – nicht entscheidend, aber doch immerhin so sehr, daß sämtliche Anwesenden kampfunfähig wurden. In der Gouverneursresidenz sperrte er die Sauerstoffzufuhr ganz und ließ zehn Minuten lang reinen Stickstoff einströmen. Nach Ablauf dieser Zeit sprengten Finns Männer, die in Druckanzügen bereitstanden, die große Schleuse auf und marschierten ›Schulter an Schulter‹ hinein. Luna war unser.

Buch Zwei

PÖBEL IN WAFFEN

14. Kapitel

Und nun überschwemmte der Patriotismus unseren neuen Staat wie eine Woge und vereinte uns.

Steht das nicht in Geschichtsbüchern? Aber die Wirklichkeit sah anders aus!

Wir alle hätten uns nicht träumen lassen, daß es schwieriger sein könnte, eine Revolution zu beenden, als sie überhaupt zu gewinnen. Wir hatten unsere Karten zu früh aufdecken müssen; nichts war vorbereitet, und wir hatten tausend Dinge gleichzeitig zu tun. Die Verwaltung auf Luna war endlich gestürzt – aber die Vereinten Nationen auf Terra existierten unerschüttert weiter. Hätten sie in den folgenden zehn oder fünfzehn Tagen einen Truppentransporter landen lassen oder einen Kreuzer geschickt, hätten sie Luna ohne weiteres zurückerobern können. Wir waren zu schlecht organisiert, um uns zu wehren.

Das neue Katapult war bereits getestet, aber die fertigen Kanister ließen sich an den Fingern einer Hand abzählen – an meiner linken Hand. Außerdem ließ sich das Katapult nicht gegen Schiffe oder Truppen einsetzen. Wir überlegten uns, was sich gegen Schiffe unternehmen ließ; vorläufig waren wir noch nicht aus diesem Stadium herausgekommen. Wir verfügten über einige hundert Laserpistolen, die in Hongkong lagerten – chinesische Ingenieure sind geschickt –, aber nur wenige unserer Leute konnten damit umgehen.

Außerdem hatte die Verwaltung bisher einen nützlichen Zweck erfüllt: Sie kaufte Eis und Getreide, sie verkaufte Luft, Wasser und Energie, und sie kontrollierte Handel und Verkehr. Wir mußten nun dafür sorgen, daß die Räder sich wieder drehten.

Aber Mike kontrollierte die Nachrichtenverbindungen – und das bedeutete, daß er fast alles kontrollierte. Prof überließ es ihm, Terra mit Falschmeldungen zu versorgen, bis wir uns überlegt hatten, was wir sagen wollten. Etwas schwieriger war es, die Wissenschaftler zu kontrollieren, die für einige Zeit auf Luna in einem der Observatorien tätig waren. Auch ihretwegen mußten wir uns noch Gedanken machen; vorläufig genügte es, daß Mike sie nicht mit Terra sprechen ließ. Die vierunddreißig Touristen, die am Tag des Staatsstreichs auf Luna waren, wurden auf unsere Kosten untergebracht und verhielten sich bemerkenswert diszipliniert.

Der Gouverneur war nicht umgekommen, und wir hatten auch nicht die Absicht gehabt, ihn zu ermorden; Prof machte uns klar, daß ein lebender Gouverneur jederzeit getötet werden konnte, während ein toter sich nicht wieder zum Leben erwecken ließ, wenn wir ihn brauchten. Aber der Sauerstoffmangel hatte sein Gehirn unheilbar geschädigt. Der Gouverneur lebte noch, aber er war für unseren Zweck nicht mehr zu gebrauchen. Die dreizehn Soldaten, die zuletzt seine Leibwache gebildet hatten, wurden festgenommen und erschossen.

Dann waren die Spione und Spitzel unter uns an der Reihe. Wyo hatte früher stets dafür gestimmt, sie ohne Ausnahme zu eliminieren, aber als die Sache zum Schwur kam, schreckte sie plötzlich davor zurück. Ich dachte, Prof würde zustimmen, aber er schüttelte den Kopf. »Nein, liebe Wyo, ich verabscheue zwar Gewalttätigkeiten, aber es gibt nur zwei Möglichkeiten, mit Feinden umzugehen: Erschießen oder zum Freund machen. Alles andere ist keine Lösung. Ein Mann, der seine Freunde verraten hat, tut es in Zukunft bestimmt wieder, und wir dürfen keine Verräter in unseren Reihen dulden, die uns gefährlich werden könnten; deshalb müssen sie sterben. Und in der Öffentlichkeit, damit andere nachdenklich werden.«

»Prof, du hast einmal behauptet, du würdest einen Mann, den du verurteilt hast, auch selbst eliminieren«, sagte Wyo zweifelnd. »Hast du das jetzt vor?«

»Ja und nein, meine Liebe. Ich übernehme die Verantwortung, aber ich denke an eine andere Methode, die zukünftige Spitzel abschrecken wird.«

Adam Selene gab also bekannt, wer als Spitzel für Juan Alvarez gearbeitet hatte – und er fügte die Anschrift der Betreffenden hinzu. Adam schlug allerdings keine Strafe vor.

Ein Spitzel brachte es fertig, sich seinen Verfolgern sieben Monate lang zu entziehen, indem er ständig Namen und Wohnung wechselte. Anfang 2077 wurde seine Leiche in Novilen vor der Südschleuse gefunden. Aber die meisten hatten nur noch wenige Stunden zu leben.

Am ersten Tag des Staatsstreichs standen wir vor einem Problem, das wir bisher stets beiseite geschoben hatten – Adam Selene selbst. *Wer ist Adam Selene? Wo steckt er? Dies ist seine Revolution; er hat sie vorbereitet, und jeder Kamerad kennt seine Stimme. Wir haben den ersten Sieg errungen... wo steckt Adam Selene?*

Wyo, Prof und ich hockten nachts in unserem Zimmer im Grandhotel Raffles und überlegten, bis unsere Köpfe rauchten, während Mike als ›Adam‹ Entscheidungen traf, Befehle erteilte, Falschmeldungen nach Terra schickte, den Verwaltungskomplex isolierte und tausend andere Dinge gleichzeitig tat. (Nachträglich ist kein Zweifel mehr daran möglich: Ohne Mike hätten wir Luna nicht halten können.)

Ich schlug vor, Prof solle ›Adam‹ werden. Prof war von Anfang an unser Planer und Theoretiker gewesen; einige wichtige Kameraden kannten ihn als ›Kamerad Bill‹, alle anderen kannten und respektierten Professor Bernardo de la Paz...

»Nein«, sagte Prof.

»Warum nicht?« fragte Wyo. »Prof, du bist der richtige Mann für diesen Job. Nicht wahr, Mike?«

»Ich möchte erst hören, was Prof dazu meint«, antwortete Mike.

»Du hast den Fall also auch analysiert, Mike«, begann Prof lächelnd. »Meine liebe Wyo, ich würde selbstverständlich zustimmen, wenn das möglich wäre. Aber es gibt *keine* Möglichkeit, meine Stimme Adams anzugleichen – und jeder Kamerad kennt Adams *Stimme*, die Mike absichtlich unverwechselbar gemacht hat.«

Dann überlegten wir, ob wir nicht Prof auf den Bildschirm zeigen konnten, während Mike an seiner Stelle mit Adams Stimme sprach.

Ausgeschlossen. Prof war zu bekannt; seine Stimme und Sprechweise entsprachen nicht Adams. Dann überlegten wir, ob ich einspringen konnte, weil meine Stimme weniger bekannt war.

Aber ich lehnte schließlich ab. Die meisten Leute würden sich ohnehin wundern, daß ich eine so wichtige Rolle spielte; sie würden nicht glauben, daß ich an der Spitze der Revolutionäre stand.

»Wie wäre es mit einer Kombination?« fragte ich. »Adam ist immer geheimnisvoll aufgetreten; in Zukunft kann er dabei bleiben. Wir zeigen ihn mit einer Maske vor dem Gesicht. Prof, du lieferst den Körper; Mike, du lieferst die Stimme.«

Prof schüttelte den Kopf. »Ein Führer, der stets eine Gesichtsmaske trägt, würde das Vertrauen der Öffentlichkeit in dieser kritischen Lage zerstören. Nein, Mannie.«

Wir überlegten, ob sich ein Schauspieler auftreiben ließ, der diese Rolle übernehmen konnte.

»Nein«, entschied Prof, »dazu müßten wir Zeit haben. Aber Adam muß spätestens morgen früh in Aktion treten.«

»Dann gibt es nur eine Möglichkeit«, stellte ich fest. »Mike muß sprechen und darf nie im Fernsehen, sondern nur im Rundfunk auftreten. Wir müssen uns eine Entschuldigung dafür einfallen lassen, daß er nicht auf dem Bildschirm erscheint.«

»Ich muß leider zustimmen«, sagte Prof.

»Mannie, mein ältester Freund«, warf Mike ein, »warum behauptest du, ich dürfte mich nicht sehen lassen?«

»Hast du nicht zugehört, Mike?« fragte ich. »Im Fernsehen müßten wir einen Körper und ein Gesicht zeigen. Du hast einen Körper – aber er besteht aus einigen Tonnen Metall. Du besitzt kein Gesicht – du Glücklicher, du brauchst dich wenigstens nicht zu rasieren.«

»Aber warum soll ich kein Gesicht zeigen, Mannie? Ich habe doch auch keine Stimme, obwohl ich mit dir spreche. Auf gleiche Weise könnte ich ein Gesicht zeigen.«

Ich war so verblüfft, daß ich nicht gleich antworten konnte. Ich startete den Bildschirm in unserem Zimmer an. Richtig, für Mike waren alle Impulse gleich. Aber...

»Nein, Mike«, sagte ich.

»Warum nicht, Mannie?«

»Weil du das nicht *kannst!* Die Sache mit der Stimme ist einfach; sie erfordert nur einige tausend Entscheidungen in der Sekunde, die du spielend bewältigst. Aber ein Fernsehbild würde vielleicht zehn Millionen Entscheidungen in der Sekunde erfordern. Mike, du bist schnell, aber nicht so schnell.«

»Willst du wetten, Mannie?« fragte Mike.

»Natürlich kann er das, wenn er es sagt!« warf Wyo indigniert ein.

»Ich riskiere lieber nichts, Mike«, antwortete ich vorsichtig. »Okay, willst du es versuchen? Soll ich den Fernseher einschalten?«

»Danke, das kann ich selbst.«

»Aber nur den richtigen! Andere brauchen unsere Show nicht zu sehen.«

»Ich bin nicht dumm, Mannie«, versicherte er mir. »Ruhe, damit ich mich konzentrieren kann!«

Wir warteten schweigend. Auf dem Bildschirm erschien ein hellgrauer Fleck, verschwand wieder, bildete ein leuchtendes Oval, wurde zu einem geisterhaft verschwommenen Gesicht und nahm allmählich feste Formen an. Plötzlich sahen wir ›Adam Selene‹ ganz deutlich.

Das Bild eines Mannes von etwa vierzig Jahren stand still. Der Hintergrund war dunkel, so daß der Kopf hervortrat. Trotzdem wußte ich sofort, daß ich Adam Selene vor mir hatte.

Dann lächelte er, bewegte die Lippen und zog die Augenbrauen hoch – und ich hatte fast Angst vor ihm.

»Wie sehe ich aus?« fragte er.

»Adam«, sagte Wyo, »deine Haare sind nicht so stark gewellt. Und sie reichen nicht so weit in die Stirn. Die Leute glauben sonst, daß du eine Perücke trägst.«

Mike korrigierte das Bild. »Besser?«

»Nicht ganz so weit. Hast du keine Grübchen? Wenn ich dein Lachen höre, sehe ich immer Grübchen wie Profs vor mir.«

Mike-Adam lächelte nochmals; diesmal mit Grübchen.

»Wo bist du jetzt?« fragt Wyo.

»Noch im Büro; heute nacht muß ich durcharbeiten.« Der Hintergrund wurde heller, farbig und scharf. Ein Wandkalender zeigte den 19. Mai 2076; die Uhr daneben zeigte die richtige Zeit an. Neben Adam stand eine Tasse Kaffee auf dem Schreibtisch. Wir erkannten eine Fotografie: eine Familie, zwei Männer, eine Frau, vier Kinder. Von draußen herein drangen wirrer Lärm, Schreie und Gesang: Simons Fassung der Marseillaise.

»Genosse?« sagte Ginwallahs Stimme von rechts außerhalb des Bildes.

Adam drehte sich nach ihm um. »Ich habe zu tun, Albert«, erklärte er ihm geduldig. »Ich kann nur Anrufe aus Zelle B entgegnehmen. Du bist für alle anderen zuständig.« Er wandte

sich wieder an uns. »Nun, Wyo? Verbesserungsvorschläge? Prof? Mannie, mein zweifelnder Freund? Zufrieden?«

Ich rieb mir die Augen. »Kannst du kochen?«

»Natürlich. Aber ich brauche es nicht zu tun; ich bin verheiratet.«

»Adam«, fragte Wyo, »wie kommt es, daß du trotz aller Anstrengungen noch so gepflegt aussiehst?«

»Ich lasse mich nicht von Kleinigkeiten aus der Ruhe bringen.« Er sah zu Prof hinüber. »Professor, wenn das Bild in Ordnung ist, können wir jetzt den Text der Ansprache diskutieren, die ich morgen früh um acht Uhr im Fernsehen halten will.«

Wir diskutierten bis in die frühen Morgenstunden. Ich ließ zweimal frischen Kaffee bringen, und Mike-Adam ließ seine Tasse ebenfalls nachfüllen. Als er Ginwallah bat, ihm einen Sandwich zu bringen, sah ich den Sekretär zum erstenmal im Profil: ein typischer Untergebener, höflich, beflissen und stets darauf bedacht, einen guten Eindruck zu machen. Ich hatte ihn mir ganz ähnlich vorgestellt. Mike aß gleichzeitig mit uns und sprach gelegentlich auch mit vollem Mund.

Als ich nach den Einzelheiten dieser Illusion fragte, erklärte Mike mir, er habe den größten Teil des einmal aufgebauten Bildes automatisch programmiert und konzentriere sich jetzt nur auf Veränderungen des Gesichtsausdrucks. Aber ich vergaß bald, daß das Bild nicht echt war. Mike-Adam wirkte immer überzeugender, je länger wir mit ihm sprachen.

Gegen drei Uhr morgens hatten wir unser weiteres Vorgehen abgesprochen, und Mike konnte die Rede einüben. Prof änderte sie an einigen Stellen ab, und Mike machte selbst Verbesserungsvorschläge; dann wollten wir endlich schlafen, denn auch Mike-Adam gähnte – obwohl Mike in Wirklichkeit ununterbrochen arbeitete. Prof und ich teilten uns das große Bett, Wyo streckte sich auf der Couch aus. Diesmal schliefen wir ohne Gewichte.

Adam Selene hielt seine Rede, während wir am nächsten Morgen beim Frühstück saßen. Er sprach freundlich, selbstbewußt und überzeugend. »Bürger des freien Staates Luna, Freunde, Kameraden. Ich bin Adam Selene, Vorsitzender der Übergangsregierung von Luna. Des freien Luna. Die Verwaltung, die uns so lange in unserer eigenen Heimat unterdrückt hat, ist gestürzt. Schon in Kürze, so schnell es möglich ist, werdet ihr eure eigene Regierung wählen. Bis dahin werde ich mit eurer Hilfe versuchen, alles nach besten Kräften zu regeln. Natürlich werden wir Fehler machen, seid also bitte nachsichtig. Kameraden, wenn ihr euch euren Freunden und Nachbarn noch nicht zu erkennen gegeben habt, dann tut das jetzt. Bürger, ihr seid zur Mitarbeit aufgerufen. Ich hoffe, ihr leistet sie bereitwillig, denn dann kommt um so schneller der Tag, an dem ich zurücktreten kann und das Leben wieder in normalen Bahnen verläuft. In *neuer* Normalität, ohne Verwaltung, ohne Wachen, ohne hier stationierte Truppen, ohne Ausweise und ohne willkürliche Verhaftungen.

In der Übergangszeit bitte ich euch alle, wieder zu eurer Arbeit zurückzukehren. Das gilt auch für diejenigen, die bisher für die Verwaltung gearbeitet haben. Geht wieder an die Arbeit. Ihr werdet auch weiterhin bezahlt, und eure Arbeit bleibt die gleiche, bis wir entscheiden können, was weiterhin nötig ist, was jetzt, wo wir glücklicherweise frei sind, nicht mehr erforderlich ist, und was auch in Zukunft, aber in geänderter Form, beibehalten werden soll.

Auch die unter uns weilenden Bürger terranischer Staaten möchte ich an dieser Stelle grüßen. Ihr werdet Zeuge eines seltenen Ereignisses, der Geburt einer Nation. Wie jede Geburt war auch diese von Blut und Schmerz begleitet. Wir hoffen, daß diese Phase jetzt vorüber ist, dennoch möchte ich euch bitten, vorerst in euren Unterkünften zu bleiben, um unliebsame Zwischenfälle zu vermeiden. Wir werden euch so bald wie möglich Passagen zur Erde verschaffen, ihr seid uns aber auch willkommen, wenn ihr euch entschließt, hier zu bleiben und Bürger von Luna zu werden.

Noch ein Wort an meine Mitstreiter: Versucht nicht, mich zu sprechen, ruft nur in wirklich dringenden Fällen an. Ich bin auch nur ein Mensch, der schon jetzt fast mehr zu tun hat, als er bewältigen kann. Ich habe keine Zeit, vor Versammlungen zu reden oder Delegationen zu empfangen. Wenn ich meine Aufgaben so schnell wie möglich in eure Hände übergeben soll, muß ich jede Minute meiner Zeit der Arbeit widmen.« Er grinste. »Richtet euch also darauf ein, mich genauso selten zu sehen wie Simon Joker.«

Alles schien nach Wunsch zu laufen, nur die Wissenschaftler gaben uns fast keine Zeit – das hätte ich allerdings vermuten müssen, denn schließlich fiel gerade das in mein Fachgebiet.

Alle Funkverbindungen nach Terra wurden von Mike kontrolliert. Aber die Wissenschaftler besaßen genügend elektronische Bauteile, um ein ganzes Lagerhaus damit auszurüsten; nachdem sie sich dazu entschlossen hatten, brauchten sie nur einige Stunden, um einen behelfsmäßigen Sender und Empfänger zu konstruieren, der eine Verbindung zu Terra herstellte.

Zum Glück war einer von ihnen der Überzeugung, Luna habe es verdient, endlich frei zu werden. Er wollte Adam Selene anrufen, blieb jedoch bei einer der Frauen aus Gruppe C und D hängen, die wir hastig rekrutiert hatten. Diese Maßnahme war ein Akt der Selbstverteidigung, denn nach Adams Auftritt im Fernsehen versuchte halb Luna, den Vorsitzenden anzurufen. Manche wollten ihm gratulieren, andere hatten Bitten und Anregungen vorzutragen, und einige riefen an, um ihm zu erzählen, was ihrer Meinung nach zu tun sei.

Nachdem etwa hundert Anrufer mit mir verbunden worden waren, richteten wir diesen Notdienst ein. Zum Glück erkannte die Kameradin, daß in diesem einen Fall andere Maßnahmen angezeigt waren; sie rief mich an.

Wenige Minuten später war ich mit Finn Nielsen und einigen Bewaffneten zum Laboratoriumsbezirk unterwegs. Unser Informant hatte seinen Namen nicht angegeben, uns aber

erzählt, wo der Sender stand. Wir platzten in die erste Sendung, und Finn mußte sich Mühe gegen, um seine Leute davon abzuhalten, die Wissenschaftler auf der Stelle zu erschießen. Aber wir wollten kein »Exempel statuieren«, Finn und ich hatten uns unterwegs geeinigt. Es ist schwierig, Wissenschaftler zu erschrecken, weil sie anders als durchschnittliche Menschen reagieren. Wir mußten die Sache anders anpacken.

Ich machte den Sender mit einigen Fußtritten unbrauchbar und befahl dem Direktor, das Personal in der Kantine zusammenzurufen und die Vollzähligkeit zu überprüfen – in der Nähe eines Telefons, so daß Mike zuhören konnte. Dann rief ich Mike an, der mir sieben Namen nannte, und sagte zu dem Direktor: »Doktor, Sie haben behauptet, Ihre Leute seien alle anwesend. Trotzdem fehlen folgende Personen... Schaffen Sie diese Leute her!«

Die fehlenden Terraner waren benachrichtigt worden und hatten sich trotzdem geweigert, ihre Experimente abubrechen – typisch Wissenschaftler.

Loonies und Terraner standen säuberlich voneinander getrennt in zwei Gruppen vor mir. Ich sagte zu den Terranern: »Wir haben versucht, euch als Gäste zu behandeln. Aber drei von euch wollten – vielleicht sogar mit Erfolg – eine Nachricht an Terra übermitteln.«

Ich wandte mich an den Direktor. »Doktor, ich könnte sämtliche Laboratorien durchsuchen und alles vernichten, was zum Bau eines Senders verwendet werden könnte. Ich bin Computertechniker, verstehe etwas von Elektronik und weiß deshalb, aus welchen Teilen sich ein Sender zusammenbauen läßt. Nehmen wir einmal an, ich würde alle diese Bauteile zerstören... und alles zertrümmern, was ich nicht verstehe. Mit welchem Ergebnis?«

Man hätte glauben können, ich wollte sein Baby ermorden! Er wurde blaß. »Dann könnten wir nicht weiterarbeiten... alle Ergebnisse wertlos... Millionenwerte vernichtet! Geräte für eine halbe Milliarde Dollar zerstört!«

»Das habe ich mir gedacht. Ich könnte das Zeug natürlich auch mitnehmen und es Ihren Leuten überlassen, sich irgendwie zu behelfen.«

»Aber das wäre fast genauso schlimm! Sie verstehen doch, Genosse, daß ein unterbrochenes Experiment...«

»Ja, ich weiß. Es gibt noch eine dritte Möglichkeit: Wir lassen alles hier, um nichts zu übersehen, und quartieren nur die Wissenschaftler in den Komplex um. Dort stehen jetzt die Unterkünfte der Soldaten leer. Aber damit wären die Experimente, auf die Sie so großen Wert legen, ebenfalls unterbrochen. Außerdem... Wo sind Sie her, Doktor?«

»Princeton, New Jersey.«

»Aha. Sie sind seit fünf Monaten hier und haben ohne Zweifel in der Zentrifuge und mit Gewichten trainiert. Falls wir das Personal umquartieren müßten, würden Sie Princeton vielleicht nie wiedersehen, Doktor. Wir würden Sie und Ihre Kollegen hinter Schloß und Riegel setzen. Dort würden Sie verweichlichen, ohne eine Möglichkeit zu regelmäßigem Training zu haben. Falls der Ausnahmezustand länger andauert, würden Sie dadurch ein Loonie werden – ob Sie wollen oder nicht! Und Ihren gelehrten Kollegen ginge es nicht besser.«

Einer der Wissenschaftler, der erst auf nachdrückliche Aufforderung hin erschienen war, trat jetzt vor und sagte: »Das können Sie nicht tun! Das ist ungesetzlich!«

»Welche Gesetze meinen Sie, Genosse? Irgendein Gesetz zu Hause?« Ich drehte mich um. »Finn, zeig ihm, welches Gesetz hier gilt.«

Finn trat vor und rampte ihm die Mündung seiner Laserpistole in den Magen. Sein Daumen näherte sich dem Feuerknopf – aber die Waffe war gesichert, das sah ich ganz deutlich. »Laß ihn leben, Finn«, sagte ich und fuhr fort: »Ich bin durchaus bereit, diesen Mann auf der Stelle zu eliminieren, wenn Sie sich nur dadurch überzeugen lassen. Achten Sie also selbst darauf, daß keiner von Ihnen Dummheiten macht! Ein weiterer Zwischenfall

dieser Art bedeutet, daß Sie alle nicht nach Hause zurückkehren können – und Ihre Experimente sind dann natürlich ebenfalls beendet. Doktor, ich warne Sie nochmals; überlegen Sie sich gut, wie Sie Ihr Personal in Zukunft überwachen wollen.«

Ich wandte mich an die Loonies. »Genossen, sorgt dafür, daß sie keine Dummheiten machen. Richtet ein eigenes Überwachungssystem ein. Laßt euch nichts gefallen; alle Terraner sind nur auf Bewährung hier. Zögert nicht, einen oder mehrere zu eliminieren, wenn es sich als notwendig erweist.« Ich sprach wieder den Direktor an. »Doktor, jeder Loonie kann jederzeit jeden Raum betreten – sogar Ihr Schlafzimmer. Ihre bisherigen Assistenten sind jetzt Ihre Vorgesetzten, was Sicherheitsfragen betrifft; wenn es einem Loonie einfallen sollte, Sie aufs WC zu begleiten, diskutieren Sie lieber nicht mit ihm – er ist vielleicht nervös.«

Nun waren wieder die Loonies an der Reihe. »Genossen, ihr tragt jetzt die Verantwortung. Jeder von euch arbeitet für einen Terraner – *bewacht ihn!* Teilt euch die Aufgabe, damit ihr garantiert nichts überseht; bewacht ihn so streng, daß er keine Mausefalle und erst recht keinen Sender zusammenbauen kann.

Ihr braucht keine Angst zu haben, wenn ihr deswegen weniger arbeiten könnt; ihr bekommt trotzdem das gleiche Gehalt.«

Einige grinnten. Laborassistent war der beste Job, den ein Loonie damals bekommen konnte – doch sie mußten unter Terranern arbeiten, die auf sie herabschauten.

Damit war der Fall vorläufig erledigt. Als der Anruf kam, hatte ich die betreffenden Wissenschaftler eliminieren wollen. Aber Prof und Mike hielten mich davon ab. Unser Plan sah vor, daß kein Terraner zu Schaden kommen durfte, solange es sich vermeiden ließ.

Wir stellten empfindliche Breitbandempfänger um die Laboratorien herum auf, weil zu erwarten war, daß selbst ein stark gerichteter Sendestrahl auch zur Seite hin ausstrahlen

würde. Und Mike hörte an allen Telefonen mit. Nun konnten wir nur noch die Daumen drücken und hoffen.

Einige Stunden später stellten wir erleichtert fest daß die Nachricht von unserer Revolution offenbar nicht auf Terra bekanntgeworden war. Mike kontrollierte den gewöhnlichen Funkverkehr und setzte Routinemeldungen ab, so daß niemand auf Terra Grund zum Mißtrauen hatte.

In einem anderen Punkt hatten wir Glück: Auf Luna befand sich kein Passagierschiff, und das nächste sollte erst am siebenten Juli landen. Wir wären auch damit fertig geworden, hätten die Besatzung überwältigt und den Sender unbrauchbar gemacht. Das Schiff hätte ohnehin nicht wieder starten können, bevor es seine Reaktionsmasse durch Wasser ergänzt hatte. Wir hätten nichts zu befürchten gehabt, aber wir waren trotzdem froh darüber, daß kein Schiff landete und uns dazu zwang, Maßnahmen zu ergreifen, für die wir im Augenblick keine Zeit hatten, weil wir unsere Verteidigung vorbereiten mußten.

Die Getreidefrachter starteten wie gewöhnlich; einer verließ das Katapult, während Finns Männer die Gouverneursresidenz stürmten. Und der nächste und alle weiteren starteten wie vorgesehen.

Das war weder ein Versehen noch eine Finte, um Zeit zu gewinnen; Prof wußte, was er tat. Die Getreidelieferungen spielten eine wichtige Rolle in unserem Wirtschaftsleben und ließen sich nicht von einem Tag auf den anderen abschaffen. Hätte unser Komitee ein Exportverbot beschlossen und kein Getreide mehr gekauft, wäre es durch ein anderes mit anderen Ideen ersetzt worden.

Prof sprach von einer langsamen Umerziehung. Inzwischen wurden die Getreidefrachter wie früher abgefertigt; die LuNoHoCo führte die Bücher, stellte Quittungen aus und beschäftigte ehemalige Beamte für diese Aufgaben. Meldungen und Berichte wurden im Namen des Gouverneurs abgeschickt, und Mike imitierte seine Stimme, wenn ein Anruf notwendig wurde. Der stellvertretende Gouverneur arbeitete bereitwillig mit

uns zusammen, nachdem wir ihm erklärt hatten, das erhöhe seine Lebenserwartung. Auch der Chefingenieur blieb auf seinem Platz – McIntyre war allerdings im Grunde genommen ein echter Loonie; er hatte nur keine Gelegenheit gehabt, es selbst zu merken. Die übrigen Abteilungen boten keine Schwierigkeiten; das Leben ging weiter wie zuvor, und wir machten uns daran, das alte System auszuschlachten und die nützlichen Teile zum Verkauf anzubieten.

Dutzende von Leuten tauchten auf und behaupteten Simon Joker zu sein; Simon schrieb einen boshaften Vierzeiler, in dem er sie lächerlich machte, und wir sorgten für die Verbreitung. Wyo verwandelte sich in eine Blondine zurück und fuhr zehn Tage lang nach Hongkong; sie brauchte Urlaub, und Prof hatte sie gebeten, dort nach dem Rechten zu sehen. Ich übernahm inzwischen ihre Stiljagis und hatte Slim und Hazel als Adjutanten. Slim konnte zunächst kaum glauben, daß ich wirklich ›Kamerad Bork‹ war und ›Adam Selene‹ jeden Tag traf; sein Parteiname begann mit G. Die beiden waren auch aus einem anderen Grund ein gutes Team: Hazel hatte sich zu einem hübschen Mädchen entwickelt, und Slim war nur allzugern bereit, ihr seinen Namen zu geben, sobald sie sich einverstanden erklärte. Bis dahin arbeitete er gern für die Partei, weil er auf diese Weise in Hazels Nähe bleiben konnte.

Leider wollten nicht alle arbeiten. Viele Kameraden erwiesen sich als Maulhelden, die keinen Finger rührten, wenn es darum ging, wirklich anzupacken und zu helfen. Andererseits waren einige der besten Freiwilligen Leute, die vor dem Putsch nicht einmal Parteimitglied gewesen waren. Im allgemeinen hatten Loonies in und außerhalb der Partei nur Interesse für ›patriotische‹ Arbeit, wenn sie gut bezahlt wurde.

Aber wir brauchten mehr. Wir brauchten keine zögernden Freiwilligen, die dann doch nicht arbeiten wollten; wir brauchten Stahl für das neue Katapult, wir brauchten viel Stahl... Prof wollte wissen, ob es wirklich nötig sei, die Felsbrocken in Stahlbehälter zu packen; ich mußte ihm erklären, daß ein Induktionsfeld blanke Felsen nicht beeinflußt. Wir mußten Mikes Radargeräte

am alten Katapult abbauen und in der Nähe des neuen aufbauen, weil mit Angriffen auf das alte zu rechnen war.

Wir verlangten Freiwillige, bekamen nur zwei – und brauchten mindestens hundert Techniker, die an schwere Arbeit in Druckanzügen gewöhnt waren. Deshalb mußten wir die Männer für teures Geld anstellen; die LuNoHoCo nahm einen Kredit bei der Bank of Hongkong auf. Mike hatte nicht genügend Zeit, um das Geld irgendwo zu stehlen, und Stu hatte den größten Teil unserer Barmittel auf Terra verbraucht.

Der Verwaltungsdollar fiel von 3:1 auf 17:1, und die ehemaligen Beamten begannen zu rebellieren, weil Mike ihr Gehalt nach wie vor in dieser Währung überwies. Wir stellten sie vor die Wahl, weiterzuarbeiten oder zu gehen; dann stellten wir unentbehrliche Leute wieder ein und bezahlten sie mit Hongkongdollars. Aber dadurch entstand eine Gruppe Unzufriedener, die von der guten alten Zeit schwärmten und bereit waren, dem neuen Regime in den Rücken zu fallen.

Auch die Weizenfarmer waren unglücklich, weil am Katapult weiterhin die gleichen Preise in Verwaltungsdollars gezahlt wurden. »Wir wollen gutes Geld für gute Ware!« riefen sie – und die Vertreter der LuNoHoCo zuckten mit den Schultern und erklärten ihnen, sie könnten nur Verwaltungsdollars bekommen, da das Getreide an die gleichen Empfänger wie früher gehe. Sie sollten also den Scheck nehmen oder ihr Getreide wieder aufladen und damit verschwinden.

Die meisten nahmen den Scheck. Aber alle murrten, und einige drohten, sie würden in Zukunft Gemüse oder etwas anderes anbauen, das Hongkongdollars einbrachte – und Prof lächelte.

Wir brauchten jeden Bergmann und Eissucher auf Luna, der einen schweren Laserbohrer bedienen konnte. Wir brauchten sie als Soldaten. Wir brauchten sie so notwendig, daß ich mir überlegte, ob ich mich nicht dazu melden sollte, obwohl man Muskeln brauchte, um einen großen Bohrer zu bewegen. Und eine Prothese ist eben kein Ersatz für Muskeln. Prof mußte mich davon abhalten, einen Narren aus mir zu machen.

Unser Plan ließ sich nur auf Luna verwirklichen, denn Laserstrahlen sind im Vakuum am wirksamsten. Die riesigen Bohrer, die bisher auf der Suche nach Eis lange Tunnels gebohrt hatten, wurden jetzt als ›Artillerie‹ eingesetzt, um Angriffe aus dem Weltraum abzuschlagen. Schiff und Raketen haben elektronische Nervensysteme, die äußerst empfindlich sind, wenn sie von einem scharfgebündelten Energiestrahle getroffen werden. Ist das Ziel ein Schiff, das unter hohem Innendruck steht, braucht man nur ein Loch in die Außenwand zu brennen. Steht das Ziel nicht unter Druck, genügt der Laserstrahl trotzdem, um die Elektronik gründlich durcheinanderzubringen.

Eine Wasserstoffbombe mit ruiniertem Zünder ist keine Bombe mehr, sondern nur noch ein Behälter mit Lithiumdeuterid, der irgendwo zerschellt. Ein Schiff mit gestörter Elektronik ist ein Wrack, kein Schlachtschiff mehr.

Das klingt einfach, ist jedoch schwierig. Die Laserbohrer waren nicht für Ziele in tausend oder auch nur hundert Kilometern Entfernung konstruiert, und es war ausgeschlossen, sie einigermaßen genau zu richten. Der Kanonier mußte die Nerven bewahren und das Ziel bis zuletzt anvisieren – obwohl es sich vielleicht mit zwei Sekundenkilometern näherte.

Aber wir mußten damit auskommen und organisierten deshalb die Ersten und Zweiten Freiwilligen Kanoniere – zwei Regimenter, damit das Erste auf das Zweite herabsehen konnte, während das Zweite auf das Erste eifersüchtig war. Im Ersten Regiment waren ältere Männer zusammengeschlossen; im Zweiten junge Leute, die noch Ehrgeiz hatten.

Nachdem wir sie als ›Freiwillige‹ angeworben hatten, besoldeten wir sie mit Hongkongdollars, während Eis zur gleichen Zeit mit Verwaltungsdollars bezahlt wurde, was durchaus kein Zufall war.

Außerdem bereiteten wir die Menschen auf die Möglichkeit eines Krieges vor. Adam Selene sprach im Fernsehen und erinnerte daran, daß die Erdbehörden natürlich versuchen würden, ihre Zwangsherrschaft zu erneuern, und uns praktisch

nur Tage blieben, um uns darauf vorzubereiten. Die Zeitungen druckten seine Ansprache nach und brachten auch einige Artikel zum gleichen Thema. Wir hatten schon frühzeitig versucht, möglichst viele Anhänger unter den Journalisten zu finden.

Natürlich wurden auch in allen Stadtbezirken Gruppen von jungen Leuten als freiwilliger Katastrophen-Hilfsdienst ausgebildet. Sie sollten im Ernstfall zur Stelle sein, um Schäden zu beseitigen, die an den Kuppeln entstehen konnten. Die Stiljagis wurden in Hunderten von Teams zusammengefaßt, die abwechselnd einsatzbereit waren und zu diesem Zweck Übungen veranstalteten.

Sie bemühten sich ehrlich und kamen gut damit zurecht. Aber manche Idioten konnten es sich nicht verkneifen, dumme Witze über diese Freiwilligen zu reißen. Eines Tages war eine Gruppe damit beschäftigt, eine provisorische Schleuse über einer bereits existierenden zu errichten, und einer dieser Trottel sparte nicht mit hämischen Bemerkungen über >Spielzeugsoldaten< und >Adams kleine Äpfel<. Die jungen Leute kümmerten sich zunächst nicht um ihren Kritiker – aber als die Schleuse fertig und getestet war, schleppten sie ihn ins Vakuum hinaus und ließen die Leiche dort liegen.

Von nun an waren die Nörgler vorsichtiger. Prof war der Auffassung, wir sollten unsere Leute davor warnen, allzu leichtfertig zu eliminieren. Ich sprach mich dagegen aus und behielt recht; wer den Mund nicht halten konnte, mußte auch die Folgen tragen.

Aber die meisten Sorgen machten uns die vielen selbsternannten Staatsmänner.

Heißt es nicht allgemein, die Loonies seien >unpolitisch< veranlagt? Das mag stimmen, wenn es darum geht, irgend etwas zu unternehmen. Aber ich glaube nicht, daß es je zwei Loonies gegeben hat, die sich beim Bier *nicht* darüber unterhielten, wie ihrer Meinung nach alles besser zu machen sei.

Diese Staatswissenschaftler aus eigener Machtvollkommenheit versuchten sich zu Adam Selene vorzudrängen. Aber Prof hatte sich etwas für sie einfallen lassen; sie wurden alle aufgefordert, an einem ›Kongreß‹ teilzunehmen, der die Einzelheiten der Befreiung Lunas diskutieren sollte. Dieser Kongreß trat erstmals in L-City zusammen und beschloß, abwechselnd dort, in Novilen und in Hongkong zu tagen. Alle Sitzungen wurden im Fernsehen übertragen. Prof leitete die erste, und Adam Selene forderte die Delegierten in einer Fernsehrede auf, gute Arbeit zu leisten – ›Die Geschichte beobachtet euch.<

Ich hörte mir einige Sitzungen an und fragte dann Prof, was der ganze Unsinn solle. »Hast du dir in letzter Zeit angehört, was deine Verrückten diskutieren?«

Er lächelte nur. »Was stört dich daran, Manuel?«

Eine ganze Menge störte mich. Während ich mich fast zu Tode schuftete, um schwere Laserbohrer und Männer, die sie zu Geschützen umbauen konnten, zu beschaffen, verbrachten diese Wahnsinnigen einen ganzen Nachmittag damit, Einwanderungsbestimmungen zu diskutieren. Ein paar wollten jeglichen Zuzug verhindern, andere wollten dafür eine Gebühr verlangen, die hoch genug war, um davon alle Verwaltungsaufgaben zu finanzieren. Wieder andere wollten sich an ›ethnischen Gesichtspunkten‹ orientieren, während andere die Zuwanderung auf Frauen beschränken wollten, bis das Verhältnis der Geschlechter ausgeglichen war. Dieser letzte Vorschlag provozierte einen Zwischenruf: »Ja, sie sollen uns Frauen schicken. Tausende von Frauen! Ich heirate sie alle!«

Und das war noch die intelligenteste Bemerkung an diesem Nachmittag.

An einem anderen Tag stritten sie sich wegen der ›Zeit‹. Es stimmt zwar, daß die Greenwich-Zeit keinen Bezug zum Mond hat, aber wen stört das, wenn wir doch unter der Mondoberfläche leben? Da niemand zwei Wochen arbeiten und dann zwei Wochen schlafen kann, wäre es sinnlos, den lunaren Tag zu übernehmen.

Jemand schlug vor, ein Komitee einzusetzen, das festlegte, welche Sprache für uns verbindlich sein sollte. Jeder, der sich nicht danach richtete, sollte mit einer Geldstrafe belegt werden.

Lieber Himmel!

Im *Lunatic* wurden Vorschläge für Steuern abgedruckt. Danach sollte es eine Raumsteuer geben, mit der jeder bestraft wurde, der einen Tunnel erweiterte. Dazu eine Kopfsteuer, die jeder bezahlen sollte, nur weil es ihn gab, und schließlich noch eine Einkommensteuer (ich möchte den sehen, der versucht, von Mum zu erfahren, was unsere Familie verdient!).

Mir war neu, daß es im ›Freien Luna‹ Steuern geben sollte. Schließlich waren wir auch vorher ohne ausgekommen. Jeder hatte für das bezahlt, was er erhielt. Warum sollte sich jetzt etwas daran ändern?

Eine Frau präsentierte eine lange Liste höchst privater Angelegenheiten, die sie gesetzlich verankern wollte. Keine Viehlen mehr. Keine Scheidungen. Keine Unzucht. Keine stärkeren Getränke als Bier. Kirchenbesuch am Sonntag. Sie wollte sogar das Wetten für illegal erklären lassen.

Was mich aber wirklich fertig machte, war nicht etwa ihre lange Liste der Dinge, die sie verbieten lassen wollte, sondern daß sie tatsächlich bei jedem Punkt jemanden fand, der den Vorschlag unterstützte. Offenbar ist es ein tiefverwurzeltes menschliches Bedürfnis, anderen vorzuschreiben, was sie dürfen und was nicht. Und zwar immer nur den *anderen*.

Nicht einer stand auf und sagte: »Ja, macht das zum Gesetz, damit ich endlich aufhöre, etwas zu tun, von dem ich weiß, daß es nicht gut für mich ist.« Nein, Freunde, es ging immer nur um Dinge, die andere machten und die man ›zu ihrem eigenen Besten‹ davon abhalten mußte.

Während dieser Sitzung tat es mir fast leid, daß wir den Gouverneur abgesetzt hatten – der hatte uns nämlich nicht in unser Privatleben hineingeredet.

»Manuel, glaubst du wirklich, daß diese Geistesgestörten Gesetze verabschieden können?«

»Du hast es ihnen vorgeschlagen. Du hast sie dazu gedrängt.«

»Mein lieber Manuel, ich habe nur alle Irren auf einem Fleck versammelt. Ich kenne diese Verrückten; ich habe ihnen jahrelang zugehört. Ich habe die Komitees sorgfältig ausgewählt, so daß sie Streit bekommen *müssen*, und der Vorsitzende, den ich ihnen aufgedrängt habe, obwohl er offiziell gewählt wurde, ist zu senil, um eine einzige Entscheidung zu treffen. Ich hätte mir diese Mühe allerdings sparen können, denn mehr als sechs Leute können sich ohnehin nie auf ein gemeinsames Vorgehen einigen; drei sind besser, und einer ist die ideale Anzahl für einen Job, der *einen* Mann verlangt. Keine Angst, dieser Kongreß verabschiedet kein Gesetz... und wenn er es doch aus reiner Übermüdung tut, enthält es so viele Widersprüche, daß es unbrauchbar ist. Aber inzwischen haben wir uns diese Leute vom Hals geschafft, und später gibt es wirklich etwas für sie zu tun.«

»Du hast doch behauptet, sie seien zu nichts zu gebrauchen«, wandte ich ein.

»Sie sollen gar nichts tun. Ein Mann schreibt es – ein Toter –, und spät abends, wenn sie schon müde sind, nehmen sie es durch Akklamation an.«

»Wer ist der Tote? Meinst du etwa Mike?«

»Nein, nein! Mike ist viel lebendiger als diese Quatschköpfe. Der Tote ist Thomas Jefferson. Ich kann seine Ausdrucksweise nicht verbessern und werde sie deshalb nur Luna und dem einundzwanzigsten Jahrhundert anpassen.«

»Schon von ihm gehört. Er hat die Sklaven befreit, nicht wahr?«

»Er hat es versucht, aber keinen Erfolg gehabt. Lassen wir das. Wie steht es mit unserer Verteidigung? Wenn das nächste Schiff landet, müssen wir die Karten auf decken.«

»Unmöglich!«

»Mike ist der gleichen Meinung.«

Wir waren nicht fertig, aber das Schiff landete auch nie. Die Wissenschaftler überlisteten mich und die Loonies, die ich zu ihrer Überwachung eingeteilt hatte. Sie brachten es fertig, heimlich einen Sender zu bauen, der so gut abgeschirmt war, daß meine Horchstationen nichts aufnahmen; damit setzten sie einen langen Funkspruch ab, in dem sie die Entwicklung auf Luna aus ihrer Sicht schilderten.

Wir erfuhren erst davon, als der Gouverneur von Terra aufgefordert wurde, diesen Unsinn zu dementieren, die Verantwortlichen zu finden und sie zu bestrafen.

Statt dessen schickten wir ihnen eine Unabhängigkeitserklärung.

»Im Kongreß versammelt, am vierten Juli zweitausendsechundsiebzig...«

15. Kapitel

Die Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung verlief genau nach Profs Plan. Er rückte mit seiner Überraschung am Ende eines langen Tages heraus, indem er eine Sondersitzung nach dem Abendessen ankündigte, bei der Adam Selene sprechen würde. Adam las die Erklärung laut vor, erläuterte jeden Satz und las sie schließlich ein zweitesmal vor, ohne längere Pausen zu machen. Die Leute weinten. Wyo neben mir gehörte auch zu denen, die ihren Tränen freien Lauf ließen, und ich spürte, daß mir das Wasser in die Augen trat, obwohl ich die Erklärung bereits kannte.

Dann fügte Adam hinzu: »Die Zukunft wartet auf eure Entscheidung; seht zu, daß ihr die richtige trefft.« Er übergab den Vorsitz Prof, weil der bisherige Vorsitzende »zufällig« an diesem Abend verhindert war.

Die große Diskussion begann um zweiundzwanzig Uhr. Selbstverständlich waren alle Anwesenden dafür; sie hatten den ganzen Tag lang in den Nachrichten gehört, wir seien Verbrecher, die ihrer gerechten Strafe nicht entgehen würden. Es hatte sich sogar als überflüssig erwiesen, Falschmeldungen zu lancieren – Mike hatte einfach nur alle gemäßigten Stimmen weggelassen. An diesem 3. Juli 2076 war die Bevölkerung von Luna sich wahrscheinlich erstmals in ihrer Geschichte einig.

Die Unabhängigkeitserklärung würde gebilligt werden; das wußte Prof, bevor er sie zur Abstimmung vorlegte. Aber zuerst waren noch unzählige Änderungsanträge zu behandeln...

Da war zum Beispiel diese Frau mit ihrer Liste. Sie las sie vor und verlangte, alle Punkte in die Unabhängigkeitserklärung aufzunehmen, »damit die Völker der Erde erkennen, daß wir zivilisiert sind und bereit, unseren Platz innerhalb der Menschheit einzunehmen.«

Prof ließ ihr das nicht nur durchgehen, er ermunterte sie sogar, einzelne Punkte genauer auszuführen – während andere schon ungeduldig darauf warteten, ebenfalls zu Wort zu kommen. Als er dann schließlich ihre Vorschläge zur Abstimmung brachte, wurden sie natürlich einstimmig abgelehnt.

Dann erhob sich jemand und meinte, diese lange Liste gehöre natürlich nicht in die Erklärung, aber sollten wir nicht einige generelle Prinzipien mit aufnehmen, etwa daß Luna allen Freiheit, Gleichheit und Sicherheit garantiert?

Das war schon richtig, aber es mußte natürlich ›Freiheit, Gleichheit, *Frieden* und Sicherheit‹ heißen, nicht wahr? Dann stritten sie, ob ›Freiheit‹ ›freie Luft‹ einschloß, oder ob dieser Punkt zur ›Sicherheit‹ gehörte. Warum nicht sichergehen und ›freie Luft‹ gesondert aufführen? Das führte zu dem Vorschlag, daraus ›freie Luft *und* Wasser‹ zu machen, denn man hat weder ›Freiheit‹ noch ›Sicherheit‹ ohne Luft und Wasser.

Luft, Wasser und *Nahrung*.

Luft, Wasser, *Nahrung* und *Raum*.

Luft, Wasser, Nahrung, Raum und *Wärme*.

Nein, statt ›Wärme‹ muß es ›Energie‹ heißen, erst dann ist alles abgedeckt.

Prof behielt trotzdem seine gute Laune.

Ich begann einzusehen, warum er den Tag im Bett verbracht hatte und jetzt keine Gewichte trug. Ich hatte zehn Stunden im Druckanzug verbracht, während ich draußen am Katapult die Radargeräte eingestellt hatte. Und alle anderen waren bereits müde; gegen Mitternacht verschwanden die ersten Zuhörer, die überzeugt waren, daß die Entscheidung nicht in den nächsten Stunden fallen würde.

Mir fiel auf, daß es trotzdem keine leeren Plätze im Saal gab. Finn Nielsen ließ sich auf einen Sitz fallen, der eben frei geworden war. Kamerad Clayton aus Hongkong tauchte auf, klopfte mir auf die Schulter, lächelte Wyo zu und suchte sich einen Platz. Ich sah Slim und Hazel in der dritten Reihe sitzen und überlegte mir bereits, daß ich Hazel wegen politischer Verpflichtungen bei Mum entschuldigen mußte, als Mum zu meiner Überraschung neben den beiden erschien. Und Sidris. Und Greg, der draußen am Katapult zu tun hatte.

Ich sah mich um und entdeckte ein weiteres Dutzend alter Bekannter – den Chefredakteur der Lunaja Prawda, den Manager der LuNoHoCo und andere Parteimitglieder. Jetzt fiel mir auf, daß Prof mit gezinkten Karten spielte. Der Kongreß hatte von Anfang an allen Interessierten offengestanden; unsere Kameraden hatten das gleiche Recht wie jeder andere, hier zu sitzen und mitzusprechen, obwohl sie nicht schon seit vier Wochen diskutierten. Jetzt saßen sie im Saal – und stimmten die Änderungsanträge nieder.

Gegen drei Uhr morgens, als ich überlegte, wie lange ich diesen Unsinn noch aushalten würde, brachte jemand Prof einen Zettel. Er las die Mitteilung, klopfte mit seinem Hammer auf den Tisch und sagte: »Adam Selene meldet sich zu Wort. Höre ich eine Gegenstimme?«

Der Bildschirm hinter dem Podium leuchtete also wieder auf, und Adam versicherte den Anwesenden, er habe die Debatte verfolgt und freue sich über die vielen Verbesserungsvorschläge. Aber warum einigte die Versammlung sich nicht einfach darauf, daß jedes Schriftstück unvollkommen sei? Warum billigte sie die Unabhängigkeitserklärung nicht in der gegenwärtigen Form, wenn sie *im allgemeinen* ausdrückte, was der Kongreß wünschte?

Die Erklärung wurde ohne Gegenstimmen angenommen.

Dann stellten wir uns an, um unsere Unterschrift auf die große Pergamentrolle zu setzen, die ›aus Adams Büro‹ herübergeschickt worden war. Ich sah, daß Adam als erster unterzeichnet hatte, ich unterschrieb nach Kamerad Clayton, der mit seinem Parteinamen und seinem echten Namen in japanischen Schriftzeichen unterschrieb. Nach mir waren Slim und Hazel an der Reihe. Zwei Kameraden unterschrieben mit drei Kreuzen und ließen sie bestätigen. Alle führenden Parteimitglieder waren anwesend und unterzeichneten die Unabhängigkeitserklärung, die Geschichte machen sollte.

Während die Schlange sich langsam vorwärtsbewegte, schlug Prof mit dem Hammer auf den Tisch und verlangte Ruhe. »Ich suche Freiwillige für einen gefährlichen Auftrag. Die Unabhängigkeitserklärung wird über Funk nach Terra übermittelt – aber sie muß den Vereinten Nationen auf Terra durch einen Botschafter überbracht werden.«

Dann herrschte plötzlich Schweigen. Prof sah zu mir hinüber. Ich schluckte trocken und sagte: »Ich melde mich freiwillig.« Wyo rief sofort: »Ich auch!« Und sogar Hazel wiederholte: »Ich melde mich freiwillig.«

Innerhalb weniger Minuten hatten sich zwanzig oder dreißig Freiwillige gemeldet – unter ihnen auch Finn Nielsen und Kamerad Clayton aus Hongkong. Prof notierte sich ihre Namen und erklärte ihnen, er werde sich mit ihnen in Verbindung setzen, sobald sich eine Transportmöglichkeit biete.

Ich nahm Prof beiseite. »Hör zu, Prof, bist du zu müde, um klar zu denken? Du weißt doch, daß die für den siebenten Juli geplante Landung auf unbestimmte Zeit verschoben wurde; auf Terra wird bereits ein Embargo gegen uns erwogen. Das nächste Schiff, das in Richtung Luna startet, ist ein Kriegsschiff. Wie sollen wir da als Passagiere mitfliegen? Vielleicht hinter Gittern in einer Zelle?«

»Oh, wir sind nicht auf ihre Schiffe angewiesen.«

»So? Willst du eines bauen? Weißt du überhaupt, wie lange das dauert? Ich bezweifle übrigens, daß wir dazu imstande wären.«

»Manuel, Mike besteht darauf – und er hat schon alles berechnet.«

Ich wußte, daß Mike diese Maßnahme für notwendig hielt; er hatte alles nochmals durchgerechnet, als wir erfuhren, daß die Wissenschaftler uns überlistet und einen Funkspruch abgesetzt hatten. Seiner Meinung nach standen unsere Chancen jetzt eins zu dreiundfünfzig... und Prof mußte unbedingt als unser Botschafter nach Terra. Aber ich machte mir deswegen keine Sorgen; ich hatte den ganzen Tag über schwer gearbeitet, um diese eine Chance von dreiundfünfzig zu verwirklichen.

»Mike liefert uns das Schiff«, erklärte Prof mir. »Die Konstruktionspläne liegen vor, und das Schiff wird bereits gebaut.«

»Tatsächlich? Seit wann ist Mike ein Ingenieur?«

»Ist er keiner?« fragte Prof.

Ich wollte antworten, hielt aber doch lieber den Mund. Mike hatte keine Prüfungen abgelegt und durfte keinen hochtrabenden akademischen Titel führen. Trotzdem war er der beste Ingenieur, den es je gegeben hatte. Ich nickte Prof zu. »Weiter«, forderte ich ihn auf.

»Manuel, wir erreichen Terra als Getreideladung.«

»Was? Wer ist ›wir‹?«

»Du und ich. Die übrigen Freiwilligen dienen nur zu Dekorationszwecken.«

»Hör zu, Prof, niemand kann mir mangelnden Einsatz vorwerfen. Ich habe schwer gearbeitet, als die ganze Sache noch reichlich ungewiß war. Ich habe Gewichte getragen – ich trage sie sogar in diesem Augenblick –, um mich auf diesen Flug vorzubereiten. Aber ich war von Anfang an nur bereit, mit einem *Schiff zu fliegen* – und jetzt soll ich Terra als *Meteorit* erreichen?«

»Wie du willst, Manuel«, antwortete er gelassen. »Das mußst du natürlich selbst entscheiden. In diesem Fall fliegt deine Stellvertreterin.«

»Meine... Wer?«

»Kameradin Wyo. Sie ist als einzige außer uns beiden und den Wissenschaftlern dazu imstande, weil sie dafür trainiert hat.«

Ich widersprach nicht mehr. Aber ich unterhielt mich mit Mike darüber. Er erklärte mir geduldig: »Mannie, mein erster Freund, du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen. Du landest heil und sicher in Bombay. Um ganz sicherzugehen – um *dich* zu beruhigen –, ich habe einen Frachter ausgewählt, der aus der Kreisbahn abgerufen wird, wenn Indien von hier aus zu sehen ist... und ich habe eine zusätzliche Steuerung vorgesehen, damit ich das Schiff selbst kontrollieren kann, falls die Bodenstation zu versagen scheint. Du kannst mir vertrauen, Mannie; ich habe an alles gedacht. Selbst die Entscheidung, die Getreidelieferungen in nächster Zeit wie bisher fortzusetzen, war ein Teil dieses Plans.«

»Das hättet ihr mir ruhig erzählen können.«

»Ich wollte vermeiden, daß du dir überflüssige Sorgen machst. Prof mußte alles wissen, und ich habe ihn laufend informiert. Aber du sollst dich nur um ihn kümmern und ihn unterstützen – und seine Aufgabe übernehmen, falls er stirbt, was durchaus möglich ist.«

Ich seufzte. »Okay. Aber du glaubst doch nicht etwa, daß du den Frachter aus dieser Entfernung bei der Landung kontrollieren kannst? Allein die Lichtgeschwindigkeit wäre schon ein unüberwindbares Hindernis.«

»Glaubst du, daß ich nichts von Ballistik verstehe, Mannie? Sobald der Frachter die Kreisbahn erreicht hat, dauern Rückmeldung und Befehlerteilung weniger als vier Sekunden... und du kannst dich darauf verlassen, daß ich keine Mikrosekunde vergeude. In diesen vier Sekunden legt der Frachter höchstens zweiunddreißig Kilometer zurück; bis zur Landung wird dieser Wert stetig geringer. Meine Reaktionszeit ist erheblich kürzer als die eines menschlichen Piloten, weil ich keine Zeit verliere, während ich die richtige Entscheidung zu treffen versuche. Maximal können vier Sekunden verstreichen, aber in Wirklichkeit reagiere ich wesentlich schneller, weil ich kommende Ereignisse vorausberechne und entsprechende Vorkehrungen treffe. Tatsächlich mache ich dadurch die vier Sekunden Verzögerung wett und reagiere augenblicklich.«

»Aber die Blechbüchse hat keinen Höhenmesser!«

»Doch, sie hat jetzt einen. Mannie, du kannst dich darauf verlassen: Ich habe an *alles* gedacht. Diese Instrumente sind nur eingebaut worden, um dich zu beruhigen. Poona Control hat die letzten fünftausend Frachter tadellos gelandet; dort arbeitet ein ziemlich intelligenter Computer.«

»Okay, meinetwegen. Äh, Mike, was müssen die Frachter eigentlich bei der Landung aushalten?«

»Nicht viel, Mannie. Zehn g beim Start, dann harmlose vier g... und schließlich wieder fünf bis sechs g unmittelbar vor dem Eintauchen. Das Eintauchen selbst ist nicht weiter schlimm – es entspricht einem freien Fall aus fünfzig Meter Höhe –, und ihr müßt dabei nicht mehr als drei g aushalten. Dann kommt ihr wieder an die Oberfläche, klatscht nochmals leicht ins Wasser und schwimmt bei einem g weiter. Mannie, du weißt selbst, daß die Frachter aus Gründen der Wirtschaftlichkeit so leicht wie

möglich gebaut werden. Wir dürfen nicht unvorsichtig mit ihnen umgehen, sonst platzen ihre Nähte.«

»Wie nett! Mike, was würden ›fünf bis sechs g‹ in deinem Fall bewirken? Würden deine Nähte davon platzen?«

»Ich habe berechnet, daß ich beim Transport hierher etwa dieser Belastung ausgesetzt worden bin. In meinem gegenwärtigen Zustand würden sechs g viele meiner Verbindungen durchtrennen. Ich interessiere mich jedoch mehr für die extrem hohen Belastungen durch Schockwellen, die unweigerlich auftreten werden, wenn Terra uns bombardiert. Meine Informationen lassen keine zuverlässigen Voraussagen zu... aber ich verliere vielleicht die Kontrolle über einige Funktionen. Das könnte unsere taktische Situation entscheidend beeinflussen.«

»Glaubst du wirklich, daß sie uns bombardieren werden, Mike?«

»Du kannst dich darauf verlassen, Mannie. Deshalb ist eure Reise so wichtig.«

Ich ließ es dabei und machte mich auf den Weg, um mir diesen Sarg anzusehen. Ich hätte lieber zu Hause bleiben sollen.

Schon mal einen dieser dämlichen Frachter gesehen? Ein einfacher Stahlzylinder mit Brems- und Steuerraketen und einem Radargerät. Das ganze Ding ist einem Raumschiff so ähnlich, wie eine Kneifzange mit meinem Arm Nummer drei vergleichbar. Dieser Zylinder war teilweise aufgeschnitten und wurde nun für Prof und mich umgebaut.

Keine Kombüse. Kein WC. Nichts. Warum auch? Wir sollten schließlich nur fünfzig Stunden in diesem fliegenden Sarg zubringen. Kleine Annehmlichkeiten wie Aufenthaltsraum und Bar waren überflüssig; die Passagiere würden in ihren Druckanzügen bleiben, vor dem Start ein halbes Dutzend Spritzen bekommen und gar nicht wissen, wo sie sich befanden.

Zumindest Prof würde erst nach der Landung aufwachen; ich mußte bei Bewußtsein bleiben, um uns aus dieser Mausefalle

befreien zu können, wenn etwas schiefgeht, ohne daß jemand mit einem Büchsenöffner auftauchte. Im Innern des Frachters wurden zwei Konturliegen installiert, die unsere Druckanzüge aufnehmen sollten; wir würden dort angeschnallt werden und bis zur Landung am gleichen Platz bleiben. Die Ingenieure schienen sich weniger Sorgen um unsere Bequemlichkeit als um die richtige Verteilung aller Massen zu machen; der Chefindingenieur erzählte mir, sogar die zusätzliche Polsterung unserer Druckanzüge sei in die Berechnung einbezogen worden.

Ich freute mich, daß diese Polsterung vorgesehen war; die Konturliegen sahen nicht sehr weich aus.

Ich kehrte nachdenklich nach Hause zurück.

Wyo nahm nicht am Abendessen teil, was ungewöhnlich war. Greg nahm daran teil, was noch ungewöhnlicher war. Niemand sagte etwas darüber, daß ich am nächsten Tag Meteorit spielen würde, obwohl alle es wußten. Doch daß etwas Außergewöhnliches geplant war, merkte ich erst, als der Nachwuchs sich verzog, ohne dazu aufgefordert zu werden. Jetzt wurde mir auch klar, weshalb Greg nicht wieder zu seiner Arbeit am Katapult zurückgekehrt war. Jemand hatte eine Familienversammlung verlangt.

Ich wußte nicht, ob ich darüber nun glücklich sein sollte oder nicht. Als einziger Grund für eine Familienversammlung fiel mir der Umstand ein, daß ich als Getreide deklariert zur Erde fliegen sollte. War es denkbar, daß Mum einen Familienbeschluß gegen diese Reise bewirken wollte? Niemand *mußte* sich solchen Beschlüssen unterwerfen. Doch jeder tat es. Das war die Stärke unserer Ehe – wenn eine Entscheidung gefällt war, standen alle dazu.

»Hat jemand ein Anliegen, das besprochen werden muß?« erkundigte sich Mum.

»Ja, ich«, sagte Greg.

»Dann sprich.«

Greg ist normalerweise ein ausgezeichnete Redner, doch an diesem Abend schien er sich seiner Sache nicht sehr sicher zu sein. Er stotterte: »Ich schlage vor, Wyoming Knott in unsere Ehe aufzunehmen.«

Der Vorschlag kam überraschend für mich, aber nur, weil ich mehr von Maschinen als von Menschen verstehe. Es hätte mir auffallen müssen, daß Wyo sich Gregs Kirche angeschlossen hatte, daß sie ihn für die Bewegung rekrutiert hatte und daß sie sehr oft die Fortschritte am Katapult überprüft hatte, dem Ort also, wo Greg arbeitete. Hätte ich dieser Entwicklung mehr Aufmerksamkeit geschenkt, wäre ich jetzt nicht so überrascht gewesen.

»Greg, hast du Grund zu der Annahme, daß Wyoming unseren Vorschlag annehmen würde?« fragte Mum.

»Ja.«

»Sehr gut. Wir alle kennen Wyoming, und ich glaube, wir haben uns auch alle eine Meinung über sie gebildet. Ich sehe daher keinen Grund, darüber zu diskutieren... es sei denn, jemand hat etwas zu sagen?«

Für Mum war der Vorschlag offenbar keine Überraschung. Und für die anderen auch nicht, denn Mum ruft nie eine Versammlung ein, ohne sich des Ausgangs sicher zu sein. Offenbar war sie sich über meine Ansicht so klar, daß sie gar nicht erst mit mir gesprochen hatte. Und ich saß da und wußte, daß ich eigentlich etwas sagen mußte, etwas erklären, das für mich keine Rolle spielte, wohl aber für Mum und alle anderen Frauen in unserer Familie. Doch ich sagte nichts.

»Dann kommen wir zur Abstimmung«, meinte Mum.
»Ludmilla?«

»Natürlich. Ich mag Wyo. Ich bin dafür.«

»Lenore?«

»Vielleicht sollte ich ihr vorschlagen, sich die Haare wieder dunkel zu färben. Sie ist blonder als ich, aber das ist auch ihr einziger Fehler. Ich bin einverstanden.«

»Sidris?«

»Dafür. Sie ist von unserem Schlag.«

»Anna?«

»Ich möchte vorher noch etwas sagen.«

»Ich glaube nicht, daß das nötig ist, Liebes.«

»Trotzdem möchte ich es offen sagen, wie das bei uns Tradition ist. In dieser Familie leistet jede Frau ihren Beitrag, indem sie Kinder bekommt. Wyo kann jetzt ebenfalls eigene Kinder bekommen, denn die Operation, die ihre Fruchtbarkeit wieder herstellen sollte, ist erfolgreich verlaufen. Trotzdem hat sie Angst, wieder ein mißgebildetes Kind zu bekommen, obwohl der Chefarzt der Klinik in Hongkong das für unwahrscheinlich hält. Wir werden ihr also besonders viel Liebe entgegenbringen müssen, damit sie ihre Befürchtungen vergißt.«

»Das werden wir«, sagte Mum ernst. »Anna, bist du jetzt bereit, deine Zustimmung zu geben?«

»Das ist kaum noch nötig, nachdem ich sie in die Klinik begleitet und ihre Hand gehalten habe, als man ihre Eileiter wieder öffnete. Natürlich bin ich dafür.«

»In unserer Familie haben wir es immer so gehalten, daß wir unseren Ehemännern ein Veto-Recht einräumen«, fuhr Mum fort. »Vielen mag das ungewöhnlich erscheinen, doch wir haben damit immer gute Erfahrungen gemacht. Also, Grandpaw?«

»Äh, wie? Worum geht's?«

»Wir stimmen über Wyoming ab, Genosse Grandpaw. Bist du dafür?«

»Wie? Äh, natürlich, natürlich. Nettes kleines Mädchen. Was ist eigentlich aus dieser hübschen Dunkelhaarigen geworden, die genauso hieß?«

»Greg?«

»Ich habe es doch vorgeschlagen.«

»Manuel? Bist du dagegen?«

»Ich? Wieso? Du kennst mich doch, Mum.«

»Ja, ich schon, manchmal frage ich mich nur, ob *du* dich kennst. Hans?«

»Was passiert, wenn ich Nein sage?«

»Du verlierst ein paar Zähne«, sagte Lenore prompt. »Hans stimmt mit Ja.«

»Hör damit auf«, sagte Mum mit sanftem Tadel. »Die Abstimmung ist eine ernste Angelegenheit. Hans, sprich selbst.«

»Ja. Wird auch höchste Zeit, daß wir eine hübsche Blondine... *Autsch!*«

»Laß das sein, Lenore. Frank?«

»Ja. Mum.«

»Mannie?«

Ich wurde rot und nickte heftig.

Mum schickte Ludmilla und Anna los, um Wyo zu holen. Und anstatt ein Datum festzusetzen, an dem die Hochzeit stattfinden sollte, rief sie die Kinder herein, Greg nahm seine Bibel, und zwanzig Minuten später gehörte Wyo schon zur Familie. Schließlich begriff ich, daß sie dieses halsbrecherische Tempo vorlegte, weil ich im Begriff war, mir am nächsten Tag selbst den Hals zu brechen.

Mehr als ein symbolischer Liebesbeweis war das allerdings nicht, denn die Braut verbrachte die erste Nacht immer mit dem ältesten Ehemann, und in den folgenden Nächten wäre ich schon unterwegs.

Nachdem Wyo an Großvaters Arm verschwunden war, ging ich zu Bett. Die letzten beiden Tage waren mehr als anstrengend gewesen.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als mir plötzlich bewußt wurde, daß sich noch jemand im Zimmer befand. »Manuel?« flüsterte es sanft aus der Dunkelheit.

»Was? Wyo, du solltest nicht hier sein.«

»Doch, ich sollte hier sein. Mum weiß, daß ich hier bin, und Greg auch. Grandpaw ist eben schlafen gegangen.«

»Oh. Wie spät ist es?«

»Gegen vier. Darf ich in dein Bett kommen?«

»Ja, natürlich.« Mir fiel etwas ein. »Mike!«

»Ja, Mannie?«

»Schalte ab. Hör nicht zu. Wenn es etwas Dringendes gibt, ruf mich über das Familientelefon.«

»Das hat Wyo mir schon gesagt. Meinen Glückwunsch.«

Dann lag ihr Kopf auf meiner Schulter, und ich legte meinen Arm um sie. »Weshalb weinst du, Wyo?«

»Ich weine nicht. Ich habe nur schreckliche Angst, daß du nicht zurückkommst.«

16. Kapitel

Als ich aufwachte, war es um mich herum stockfinster. Ich hatte Angst. »Manuel!« drängte eine Stimme. »*Wach auf!*«

Das gab mir einen Ruck; ich war auf dieses Signal trainiert. Nun erinnerte ich mich an die letzten Sekunden auf dem Operationstisch: eine grelle Lampe über mir, weißgekleidetes Krankenhauspersonal, eine monotone Stimme in meinen Ohren, während eine Droge in meine Adern sickerte. Aber das war vor

einem Jahrhundert gewesen, vor hundert Jahren, in denen ich nur Alpträume und Schmerzen erlebt hatte.

Jetzt wußte ich auch, weshalb ich zu schweben glaubte; ich kannte diesen Zustand von früher her. Freier Fall im Weltraum.

Was war schiefgegangen? Hatte Mike sich um eine Dezimalstelle verrechnet? Oder hatte er uns einen Streich gespielt, ohne die Konsequenzen zu bedenken? Warum lebte ich noch, nachdem ich jahrelang unvorstellbare Schmerzen ertragen hatte? Oder lebte ich gar nicht?

»Wach auf, Manuel! Wach auf, Manuel!«

»Halt's Maul!« knurrte ich wütend. Die Tonbandstimme sprach weiter; ich achtete nicht darauf. Wo war der verdammte Lichtschalter? Nein, die Beschleunigung auf Lunas Fluchtgeschwindigkeit dauert kein Jahrhundert lang; das war ein subjektiver Eindruck. Aber auch zweiundachtzig Sekunden sind lang genug, wenn der menschliche Organismus jede Mikrosekunde schmerzlich empfindet. Bei drei g hatte unser gewohntes lunares Körpergewicht sich immerhin verachtzehnfacht.

Dann stellte ich fest, daß diese Hohlköpfe mir den Arm nicht wieder angelegt hatten. Aus irgendeinem unsinnigen Grund hatten sie ihn abgenommen, als ich in den Druckanzug gesteckt wurde, und ich war zu betäubt gewesen, um zu protestieren. Aber der dämliche Schalter lag links von mir – und dieser Ärmel war leer.

Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich mich in der Dunkelheit losgeschnallt, den Schalter gefunden und Licht gemacht hatte. (Ich weiß noch heute nicht, weshalb die Beleuchtung nicht von Anfang an brannte; aber ich beschwere mich nicht – wir mußten schon dankbar sein, daß wir überhaupt Licht hatten.)

Jetzt sah ich endlich auch Prof. Er schien tot zu sein. Nun, das war nur verständlich. Ich beneidete ihn, sollte jedoch seinen Puls und seine Atemzüge kontrollieren, falls es noch etwas zu kontrollieren gab.

Unmöglich. Ich brauchte meinen Helm nicht zu öffnen, um zu erkennen, daß unsere behelfsmäßige Druckkabine nicht standgehalten hatte. Ich konnte Prof die Spritzen durch den Anzug hindurch geben – aber wie sollte ich Herztätigkeit und Atmung kontrollieren? Sein Anzug war das billige Modell für Loonies, die selten an die Oberfläche mußten; es war nicht mit außen ablesbaren Anzeigengeräten ausgerüstet.

Prof's Unterkiefer hing schlaff herab, und seine Augen starrten blicklos geradeaus. Offenbar war er hinüber, soviel ich beurteilen konnte. Ich versuchte den Puls an seiner Halsschlagader zu erkennen, aber der Helm war im Weg.

Vor mir hing eine Uhr, die sie uns freundlicherweise mitgegeben hatten. Ich stellte fest, daß wir etwas über vierundvierzig Stunden unterwegs waren und in drei Stunden in die Kreisbahn einschwenken würden. Drei Umkreisungen und etwa drei Stunden später würde die Landung eingeleitet werden – wenn Poona Control sich die Sache nicht anders überlegte und uns weiter hier oben ließ. Aber das war unwahrscheinlich, denn die kostbare Getreidefracht verdarb rasch, wenn sie länger im Vakuum blieb. In diesem Fall würde der Kanister wie eine überreife Melone platzen. Herrlich! Warum hatten die Idioten darauf bestanden, den leeren Raum mit Getreide zu füllen? Warum nicht mit Felsbrocken, denen das Vakuum nichts ausmacht?

Die Zeit verging, und ich überlegte mir, daß es nicht schaden konnte, Prof die Spritze zu geben, die ihm helfen sollte, die Beschleunigung zu überstehen. Nachdem wir in die Kreisbahn eingeschwenkt waren, würde ich ihm eine Spritze zur Herzstärkung geben – sie konnte ihm nicht mehr schaden, soviel ich wußte.

Als ich ihm die Spritze gegeben hatte, begann wieder der einhändige Kampf mit dem Gurtzeug. Ich bedauerte nur, daß ich den Namen meines hilfreichen Freundes nicht kannte; sonst hätte ich ihn besser verfluchen können.

Bei zehn g dauert der Eintritt in die Kreisbahn um Terra nur $3,26 \cdot 10^7$ Mikrosekunden; das scheint trotzdem eine Ewigkeit zu sein, weil die Belastung sechzigmal höher als auf Luna ist. Endlich waren auch diese dreiunddreißig Sekunden vorüber. Ich gab Prof eine herzstärkende Injektion und überlegte in den folgenden drei Stunden, ob ich vor der Landung ebenfalls ein Betäubungsmittel nehmen sollte. Ich tat es schließlich doch nicht, denn wenn diese Minuten meine letzten waren, wollte ich sie wenigstens bei vollem Bewußtsein erleben.

Die Landung war so schlimm, wie ich sie mir vorgestellt hatte; vielleicht sogar noch etwas schlimmer. Sechs g, dann vier g, dann einige Sekunden lang freier Fall und schließlich das keineswegs sanfte Eintauchen. Wir fingen den Stoß mit den Gurten ab, weil wir mit dem Heck voraus eintauchten. Und Mike schien nicht berücksichtigt zu haben, daß wir wie ein Korken aus dem Wasser schießen und nochmals aufprallen würden, bevor unser Frachter endlich auf der Oberfläche trieb.

Dann dauerte es noch endlos lange, bis uns ein Schlepper in den nächsten Hafen brachte, wo unser Frachter endlich in einer Art Trockendock liegenblieb. Unglücklicherweise waren an seiner Außenseite Markierungspfeile angebracht, so daß ich schließlich mit dem Kopf nach unten in den Gurten hing. Das war im günstigsten Fall unbequem; ich sollte jedoch folgende Aufgaben erfüllen: a) mich losschnallen, b) aus der Konturliege befreien, c) einen Vorschlaghammer von der Wand nehmen, wo er mit Flügelmuttern befestigt war, d) damit den Notausstieg zertrümmern, e) einen Weg ins Freie bahnen und f) einen alten Mann im Druckanzug hinterherzerren.

Ich konnte nicht einmal Aufgabe a) erfüllen; ich wurde vorher ohnmächtig.

Zum Glück war für derartige Fälle vorgesorgt worden. Stu Lajoie war vor dem Start benachrichtigt worden; die Presseagenturen hatten die Nachricht kurz vor der Landung erhalten. Ich wachte auf, sah Leute über mich gebeugt und verlor wieder das Bewußtsein; als ich zum zweitenmal erwachte,

lag ich in einem Krankenhausbett und fühlte mich wie erschlagen, aber wenigstens nicht krank.

Links neben mir stand eine zierliche indische Krankenschwester mit riesigen Augen; rechts neben dem Bett sah ich Stu Lajoie. Er grinste begeistert: »Hallo, Mannie, wie geht's?«

»Äh... schon besser. *Aua!* Das war ein verdammt ungemütlicher Flug!«

»Prof war ganz begeistert davon. Der alte Knabe ist wirklich zäh.«

»Augenblick! Prof ist tot.«

»Keineswegs. Er ist nicht gerade in Bestform, aber wir kurieren ihn wieder, damit er seinen Auftrag durchführen kann. Angeblich hat er überhaupt nichts gespürt; er ist in einem Krankenhaus eingeschlafen und in einem anderen aufgewacht. Ich dachte, er habe unrecht, als er sich weigerte, mir den Auftrag zu geben, ein Schiff für euch zu beschaffen, aber er hat doch recht behalten – ihr seid *berühmt!*«

»Prof hat dir verboten, ein Schiff zu schicken und uns abholen zu lassen?« fragte ich verblüfft.

Stu nickte mir zu und wandte sich an die Schwester.

»Lassen Sie mich einen Augenblick mit ihm allein?« bat er. »Ich verspreche Ihnen, daß er noch lebt, wenn ich gehe.« Er begleitete sie zur Tür und kam zu mir zurück. »Die ganze Idee stammt eigentlich von Adam Selene; diese Methode war nicht nur werbewirksamer, sondern auch sicherer.«

»Ich gebe zu, daß sie werbewirksam gewesen sein mag, Stu. Aber sicherer? Das glaubst du doch selbst nicht!«

»Sicherer, mein Lieber, denn ihr seid nicht beschossen worden, obwohl ihr zwei Stunden lang ein prächtiges Ziel abgegeben habt. Aber die Leute hier unten konnten sich zu keinem Entschluß durchringen; sie sind sich noch nicht einig. Sie konnten es nicht einmal wagen, die Landung zu verzögern oder

euch verhaften zu lassen, weil die Öffentlichkeit von den beiden Helden begeistert ist.

Hätte ich statt dessen ein Schiff gechartert, um euch abholen zu lassen... nun, ich weiß nicht recht. Wahrscheinlich hätte das Schiff in der Kreisbahn warten müssen, und ein Krisenkommando wäre an Bord gekommen, um euch beide und mich festzunehmen. Kein Kapitän hätte unter diesen Umständen eine Landung versucht, selbst wenn wir ihm ein Vermögen geboten hätten. Bist du jetzt überzeugt?

Ich habe inzwischen alle notwendigen Vorbereitungen getroffen. Ihr seid beide Bürger der Volksdiktatur Chad – mehr war in dieser kurzen Zeit nicht zu erreichen. Chad hat Luna als unabhängigen Staat anerkannt, was eine hübsche Summe gekostet hat, aber noch immer billig war. Bisher ist es mir noch nicht gelungen, euch Diplomatenpässe zu verschaffen, aber ich hoffe, daß ich sie euch geben kann, bevor ihr entlassen werdet.

Vorläufig weiß niemand, was ihr eigentlich verbrochen habt. Vor der Tür stehen Posten – aber nur zu eurem Schutz, denn sonst stünden hier dreißig Reporter an deinem Bett.«

»Was haben wir verbrochen – *ihrer* Meinung nach? Illegale Einwanderung?«

»Nicht einmal das, Mannie. Du bist nicht als Sträfling deportiert worden und besitzt die panafrikanische Staatsbürgerschaft, weil einer deiner Großväter von dort stammt. In Profs Fall haben wir einen Beweis dafür ausgegraben, daß er vor vierzig Jahren in Chad eingebürgert worden ist; wir haben die Tinte trocknen lassen und die Urkunde vorgelegt. Ihr seid nicht einmal illegal nach Indien eingereist. Man hat euch heruntergeholt, und ein Beamter der Einwanderungsbehörde hat sogar eure Pässe abgestempelt; dieser Stempel hat uns einen Haufen Geld gekostet, aber er war es durchaus wert...«

Die Krankenschwester kam zurück. »Lord Stuart, ich *muß* darauf bestehen, daß der Patient jetzt nicht mehr gestört wird!«

»Sofort, ma chère.«

»Bist du wirklich ›Lord Stuart‹?«

»Eigentlich eher ›Comte‹, aber ich habe als MacGregor Anspruch auf diesen Titel. Das hilft immer bei diesen Leuten, die unglücklich sind, seitdem es bei ihnen keine Könige mehr gibt.«
Stu nickte mir lächelnd zu und verabschiedete sich.

Im Gehen tätschelte er die Krankenschwester. Statt zu schreien, kicherte sie, und als sie zu mir kam, hatte sie ein Lächeln im Gesicht. Stu würde sich umstellen müssen, wenn er zu uns zurückkam. Falls er zurückkam.

Die Schwester erkundigte sich, wie es mir ging.

Alles in Ordnung, erklärte ich, nur hungrig. »Haben Sie eine Armprothese in unserem Gepäck gesehen?«

Sie hatte, und ich fühlte mich gleich viel wohler, als Nummer sechs an seinem Platz war. Ich hatte ihn und Nummer zwei für diese Reise ausgewählt, aber letzterer befand sich wohl noch auf dem Mond. Hoffentlich kümmerte sich jemand darum. Aber Nummer sechs ist praktisch universell einsetzbar. Mit ihm und meinem richtigen Arm geht es mir gut.

Zwei Tage später fahren wir nach Agra weiter, um dort den Vereinten Nationen unsere Beglaubigungsschreiben vorzulegen. Ich war in schlechter Verfassung, obwohl ich ohne Rollstuhl hätte auskommen können; aber ich war erkältet, hatte am ganzen Körper einen roten Ausschlag und fühlte mich deshalb miserabel. Die meisten Loonies wissen gar nicht, wie glücklich sie darüber sein müßten, daß sie in einer fast sterilen Umgebung leben, in der Krankheiten buchstäblich unbekannt sind. Prof und ich wurden mit Medikamenten vollgestopft, damit wir nicht gleich ein Dutzend Krankheiten ausbrüteten.

Und ich war aus einem anderen Grund nicht in bester Stimmung. Stu hatte uns eine Mitteilung von Adam Selene übermittelt; seitdem wußten wir, was er dem Text nicht hatte entnehmen können: Unsere Chancen standen schlechter als eins

zu hundert. Ich fragte mich nur, weshalb wir diesen verrückten Ausflug unternommen hatten, wenn die Chancen dadurch schlechter wurden. Und woher wollte Mike überhaupt wissen, wie unsere Chancen standen?

Aber Prof schien sich deswegen keine Sorgen zu machen. Er beantwortete alle Fragen der Reporter, lächelte bereitwillig, wenn er fotografiert werden sollte, und betonte immer wieder sein Vertrauen zu den Vereinten Nationen. Ich ließ mich ebenfalls fotografieren, hielt jedoch den Mund und krächzte nur eine Entschuldigung, wenn jemand mir eine Frage stellte.

In Agra wurden wir in einem palastartigen Hotel untergebracht, wo uns bereits neue Reporterscharen erwarteten. Die Interviews gingen weiter, bis ich nicht einmal wagte, meinen Rollstuhl zu verlassen, um aufs WC zu gehen. Prof hatte mir außerdem streng verboten, mich jemals außerhalb des Rollstuhls sehen zu lassen. Er selbst blieb im Bett oder auf einer Tragbahre, was sicherer und auf Pressefotos wirksamer war.

Aber auch das half uns nicht weiter. Prof und ich begaben uns ins Büro des Präsidenten der Vollversammlung und versuchten dort unsere Beglaubigungsschreiben zu überreichen. Wir wurden jedoch an den Generalsekretär verwiesen und schließlich von einem Stellvertreter empfangen, der die Schriftstücke >unverbindlich< entgegennahm. Er leitete sie an das zuständige Komitee weiter.

Ich wurde allmählich nervös. Prof las Keats. In Bombay kamen täglich weitere Getreidefrachter an.

In gewisser Hinsicht war ich ganz froh über diese Lieferungen. Als wir von Bombay nach Agra flogen, standen wir schon vor dem Morgengrauen auf und wurden zum Flugplatz gebracht, als die Stadt gerade erwachte. Jeder Loonie hat seine eigene Höhle, ob nun luxuriös wie bei alteingesessenen Familien oder gerade erst aus dem Felsen herausgeschlagen. Platz ist dort kein Problem, und daran wird sich in den nächsten Jahrhunderten auch nichts ändern.

Bombay dagegen wimmelte von Menschen. Mehr als eine Million, erzählte man uns, besaßen kein eigenes Heim, sondern nur einen Platz auf dem Pflaster. Ganze Familien übernachteten dort auf einem zwei Meter langen und einem Meter breiten Stück Bürgersteig, das sie vielleicht schon seit Jahren für sich beanspruchen. Wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, würde ich es nicht glauben. Nachts sind die Straßen, die Bürgersteige und selbst die Brücken in Bombay von einem Teppich aus Menschen bedeckt. Was machen sie? Wo arbeiten sie? Wo essen sie? (So wie sie aussahen, aßen sie vermutlich überhaupt nicht.)

Wenn ich nicht genau gewußt hätte, daß wir nicht unbegrenzt Getreide schicken konnten, wenn die Verluste nicht ausgeglichen wurden, hätte ich dafür gestimmt, die Lieferungen weiterzuführen.

Schließlich wurden wir aufgefordert, vor einem Untersuchungsausschuß zu erscheinen. Das entsprach nicht ganz unseren Wünschen. Prof hatte ein Senatshearing verlangt, das Millionen von Zuschauern an den Fernsehschirmen verfolgen würden. Aber die Sitzung war geschlossen – allerdings nicht zu geschlossen, denn ich hatte einen Taschenrecorder bei mir. Und Prof brauchte zwei Minuten, um zu erkennen, daß wir Bonzen der auf Terra bestehenden Verwaltungsbehörde für Luna vor uns hatten.

Trotzdem waren wir froh, daß wir endlich reden konnten, und Prof behandelte sie, als seien sie in der Lage, unsere Unabhängigkeit anzuerkennen. Dafür behandelten sie uns abwechselnd wie unartige Kinder und rückfällige Verbrecher.

Prof durfte unseren Standpunkt vortragen. Sah man von den Ausschmückungen ab, behauptete er praktisch, Luna sei ein souveräner Staat mit einer Regierung, einem vorläufigen Präsidenten und einer Abgeordnetenversammlung, die damit beschäftigt war, eine Verfassung zu entwerfen. Seinen Ausführungen nach waren wir nur hier, um diese Tatsache bekanntzugeben und die Aufnahme Lunas in die Vereinten Nationen zu beantragen.

Prof verdrehte die Wahrheit mit jedem Wort, aber die Ausschußmitglieder konnten ihm keine bewußte Fälschung nachweisen. Unser ›vorläufiger Präsident‹ war ein Computer, und die ›Regierung‹ bestand aus Wyo, Finn, Kamerad Clayton, Terence Sheehan, dem Chefredakteur der *Prawda*, Wolfgang Korsakow, dem Vorstandsvorsitzenden der LuNoHoCo, und einem Direktor der Bank of Hongkong. Wyo war jetzt der einzige Mensch auf Luna, der wußte, daß ›Adam Selene‹ in Wirklichkeit ein Computer war.

Wir hatten in letzter Zeit einige Sorgen gehabt, weil Adam nie persönlich auftreten konnte, was die Leute natürlich neugierig machte. Schließlich waren wir auf die Idee gekommen, seine Zurückhaltung mit Sicherheitsgründen zu entschuldigen; wir hatten in Luna City ein Büro für ihn eingerichtet, in dem prompt eine kleine Bombe explodierte. Nach diesem ›Attentat‹ verlangten die meisten Kameraden, Adam dürfe sich unter keinen Umständen persönlich zeigen, und die Leitartikel in den Zeitungen unterstützten diese Forderung.

Aber während Prof mit diesen aufgeblasenen Hohlköpfen sprach, fragte ich mich, was sie wohl sagen würden, wenn sie erführen, daß unser ›Präsident‹ in Wirklichkeit ein von der Verwaltung installierter Computer war.

Sie hörten schweigend zu, bis Prof ausgeredet hatte; dann fielen sie gleichzeitig über ihn her und beanstandeten einzelne Ausdrücke wie ›ehemaliger Gouverneur‹, ›Freistaat Luna‹ und ›bisheriges System‹, die Prof absichtlich eingestreut hatte. Dieser Wirrwarr steigerte sich allmählich, bis der Vorsitzende die Ausschußmitglieder zur Ordnung rief und auf den wichtigsten Punkt zu sprechen kam: Hatte Prof im letzten Teil seiner Ausführungen sagen wollen, daß die angebliche Defacto-Regierung in Zukunft keine Deportationen mehr zulassen wolle?

Prof schüttelte den Kopf. »Herr Vorsitzender, ich war selbst ein Sträfling, jetzt ist Luna meine geliebte Heimat. Mein Kollege, der stellvertretende Außenminister Colonel O’Kelly« – ich! –, »ist auf Luna geboren, und seine vier Großeltern waren Deportierte.

Luna verdankt diesen Sträflingen seine Existenz, deshalb sind wir auch in Zukunft bereit, die Ausgestoßenen der Erde bei uns aufzunehmen. Luna hat Platz für sie – fast vierzig Millionen Quadratkilometer, mehr als ganz Afrika. Und sogar noch mehr, weil wir statt mit Flächen mit Hohlräumen rechnen, so daß nicht vorauszusehen ist, wann Luna eines Tages Sträflinge ablehnen müßte.«

»Der Zeuge wird aufgefordert, hier keine Reden zu halten, sondern Fragen kurz zu beantworten«, stellte der Vorsitzende fest. »Haben wir richtig verstanden, daß die Gruppe, die Sie vertreten, auch in Zukunft bereit ist, Sträflingstransporte anzunehmen?«

»Nein, Sir.«

»Was? Erklären Sie uns das.«

»Sobald ein Einwanderer Luna betritt, ist er unabhängig von hier getroffenen Entscheidungen ein freier Mann.«

»So? Was sollte ihn davon abhalten, einfach das nächste Schiff zu besteigen und hierher zurückzukehren? Ich gebe zu, daß mich Ihre Bereitwilligkeit verblüfft, weitere Sträflinge anzunehmen... aber *wir* wollen sie nicht zurückhaben. Auf diese Weise werden wir Unverbesserliche, die sonst hingerichtet werden müßten, auf humane Weise los.«

(Dazu hätte ich auch ein paar Anmerkungen machen können; offensichtlich war der Vorsitzende noch nie auf Luna gewesen. Die wirklich »Unbelehrbaren« starben auf Luna schneller, als man sie auf der Erde hätte hinrichten können. Ich erinnere mich, daß man uns vor vielen Jahren einen Gangsterboß aus Los Angeles schickte. Er kam mit einem Troß von Schlägern an und hatte vor, Luna ebenso zu übernehmen, wie er das zuvor mit einem irdischen Gefängnis gemacht hatte.

Keiner von ihnen überlebte auch nur zwei Wochen. Der Gangsterboß selbst schaffte es nicht einmal bis zu den Unterkünften – er hatte nicht zugehört, als man ihm den Gebrauch eines Druckanzugs erklärte.)

»Wir hätten selbstverständlich nichts gegen seine Rückkehr einzuwenden, Sir«, antwortete Prof, »obwohl ich bezweifle, daß ein Sträfling überhaupt Lust dazu hätte. Aber ich habe noch nie von einem Deportierten gehört, der genügend Geld mitgebracht hätte, um den Rückflug bezahlen zu können. Ist das wirklich ein Problem? Die Schiffe gehören Terra; Luna besitzt keine eigenen... ich möchte an dieser Stelle gleich hinzufügen, daß wir es sehr bedauert haben, daß das für diesen Monat angekündigte Schiff nicht gekommen ist. Wir können nur hoffen, daß der regelmäßige Verkehr bald wieder aufgenommen wird. Luna ist sehr daran interessiert, mit anderen Nationen Handel zu treiben. Schon die Tatsache, daß unsere Getreidelieferungen weiterhin pünktlich eintreffen, beweist unsere friedlichen Absichten.«

(Prof verstand es schon immer glänzend, rechtzeitig das Thema zu wechseln.)

Das argentinische Ausschußmitglied erkundigte sich nach dem Schicksal des Gouverneurs; Prof antwortete, der »ehemalige Gouverneur« habe einen Schlaganfall erlitten und liege im Krankenhaus.

Diese Geschichte klang im Grunde ganz glaubwürdig. Als diese eifrigen Wissenschaftler seinerzeit die Meldung über unseren Aufstand weitergaben, hatten sie behauptet, der Gouverneur sei tot... doch Mike hatte ihn am Leben erhalten, indem er ihn selbst verkörperte. Als die Erde eine Stellungnahme des Gouverneurs zu den wilden Gerüchten verlangte, hatte Mike sich mit Prof beraten und schließlich eine überzeugende Darstellung von Senilität abgeliefert, wobei er jede Einzelheit sowohl bestätigte als auch bestritt und insgesamt völlig verwirrt wirkte. Drei Tage später hatten wir die Unabhängigkeit erklärt, und von da an war der Gouverneur nicht mehr verfügbar.

Der nordamerikanische Delegierte verlangte einen Beweis dafür; Prof erklärte ihm, er könne Senator Hobart jederzeit besuchen, müsse sich allerdings selbst nach einem geeigneten Schiff umsehen. Der chinesische Delegierte beobachtete Prof

nachdenklich. Er hatte bisher als einziger geschwiegen und nur aufmerksam zugehört.

Die Sitzung wurde bis fünfzehn Uhr unterbrochen. Man stellte uns einen Ruheraum zur Verfügung und brachte uns Essen. Ich wollte reden, doch Prof schüttelte den Kopf, blickte sich im Zimmer um und tippte an seine Ohren. Also hielt ich den Mund. Prof machte ein Nickerchen, und ich tat es ihm gleich. Auf Terra schliefen wir beide so viel wie möglich. Es half – wenn auch nicht genug.

Erst um sechzehn Uhr wurden wir aufgefordert, wieder vor dem Ausschuß zu erscheinen.

Der Vorsitzende verstieß gegen die Regel, die er selbst aufgestellt hatte, und hielt eine lange Ansprache.

Er erinnerte uns daran, daß die Verwaltungsbehörde eine unpolitische Sonderorganisation der Vereinigten Nationen war, die dafür zu sorgen hatte, daß der Mond – oder Luna, wie manche sagten –, nie für militärische Zwecke benutzt wurde. Seinen Ausführungen nach war nichts dagegen einzuwenden, daß die Kolonisten im Laufe der Zeit eine eigene Regierung bekamen, die für interne Angelegenheiten unter Aufsicht des Gouverneurs zuständig war. Aber das hing vom guten Benehmen aller Kolonisten ab, und es durfte unter keinen Umständen wieder zu Unruhen und der Zerstörung von Eigentum der Verwaltung kommen.

Ich wartete darauf, daß er die hundertsechs toten Soldaten und Leibwächter erwähnen würde; aber er sprach mit keinem Wort davon. Ich habe kein Talent zum Staatsmann; mir fehlt das Verständnis für diplomatische Feinheiten.

»Doch eine Sache muß klargestellt werden«, fuhr der Vorsitzende fort. »Der Mond ist ein Trabant der Erde und als solcher durch natürliches Recht Eigentum der ganzen Menschheit. Er gehört *keineswegs* jener Handvoll, die zufälligerweise dort leben, sondern wird jetzt und für immer treuhänderisch von den lunaren Behörden verwaltet.«

Prof wartete geduldig, bis der Vorsitzende ausgesprochen hatte. Dann ließ er einige Sekunden verstreichen und fragte gelassen: »Herr Vorsitzender, wer soll diesmal ins Exil geschickt werden?«

»Was haben Sie gesagt?«

»Steht schon fest, wer ins Exil geschickt werden soll? Der stellvertretende Gouverneur weigert sich, diesen Posten zu übernehmen.« Das stimmte, er hatte es vorgezogen, weiterzuleben. »Er ist nur im Amt geblieben, weil wir ihn darum gebeten haben. Wenn Sie weiterhin darauf bestehen, unsere Unabhängigkeit nicht anzuerkennen, müssen Sie die Absicht haben, einen neuen Gouverneur nach Luna zu schicken.«

»Wir haben es nicht nötig...«

»Wenn wir wüßten, um wen es sich handelt, könnten wir ihn vielleicht als ›Botschafter‹ akzeptieren«, fuhr Prof fort. »Wir könnten mit ihm zusammenarbeiten, und er müßte nicht von bewaffneten Verbrechern begleitet werden, die unsere Frauen schänden und ermorden!«

»Unverschämtheit!«

»Keineswegs, Herr Vorsitzender. Unsere Frauen sind überfallen und ermordet worden. Aber das ist in der Vergangenheit geschehen, und wir müssen uns mit der Zukunft befassen. Wer soll also ins Exil geschickt werden?«

Prof richtete sich mühsam auf einem Ellbogen auf; ich beobachtete ihn, denn diese Bewegung war ein Signal für mich. »Sie wissen alle, daß für den Betreffenden keine Rückkehr möglich ist. Ich bin hier geboren, aber Sie sehen selbst, wie anstrengend es für mich ist, auf diesen Planeten zurückzukehren, der mich verstoßen hat. Ja, wir sind die Verstoßenen der Erde, die...«

Er brach zusammen. Ich sprang auf – und brach ebenfalls zusammen; die Schwerkraft von Terra zwang mich zu Boden.

17. Kapitel

Prof und ich waren unverletzt, aber der Vorfall machte Schlagzeilen, denn Stu gab meine Tonbandaufzeichnungen an die Presse weiter, nachdem er sie redigiert hatte. Nicht alle Artikel waren in unserem Sinn geschrieben; die günstigste Tendenz in Indien kam in einem Leitartikel der *New India Times* zum Ausdruck, in dem gefragt wurde, ob die Verwaltungsbehörde weitere Getreidelieferungen aufs Spiel setzen wolle, nur um nicht mit den Aufständischen verhandeln zu müssen. Wäre das nicht unklug?

Andererseits vertrat die größte New Yorker Zeitung die Auffassung, die Verwaltungsbehörde habe einen Fehler gemacht, als sie überhaupt ein Gespräch mit uns begann. Statt dessen wurden energische Maßnahmen gefordert – Terra sollte Truppen absetzen, Ordnung auf Luna schaffen, die Schuldigen hinrichten und eine Besatzung zurücklassen, um in Zukunft derartige Zwischenfälle zu verhindern.

Im Regiment der Friedensdrachen kam es zu einem kurzen, schnell wieder niedergeschlagenen Aufstand, als das Gerücht umging, die Truppe sollte zum Mond verschifft werden. Die Meldungen über diese Meuterei wurden nicht vollständig unterdrückt; Stu hatte gute Leute angeheuert.

Am nächsten Morgen ließ der Ausschuß fragen, ob Professor de la Paz sich inzwischen erholt habe, so daß die Gespräche weitergehen konnten. Wir waren dazu bereit, und der Ausschuß sorgte dafür, daß diesmal ein Arzt und eine Krankenschwester für Prof bereitstanden. Diesmal wurden wir durchsucht, und ich lieferte den Taschenrecorder, den ich bei mir hatte, ohne Diskussion ab. Ich brauchte ihn ohnehin nicht, denn ich hatte einen kleineren in meiner Prothese versteckt, wo ihn niemand vermutete.

Der Vorsitzende begann damit, daß er uns vorwarf, wir hätten gegen eine Vereinbarung verstoßen, den Inhalt unserer Gespräche geheimzuhalten. Prof erklärte ihm, er habe nichts zu

verbergen; der Freistaat Luna sei im Gegenteil bereit, Rundfunk, Presse und Fernsehen zu unseren Verhandlungen zuzulassen. Als der Vorsitzende ihm daraufhin klar machte, daß der Freistaat Luna hier nichts zu bestimmen habe, wollte Prof empört den Raum verlassen. Der Vorsitzende mußte schließlich nachgeben, ohne daß Prof sich zur Geheimhaltung verpflichtet hätte. Es ist nicht leicht, einem Mann zu drohen, der ohnmächtig wird, wenn er sich zu sehr aufregt.

Der Vorsitzende erwähnte dann, in der gestrigen Sitzung habe es viele Abweichungen gegeben, die im Grunde genommen unwichtig gewesen seien – und er werde heute nichts dergleichen zulassen. Dabei sah er zuerst den Argentinier und dann den Nordamerikaner an.

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Beschäftigen wir uns nicht mit abstrakten politischen Problemen, deren Lösung vorläufig ganz unwichtig ist. Die wichtigste Frage, Professor – oder sogar Defacto-Botschafter, darüber wollen wir nicht streiten –, die wichtigste Frage lautet: Sind Sie bereit zu garantieren, daß die Kolonie Luna immer ihre Verpflichtungen erfüllen wird?«

»Welche Verpflichtungen, Sir?«

»Alle Verpflichtungen, aber besonders die Verpflichtungen, die sich auf Getreidelieferungen beziehen.«

»Ich kenne keine derartigen Verpflichtungen, Sir«, antwortete Prof unschuldig.

Der Vorsitzende runzelte die Stirn. »Kommen Sie, Professor, wir brauchen hier nicht über Wörter zu streiten. Ich meine die vereinbarten Getreidelieferungen – die für das laufende Jahr um dreizehn Prozent erhöhten Getreidelieferungen. Garantieren Sie uns die Erfüllung dieser Verpflichtungen? Das ist die Voraussetzung für weitere Verhandlungen, sonst müssen wir die Gespräche abbrechen.«

»Tut mir leid, Sir, aber unter diesen Umständen sehe ich keine andere Möglichkeit, als sie wirklich abzubrechen.«

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

»Doch, das ist mein heiliger Ernst, Sir. Die Souveränität des Freistaats Luna ist kein abstrakter Begriff, wie Sie anzunehmen scheinen. Diese Verpflichtungen, von denen hier die Rede ist, beruhen auf Abmachungen, die zwischen Verwaltungsstellen getroffen wurden. Unser Freistaat ist dadurch nicht gebunden. Alle Vereinbarungen mit dem Freistaat Luna müssen erst noch getroffen werden.«

»Pöbel!« knurrte der Nordamerikaner. »Ich habe gleich gewußt, daß wir mit dieser weichen Welle nichts erreichen. Sträflinge! Die Leute reagieren gar nicht auf anständige Behandlung.«

Der Vorsitzende rief ihn zur Ordnung.

»Wenn wir sie in Colorado hätten, würden wir ihnen andere Sitten beibringen. Wir wissen, wie man mit diesem Pack umgeht.«

»Ich fürchte, daß ich dem nordamerikanischen Delegierten zustimmen muß«, sagte das indische Ausschußmitglied. »Indien kann sich nicht der Auffassung anschließen, daß die vereinbarten Getreidelieferungen plötzlich nur noch auf dem Papier stehen sollen. Anständige Menschen treiben keine Politik mit dem Hunger anderer.«

»Und außerdem treiben sie es dort oben wie die Tiere«, warf der Argentinier ein. »Schweine!«

(Prof hatte mir eine Beruhigungspille aufgedrängt. Er hatte darauf bestanden, daß ich sie in seiner Gegenwart nahm.)

»Darf ich noch einige Erklärungen hinzufügen, Herr Vorsitzender, bevor wir die Gespräche vielleicht etwas voreilig abbrechen?« fragte Prof ruhig.

»Bitte.«

»Ich will mich kurzfassen, Herr Vorsitzender.« Prof sagte irgend etwas auf Spanisch; ich verstand nur »Senor«. Der Argentinier lief dunkelrot an und schwieg betroffen. Prof fuhr fort: »Ich möchte zunächst die Bemerkung des Delegierten aus

Nordamerika aufgreifen, der meine Landsleute kollektiv abgeurteilt hat. Sir, ich habe mehr als ein Gefängnis von innen gesehen; ich bin stolz darauf, ein ehemaliger Sträfling zu sein. Wir Bürger von Luna sind Sträflinge und Nachkommen von Sträflingen. Aber Luna ist eine strenge Lehrerin; wer ihren strikten Unterricht überlebt hat, braucht sich nicht zu schämen. In Luna City kann man seine Wohnung unverschlossen und seinen Besitz unbewacht lassen, ohne darum Angst haben zu müssen... Ich frage mich, ob das auch in Denver der Fall ist? Ich habe nicht den Wunsch, Colorado zu besuchen, um mir dort andere Sitten beibringen zu lassen; ich bin mit denen zufrieden, die Mutter Luna mich gelehrt hat. Und wir sind vielleicht ein Pack, aber wir sind jetzt ein bewaffnetes Pack.

Dem indischen Delegierten möchte ich versichern, daß wir keine ›Politik mit dem Hunger anderer‹ treiben. Wir wehren uns nur gegen Vereinbarungen, die nicht mit uns selbst getroffen wurden. Falls unsere Gespräche fortgesetzt werden, bin ich gern bereit, ein Verfahren zu erklären, das zusätzliche Lieferungen zuließe, von denen Indien profitieren würde.«

Die Delegierten aus Indien und China beugten sich interessiert vor. Der Inder wollte etwas sagen, schwieg doch und überließ es dem Vorsitzenden, Prof zu weiteren Erläuterungen aufzufordern.

»Herr Vorsitzender, meine Herren Delegierten, Luna ist tatsächlich imstande, die bisherigen Getreidelieferungen zu verzehnfachen oder gar zu verhundertfachen. Allein die Tatsache, daß die Lieferungen fortgesetzt wurden, beweist unsere friedlichen Absichten. Aber es hat keinen Zweck, die Kuh zu schlagen, die Milch geben soll. Wofür entscheiden Sie sich also? Bestehen Sie darauf, uns als Sklaven zu behandeln, die unter fremder Herrschaft stehen? Oder verhandeln wir als gleichberechtigte Partner, die einander helfen können?«

»Wir sollen also die Katze im Sack kaufen«, stellte der Vorsitzende fest. »Sie verlangen, daß wir die Unabhängigkeit Ihres sogenannten Freistaats anerkennen... *dann* wollen Sie über Ihre phantastischen Behauptungen sprechen. Eine so

wesentliche Erhöhung der Getreidelieferungen ist unmöglich; ich bin selbst Fachmann auf diesem Gebiet. Ihre Forderungen sind unrealistisch, denn nur die Vollversammlung kann einen neuen Staat als Mitglied aufnehmen.«

»Dann beantrage ich, den Fall der Vollversammlung zur Entscheidung vorzulegen. Sobald wir als gleichberechtigt anerkannt sind, können die Verhandlungen über weitere Getreidelieferungen beginnen. Herr Vorsitzender, *wir* bauen das Getreide an, es gehört *uns*. Wir können erheblich mehr anbauen. Aber nicht als Sklaven. Zuerst muß der Freistaat Luna anerkannt werden.«

»Unmöglich! Sie wissen selbst, daß die Verwaltungsbehörde einen Auftrag zu erfüllen hat, dem sie nicht untreu werden kann.«

Prof seufzte schwer. »Ich kann nur vorschlagen, daß wir die Beratungen auf einen späteren Zeitpunkt verschieben, damit wir inzwischen nachdenken können. Heute treffen unsere Getreidelieferungen noch pünktlich ein... aber sobald ich meiner Regierung mitteilen muß, daß ich keinen Erfolg gehabt habe... werden... sie... *eingestellt*«

Prof sank in seine Kissen zurück, als habe er sich überanstrengt – was durchaus stimmen konnte. Als er auf weitere Fragen der Ausschußmitglieder nicht reagierte, wurden wir in unser Hotel zurückgebracht. Im Krankenwagen fragte ich Prof: »Was hast du eigentlich zu dem Argentinier gesagt?«

Er grinste. »Kamerad Stuarts Nachforschungen haben einige interessante Tatsachen zutage gefördert. Ich habe ihn gefragt, wem ein bestimmtes Bordell in Buenos Aires gehört und ob dort noch immer eine Rothaarige der Star ist.«

»Warum? Bist du früher hingegangen?« Man stelle sich Prof in einem Bordell vor!

»Nein, ich bin seit vierzig Jahren nicht mehr in Buenos Aires gewesen. Das Bordell gehört *ihm*, Manuel, obwohl er es von

einem Strohmann führen läßt, und seine Frau, eine rothaarige Schönheit, hat früher darin gearbeitet.«

»War das nicht unfair?« erkundigte ich mich besorgt. »Und undiplomatisch?«

Aber Prof schloß die Augen und antwortete nicht.

Gegen Abend hatte er sich soweit erholt, daß er eine Pressekonferenz abhalten konnte – von seinem Bett aus. Er wirkte durchgeistigt und zerbrechlich, und der Gegensatz zwischen seinem weißen Haar und dem purpurroten Kissen war verblüffend. Ich sah ebenfalls sehr bedeutend in einer goldbestickten schwarzen Uniform aus, in die Stu mich gesteckt hatte, bevor die Reporter eintrafen. Ich hatte zwei Dutzend Orden auf der Brust, ohne zu wissen, was sie bedeuten sollten. Als mich ein Journalist nach einer besonders prächtigen Auszeichnung fragte, erzählte ich ihm, das sei der Preis bei einem Buchstabierwettbewerb gewesen. Er glaubte mir natürlich kein Wort und hielt mich für bewundernswürdig bescheiden.

Prof benutzte die Gelegenheit, um den Reportern zu erklären, weshalb Luna die Getreidelieferungen nicht fortsetzen könne. Einige der Anwesenden vertieften sich in die auf den Handzetteln genannten Zahlen und verlangten von Prof eine Erklärung für die auffällig Diskrepanz zwischen einigen seiner Behauptungen.

»Professor de la Paz, Sie haben hier geschrieben, die Getreidelieferungen müßten allmählich geringer werden, da die Bevölkerung von Luna spätestens 2082 nicht mehr imstande sei, sich selbst zu ernähren. Aber heute vormittag haben Sie noch behauptet – als Sie mit dem Exekutivausschuß der Verwaltungsbehörde verhandelten –, diese Lieferungen könnten aufs Hundertfache gesteigert werden.«

»Der Ausschuß vertritt also die Verwaltungsbehörde?« fragte Prof.

»Nun... das ist ein offenes Geheimnis.«

»Richtig, Sir, aber finden Sie nicht auch, daß wir das Recht haben, unseren Standpunkt vor einem unparteiischen Komitee zu vertreten?«

»Äh... dafür bin ich nicht zuständig, Professor. Kommen wir wieder auf meine Frage zurück. Wie ist das zu vereinbaren?«

»Warum fühlen Sie sich dafür nicht zuständig, Sir? Liegt es nicht im Interesse eines jeden Bürgers von Terra, einen Krieg mit Luna zu verhindern?«

»»Krieg? Wie kommen Sie darauf, Professor?«

»Sehen Sie eine andere Lösung, wenn die Verwaltungsbehörde auf ihrem Standpunkt beharrt? Wir *können* nicht nachgeben; das beweist unser Zahlenmaterial. Wir möchten in Frieden leben, aber wenn ein Versuch gemacht wird, uns zu unterwerfen, kämpfen wir bis zum letzten. Wir sind klein, Terra ist gigantisch. Ich sehe voraus, daß die Verwaltungsbehörde versuchen wird, Luna mit Gewalt zu unterwerfen. Dann beginnt der erste interplanetarische Krieg.«

Der Journalist runzelte die Stirn. »Ist das nicht etwas übertrieben? Nehmen wir einmal an, die Vereinten Nationen hätten den Beschluß gefaßt, Ihre... äh... Regierung abzusetzen. Sie könnten auf Luna kämpfen und würden es wahrscheinlich auch tun. Aber das wäre doch kein interplanetarischer Krieg. Luna besitzt keine Schiffe, wie Sie selbst zugeben. Um es einfach auszudrücken – Sie können uns nicht erreichen.«

Mein Rollstuhl stand neben Profs Bett. Der Professor wandte sich an mich. »Erklären Sie es ihm, Colonel«, forderte er mich auf.

Ich hatte alle möglichen Situationen mit Mike und Prof geübt, so daß ich die Antwort bereits auswendig wußte. »Erinnern Sie sich an die *Pathfinder*, meine Herren? Erinnern Sie sich noch an den tragischen Absturz, als das Raumschiff sich nicht mehr steuern ließ?«

Sie erinnerten sich natürlich. Jeder kennt die Einzelheiten dieser größten Katastrophe des Raumzeitalters, als die *Pathfinder* auf ein belgisches Dorf stürzte.

»Wir besitzen keine Schiffe«, fuhr ich fort, »aber wir könnten die Getreideladungen *werfen...* anstatt sie in eine Kreisbahn zu bringen.«

Am nächsten Tag lautete eine Schlagzeile: LOONIES WOLLEN REIS WERFEN. Im Augenblick herrschte jedoch betroffenes Schweigen. Dann sagte der Journalist: »Ich wüßte trotzdem gern, wie diese beiden Behauptungen miteinander vereinbar sind. Zuerst heißt es, die Lieferungen müßten spätestens 2082 eingestellt werden – dann behaupten Sie, die Lieferungen könnten ver Hundertfacht werden.«

»Das ist durchaus erklärlich«, antwortete Prof, »denn beide Aussagen beruhen auf unterschiedlichen Voraussetzungen. Die ersten Zahlen gelten für heutige Verhältnisse. Wenn unsere natürlichen Reserven erschöpft sind, können wir kein Getreide mehr liefern. Und die Verwaltungsbehörde möchte dieses Problem lösen, indem sie uns wie unartige Kinder behandelt!«

Prof machte eine Pause, atmete angestrengt und sprach weiter: »Die anderen Umstände, unter denen wir unsere Lieferungen beträchtlich erhöhen könnten, ergeben sich logischerweise aus der augenblicklichen Situation. Als alter Lehrer überlasse ich derartige Schlüsse gern den Schülern; ist jemand von Ihnen bereit, den Versuch zu machen?«

Zunächst herrschte unbehagliches Schweigen, dann sagte einer der Reporter: »Meiner Meinung nach kann es sich nur um eine Aufstockung der natürlichen Reserven handeln.«

»Wunderbar! Ausgezeichnet!« Prof lächelte strahlend. »Wer Getreide anbauen will, braucht Wasser und Dünger. Schicken Sie uns beides, dann erhalten Sie als Gegenleistung goldenen Weizen. Meine Herren, Luna ist eine gigantische Farm: viertausend Millionen Hektar Land warten nur darauf, bearbeitet zu werden!«

Das verblüffte sie. Dann fragte jemand: »Aber was haben Sie davon? Luna, meine ich.«

Prof zuckte mit den Schultern. »Geld in Form von Waren. Es gibt viele Dinge, die hier billig hergestellt werden können, obwohl sie auf Luna wertvoll sind. Medikamente. Werkzeug. Buchfilme. Modeschmuck für unsere Damen. Wer unseren Weizen kauft, kann seine Waren mit Gewinn bei uns absetzen.«

Ein indischer Journalist nickte langsam und begann zu schreiben. Neben ihm stand ein Europäer, der nicht überzeugt zu sein schien. »Professor, können Sie sich vorstellen, was es *kosten* würde, derartige Mengen zum Mond zu schicken?«

Prof machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das ist ein technisches Problem, Sir. Früher hat es eine Zeit gegeben, in der es als unmöglich galt, Waren über die Weltmeere zu transportieren; heute verteuert sich ihr Preis auch durch längste Transportwege nur unwesentlich. Ich bin kein Ingenieur, meine Herren, aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß Ingenieure alles verwirklichen können, was unbedingt sein muß. Ich kann Ihnen deshalb nur den Rat geben, diese Aufgabe Ihren Ingenieuren zu überlassen, wenn Sie das Getreide brauchen, das wir anbauen können.« Prof ließ sich schweratmend in die Kissen zurücksinken und gab der Krankenschwester ein Zeichen, sie solle ihn in sein Zimmer schieben.

Ich blieb zurück, weigerte mich jedoch, die Fragen der Reporter zu beantworten, soweit sie dieses Thema betrafen; ich verwies sie an Prof. Die Journalisten ließen sich andere Fragen einfallen. Einer von ihnen wollte zum Beispiel wissen, weshalb wir glaubten, ein Recht auf Selbstbestimmung zu haben, obwohl wir keine Steuern zahlten? Schließlich hatte Terra enorme Summen für die Gründung der Kolonie ausgegeben – und nun lebten die Kolonisten dort, ohne einen Cent Steuern zu bezahlen. War das nicht unfair?

Auch darauf hatte Prof mich vorbereitet. »Fangen wir noch mal von vorn an«, antwortete ich. »Erstens: *Wofür* sollen wir Ihrer

Meinung nach Steuern zahlen? Wie steht es mit Ihnen – zahlen Sie welche?«

»Natürlich! Und Sie müßten es auch tun.«

»Was bekommen Sie dafür?«

»Hä? Von Steuern werden Regierungsaufgaben finanziert.«

»Entschuldigen Sie meine Unwissenheit«, bat ich ihn, »aber könnten Sie das etwas näher erläutern? Was bekommen Sie für Ihr Geld?«

Nun zeigten alle Interesse und ergänzten, was mein Gegenüber vergessen hatte. Ich schrieb eifrig mit. Als wir zu Ende waren, las ich meine Liste vor:

»Freie Krankenfürsorge – auf Luna unbekannt. Krankenversicherung – bei uns gibt es etwas Ähnliches, aber nicht das, was Sie meinen. Wer sich versichern will, geht zu einem Buchmacher und schließt eine Wette ab. Öffentliche Büchereien – in Luna City gibt es nur eine Bibliothek, die Bücher für Geld ausleiht. Straßen – das wären vermutlich unsere Verkehrsröhren, die gebührenpflichtig sind. Schulen – unsere Schulen sind privat und durchaus nicht billig, weil jeder Lehrer, der etwas Nützliches unterrichten kann, möglichst viel dafür verlangt. Sozialversicherung – ich weiß nicht, was darunter zu verstehen ist, aber es ist bei uns jedenfalls unbekannt. Renten – man kann natürlich eine Rente kaufen, aber das ist meistens überflüssig. Die Familien sind im allgemeinen groß, und alte Leute – sagen wir über hundert – beschäftigen sich oder sehen fern. Oder sie schlafen. Wer über hundertzwanzig ist, schläft mehr als andere Leute.«

»Entschuldigen Sie, Sir, aber leben die Menschen auf dem Mond *wirklich* so lange, wie immer behauptet wird?«

Ich bemühte mich, überrascht zu wirken, obwohl ich es nicht war. »Niemand weiß, wie alt Menschen auf Luna werden können; bisher ist noch niemand, der auf Luna geboren wurde, an Altersschwäche gestorben. Aber das ist kein Beweis, denn wir haben keine Zeit gehabt, wirklich zu altern. Unsere ältesten

Mitbürger sind noch auf Terra geboren, aber... Nun, Madam, für wie alt halten Sie mich? Ich bin ein authentischer Loonie.«

»Äh, um es ganz ehrlich zu sagen, Colonel, hat mich Ihr jugendliches Alter etwas überrascht – angesichts Ihrer wichtigen Aufgabe, meine ich. Sie scheinen etwa zweiundzwanzig zu sein. Sind Sie älter? Aber nicht viel, nehme ich an.«

»Madam, ich bedaure, daß die hiesige Schwerkraft mich daran hindert, Ihnen mit einer Verbeugung zu danken. Vielen Dank. Ich bin schon lange Jahre verheiratet.«

»Was? Oh, Sie scherzen!«

»Madam, ich würde es nie wagen, das Alter einer Dame zu schätzen, aber ich garantiere Ihnen, daß Sie auf Luna wesentlich länger so hübsch und jugendlich wie jetzt bleiben würden – und daß Sie mindestens zwanzig Jahre länger zu leben hätten.« Ich warf einen Blick auf meine Liste. »Alles andere läßt sich kurz zusammenfassen: Wir haben es nicht und würden auch kein Geld dafür ausgeben wollen. Was übrigens die Kosten für die Errichtung der Kolonie betrifft, Sir, sind wir uns doch darüber einig, daß die Getreidelieferungen erheblich wertvoller waren. Die Behauptung, Luna habe Unsummen gekostet und müsse deshalb auch in Zukunft Getreide liefern, ist eine von der Verwaltungsbehörde erfundene Lüge. Luna hat Terra in diesem Jahrhundert noch keinen Cent gekostet – und die ursprünglichen Kosten sind längst zurückgezahlt.«

Er versuchte zu widersprechen. »Aber Sie behaupten doch nicht etwa, daß die Kolonie die Milliarden Dollar zurückgezahlt hat, die für die Entwicklung des Raumflugs ausgegeben werden mußten?«

»Das ließe sich vielleicht nachweisen. Aber *wir* haben ohnehin nichts damit zu tun. *Sie* besitzen Raumschiffe; die Bevölkerung von Terra genießt die Vorteile der Raumfahrt. Luna hat kein einziges Raumschiff. Warum sollen wir für etwas bezahlen, das wir nie bekommen haben?«

Ich hatte bisher vergeblich auf einen Einwand gewartet, den Prof vorausgesagt hatte... und nun kam er endlich.

»Augenblick!« warf ein Mann in der vorletzten Reihe ein. »Sie haben die beiden wichtigsten Punkte Ihrer Liste übergangen: Polizeischutz und Streitkräfte. Sie wollen doch angeblich alles bezahlen, was Sie bekommen... wie steht es mit den inzwischen aufgelaufenen Steuern für diese beiden? Das macht eine hübsche Summe aus, glauben Sie mir!«

Die anderen nickten sich befriedigt zu. Ich hätte dem Mann am liebsten dankbar die Hand geschüttelt. (Später erfuhr ich, daß Stuart ihn geschickt hatte, um nichts dem Zufall zu überlassen.) »Wie bitte? Das verstehe ich nicht. Luna hat weder Streitkräfte noch Polizei.«

»Sie wissen genau, was ich meine. Auch Luna steht unter dem Schutz der Friedensstreitmacht der Vereinten Nationen. Und Sie haben eine Polizei, für die die Verwaltungsbehörde bezahlt! Ich weiß bestimmt, daß vor weniger als einem Jahr eine Kompanie Soldaten als Polizei nach Luna geschickt worden ist.«

»Oh.« Ich seufzte. »Können Sie mir sagen, wie die Friedensstreitmacht der Vereinten Nationen Luna beschützt? Ich wußte gar nicht, daß es auf Terra einen Staat gibt, der uns angreifen will. Wir haben nichts, was einen Angreifer verlocken könnte, uns zu überfallen. Oder sollen wir Steuern bezahlen, damit wir nicht überfallen werden? Das kommt nicht in Frage! Sir, wir *kämpfen* gegen die Friedensstreitmacht der Vereinten Nationen... aber wir *bezahlen* nicht dafür.

Nun zu der sogenannten »Polizei«. Die Soldaten wurden nicht geschickt, um *uns* zu beschützen. Die Wirklichkeit ist in unserer Unabhängigkeitserklärung dargestellt, die Sie alle kennen. Unsere angeblichen Beschützer sind übergeschnappt; sie haben geschändet und gemordet! Und nun sind sie *tot!* Ich kann nur hoffen, daß Terra uns nicht weitere Truppen schickt.«

Ich war plötzlich »müde« und ließ mich in mein Zimmer zurückbringen. Das war nicht einmal gelogen; ich bin kein

begabter Schauspieler und hatte mich anstrengen müssen, um alles nach Profs Anweisungen zu erledigen.

18. Kapitel

Ich erfuhr erst später, daß ich bei dem Interview einen Assistenten gehabt hatte. Die Stichworte ›Polizei‹ und ›bewaffnete Streitkräfte‹ waren von einem Strohhalm gekommen; Stu überließ nichts dem Zufall. Zu dem Zeitpunkt, als er mir das erzählte, hatte ich allerdings selbst schon genügend Erfahrung, um Interviews nach meinen Vorstellungen zu steuern, denn sie stellten unsere Hauptarbeit dar.

Trotzdem war unsere Arbeit für heute noch nicht beendet. Als ich abends in Profs Zimmer kam, empfing er mich mit der Mitteilung, unser chinesischer Freund aus dem Untersuchungsausschuß habe ihn zu sprechen verlangt. »Ich habe ihn an dich verwiesen, Manuel«, erklärte Prof mir. »Für uns ist er übrigens einfach Doktor Chan. Er möchte wissen, was wir mit ›zehnfach oder hundertfach‹ meinen. Du kannst es ihm erklären.«

»Die Wahrheit? Oder den Schwindel!«

»Natürlich die Wahrheit. Der Mann ist hochintelligent. Kommst du mit den technischen Details zurecht?«

»Ich habe meine Hausaufgaben gemacht. Er darf nur kein Balistikfachmann sein.«

»Das ist er nicht. Am besten hältst du dich nur an Tatsachen, die du bestimmt weißt. Und hüte dich davor, in ihm einen Freund unserer Bestrebungen zu sehen. Aber er könnte ein wertvoller Bundesgenosse sein, falls sich herausstellt, daß wir gemeinsame Interessen haben. Viel Glück, Manuel.«

Dr. Chan erhob sich, als ich hereinkam; ich entschuldigte mich, weil ich nicht ebenfalls aufstand. Er versicherte mir, er habe

Verständnis für die besonderen Schwierigkeiten meiner Lage, verbeugte sich höflich und nahm wieder Platz.

Nach einigen einleitenden Höflichkeitsfloskeln kam er sofort zur Sache. Konnten wir tatsächlich einen Vorschlag machen, wie größere Materialmengen billig nach Luna zu transportieren waren?

Ich erklärte ihm, unsere Methode erfordere beträchtliche Vorbereitungskosten, sei jedoch im Betrieb konkurrenzlos billig. »Sie wird bereits auf Luna angewendet, Sir. Ein Katapult, ein Induktionskatapult, das Stahlbehälter auf Fluchtgeschwindigkeit beschleunigt.«

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht im geringsten. »Colonel, sind Sie sich darüber im klaren, daß dieser Vorschlag schon mehrmals gemacht und jeweils aus guten Gründen wieder verworfen wurde? Der Luftdruck spielt dabei eine Rolle, glaube ich.«

»Richtig, Doktor. Aber auf Grund eingehender Berechnungen und unserer eigenen Erfahrungen sind wir davon überzeugt, daß dieses Problem heute lösbar wäre. Zwei unserer größten Firmen, die LuNoHo Company und die Bank of Hongkong auf Luna sind bereit, an die Spitze eines Syndikats zu treten, das den Bau des Katapults als Privatunternehmen in Angriff nehmen würde. Natürlich müßten sie zu diesem Zweck Kredite auf Terra aufnehmen, aber noch wichtiger wäre die Konzession, die nur eine der hiesigen Regierungen erteilen könnte. Wahrscheinlich käme in erster Linie Indien in Frage.«

(Das war eine auswendig gelernte Rede. Die LuNoHoCo war bankrott, wenn jemand die Bücher geprüft hätte; die Bank of Hongkong war nicht weit von einer Pleite entfernt. Im Grunde genommen war nur das Wort ›Indien‹ wichtig, und Prof hatte mir eingeschärft, es erst im letzten Satz zu bringen.)

»Lassen wir vorläufig die finanziellen Einzelheiten«, wehrte Dr. Chan ab. »Was physikalisch möglich ist, läßt sich auch finanziell

ermöglichen; Geldfragen stören nur kleine Geister. Wie kommen Sie auf Indien?»

»Nun, Sir, Indien verbraucht zum gegenwärtigen Zeitpunkt über neunzig Prozent unserer Getreidelieferungen...«

»Dreiundneunzig Komma eins Prozent.«

»Ganz recht, Sir. Indien ist an unseren Lieferungen sehr interessiert, deshalb nehmen wir an, daß unser Plan dort am ehesten unterstützt würde. Indien könnte uns den Bauplatz zur Verfügung stellen, Material liefern, Arbeitskräfte schicken... und so weiter. Aber ich habe Indien vor allem deshalb erwähnt, weil es dort mehrere geeignete Bauplätze gibt – hohe Gebirgszüge, nicht allzu weit vom Ärdäquator entfernt.

Der Bauplatz muß nicht unbedingt in Äquatornähe liegen; das ist nur eine zusätzliche Erleichterung. Aber er *muß* sehr hoch liegen, damit am Ende des Katapults, wo die Ladung über elf Sekundenkilometer erreicht, praktisch ein Vakuum herrscht. Das ist auf den höchsten Gipfeln der Fall.

Nehmen wir beispielsweise den Nanda Devi, der etwa vierhundert Kilometer von hier entfernt ist. Die Eisenbahn führt bis auf sechzig Kilometer an ihn heran; die Straße reicht bis zu den ersten Ausläufern. Ich behauptete nicht, daß der Nanda Devi deshalb ideal wäre; der Gipfel ist nur gut geeignet, weil er gut erreichbar ist.«

»Aber ein höherer Berg wäre noch besser?«

»Selbstverständlich!« versicherte ich ihm. »Ein höherer Gipfel wäre besser als einer, der näher am Äquator liegt. Das Katapult kann so gebaut werden, daß es die verminderte Bewegungsenergie wettmacht, solange es die lästige Erdatmosphäre weitgehend durch seine Position ausschaltet.«

»Es gibt höhere Berge als den Nanda Devi. Erklären Sie mir das geplante Katapult, Colonel.«

Ich nickte zustimmend. »Die Länge eines Katapults, das auf Fluchtgeschwindigkeit beschleunigt werden soll, wird von der

Beschleunigung bestimmt. Wir glauben – oder unser Computer hat ausgerechnet –, daß eine Beschleunigung von etwa zwanzig g den besten Wert darstellt. Bei einer Fluchtgeschwindigkeit von elf Komma zwei Sekundenkilometern müßte das Katapult dreihundertdreißig Kilometer lang sein. Deshalb...«

»Augenblick, bitte! Colonel, schlagen Sie im Ernst vor, ein über dreihundert Kilometer tiefes Loch zu bohren?«

»O nein! Das Gerüst muß sich über der Erdoberfläche befinden, damit die Druckwellen nicht in ihrer Ausbreitung behindert werden. Der Kondensator würde fast waagrecht liegen und auf dreihundert Kilometer Länge nicht mehr als vier Kilometer ansteigen; er wäre leicht gekrümmt, um der Corioliskraft entgegenzuwirken. Das Katapult auf Luna ist fast gerade und so angenähert horizontal, daß die Getreidefrachter nur knapp über einige Felszacken am Ende hinwegrasen.«

»Oh... ich dachte schon, Sie hätten unsere Ingenieure überschätzt. Wir bohren tief, aber nicht so tief. Weiter, bitte.«

»Doktor, ich kann mir vorstellen, weshalb Sie mich eben unterbrochen haben. Sie sind der verbreiteten Illusion erlegen, ein Katapult müsse notwendigerweise senkrecht konstruiert sein – oder die Austrittsöffnung müsse nach oben zeigen. Beides ist weder praktisch durchführbar noch notwendig. Daran ist wahrscheinlich die Tatsache schuld, daß Raumschiffe senkrechtstarten.

Aber das tun sie nur, um in eine Kreisbahn zu gelangen, die oberhalb der Atmosphäre liegt. Die Fluchtgeschwindigkeit braucht nicht senkrecht zur Erdoberfläche zu wirken; eine Ladung, die das Katapult verläßt, kehrt unter keinen Umständen zur Erde zurück, sobald sie auf Fluchtgeschwindigkeit beschleunigt wird. Und dazu müssen zwei Voraussetzungen erfüllt sein: Die Abschubrichtung darf nicht durch Hindernisse wie Gebirge oder die Erde selbst blockiert sein, und der beschleunigte Körper muß schnell genug sein, um die Atmosphäre zu durchqueren und trotzdem noch elf Komma zwei

Sekundenkilometer Geschwindigkeit zu besitzen. Fliegt er in die entsprechende Richtung, landet er unweigerlich auf Luna.«

»Ah, richtig. Aber dieses Katapult ließe sich nur einmal monatlich benutzen?«

»Keineswegs, Sir. Nach unseren Berechnungen wäre es täglich einzusetzen, sobald Luna die geeignete Position erreicht hat. Aber in der Praxis – das behauptet der Computer; ich bin kein Fachmann für Astronautik – ließe sich das Katapult zu jedem beliebigen Zeitraum benutzen, indem die Endgeschwindigkeit verändert wird, damit die Flugbahnen auf Luna enden.«

»Das kann ich mir nicht gut vorstellen.«

»Ich auch nicht, Doktor, aber ich möchte Ihnen vorschlagen, einem guten Computer die Aufgabe zu stellen, sämtliche möglichen Startzeiten für ein Katapult dieser Art zu berechnen. Manche Flugbahnen gehen weit an Luna vorbei, bevor sie zu einem Punkt zurückkehren, an dem sich die Anziehungskraft von Luna bemerkbar macht. Andere beschreiben nur einen Bogen um Terra und erreichen ihr Ziel wesentlich früher. Wieder andere sind so einfach wie die Flugbahnen der Getreidefrachter, die von Luna aus gestartet werden. Es gibt täglich mehrere Zeitpunkte, an denen diese ideale Flugbahn möglich ist.

Aber die Ladung befindet sich weniger als eine Minute lang im Katapult; deshalb besteht das Problem daraus, so schnell wie möglich neue Ladungen bereitzustellen. Es ist sogar schon versucht worden, gleichzeitig mehr als eine Ladung zu starten – aber dazu braucht man viel Energie und einen guten Computer. Nur ein Punkt macht mir Sorgen... diese hohen Berge sind doch mit Schnee bedeckt?«

»Ja«, antwortete Dr. Chan. »Dort oben gibt es nur Schnee und Eis und kahle Felsen.«

»Nun, Sir, ich bin auf Luna geboren und weiß deshalb nichts von Schnee. Der Kondensator würde nicht nur der Schwerkraft dieses Planeten widerstehen, sondern auch die

Beschleunigungskräfte aufnehmen müssen. Ich nehme an, daß es nicht genügen würde, ihn in Schnee oder Eis zu verankern?«

»Ich bin kein Ingenieur, Colonel, aber diese Möglichkeit scheidet vermutlich aus. Schnee und Eis müßten geschmolzen werden. Das Wetter wäre ebenfalls ein Problem.«

»Von Wetter verstehe ich nichts, Doktor, und von Eis weiß ich nur, daß es eine Kristallisationswärme von dreihundertfünfunddreißig Millionen Joule pro Tonne hat. Ich kann nur schätzen, wieviel Eis zu schmelzen wäre und wieviel Energie aufgewendet werden müßte, um das Katapult schnee- und eisfrei zu halten, aber ich habe den Eindruck, daß für diesen Zweck ein Reaktor erforderlich wäre, der nicht viel kleiner als der Katapultreaktor sein dürfte.«

»Wir können Reaktoren bauen, wir können Schnee und Eis schmelzen. Oder wir schicken unsere Ingenieure zur Umerziehung nach Norden, bis sie wissen, wie man mit Eis umgeht.«

Dr. Chan lächelte, und mir lief ein kalter Schauer über den Rücken. »Die notwendigen Verfahren sind jedoch schon vor Jahren in der Antarktis entwickelt worden; machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Ein schnee- und eisfreier Felsstreifen von rund dreihundertfünfzig Kilometer Länge in großer Höhe... Gibt es noch etwas hinzuzufügen?«

»Nicht mehr viel, Sir. Das geschmolzene Eis könnte am Katapult gesammelt und nach Luna transportiert werden – damit wäre der kostspielige Bau einer Versorgungsleitung vermieden. Und die Stahlbehälter könnten als Getreidefrachter wiederverwendet werden, so daß Luna nicht bei jedem Start wertvolles Metall verliert. Ich sehe keinen Grund, weshalb jeder Behälter nicht fünfzig oder hundert Flüge hinter sich bringen sollte. Auf Luna würde die Landung ähnlich wie hier erfolgen – die Kontrollstelle am Boden würde die Feststofftriebwerke steuern.«

»Hmmm. Richtig, das ist alles klar. Haben wir das Katapult damit besprochen?«

»Ich habe nichts hinzuzufügen, Doktor. Der Standort ist entscheidend. Nehmen Sie zum Beispiel den Nanda Devi. Den Karten nach scheint dort ein langer, sehr hoher Bergrücken zu beginnen, der etwa dreihundertfünfzig Kilometer weit nach Westen reicht. Das wäre ein idealer Standort – wenig zu planieren, wenig zu überbrücken. Ich will damit nicht sagen, das sei *der* ideale Standort, aber jedenfalls sollte er so ähnlich aussehen: ein hoher Gipfel, an den sich im Westen ein langer Bergrücken anschließt.«

»Das habe ich verstanden.« Dr. Chan verabschiedete sich plötzlich.

In den folgenden Wochen spielte ich die gleiche Rolle in einem Dutzend Staaten und erweckte dabei jeweils den Anschein, meine Informationen seien geheim und nur für den Empfänger bestimmt. Von Mal zu Mal änderte sich nur der Name des Gipfels. In Ecuador wies ich darauf hin, daß der Chimborasso fast am Äquator liegt – ideal! Aber in Argentinien betonte ich, der Aconcagua sei immerhin der höchste Gipfel der westlichen Hemisphäre. In Bolivien erwähnte ich, der Altoplano liege fast so hoch wie die tibetanische Hochebene (fast wahr) und wesentlich näher am Äquator, so daß der Bau eines Katapults nicht die geringsten Schwierigkeiten bereiten dürfte.

Mount McKinley, Mauna Loa, Lenin, Kilimandscharo, Popocatepetl, Logan, El Libertado – mein Lieblingsgipfel änderte sich in jedem Land; die einzige Voraussetzung war, daß er der >höchste Berg< in den Herzen der Einheimischen war. Ich brachte es fertig, selbst die bescheidenen Erhebungen von Chad zu loben, als wir dort eingeladen waren, und meine Argumente klangen so überzeugend, daß ich fast selbst daran glaubte.

Ich machte überall kräftig Reklame für Luna und vergaß nie, ausdrücklich zu erwähnen, daß wir gern bereit waren, eine

beliebige Anzahl von Kolonisten aufzunehmen. Das stimmte sogar, obwohl ich zu erwähnen vergaß, daß Luna über fünfzig Prozent aller Neuankömmlinge innerhalb der ersten Tage und Wochen umbrachte. Aber die Leute, mit denen wir sprachen, wollten keineswegs selbst auswandern; sie überlegten nur, wie sie andere – notfalls mit Gewalt – dazu bringen könnten, um so das Bevölkerungsproblem zu lösen. Ich erwähnte wohlweislich nicht, daß die hungrigen Massen, die wir überall sahen, rascher anwachsen würden, als unsere Getreidelieferungen gesteigert werden konnten.

Wir waren unter Anspannung aller Kräfte vielleicht imstande, jährlich eine Million neuer Bürger unterzubringen, zu ernähren und auszubilden – aber eine Million Menschen waren für Terra weniger als der sprichwörtliche Tropfen auf den heißen Stein. Wir konnten mehr Menschen aufnehmen, als vermutlich freiwillig auswandern würden; aber wenn die Auswanderer uns überfluteten, weil sie dazu gezwungen wurden... Luna behandelt alle Neuankömmlinge gleich: Entweder macht er keinen einzigen Fehler im Umgang mit anderen und seiner gefährlichen Umwelt... oder er endet als Dünger in einer Tunnelfarm.

Eine Massenauswanderung nach Luna bedeutete zwangsläufig, daß um so mehr Einwanderer sterben würden, weil es nicht genug Loonies gab, die ihnen über die natürlichen Klippen hinweghelfen konnten.

Aber ›Lunas große Zukunft‹ war Profs Spezialgebiet. Ich sprach über Katapulte.

In den nächsten Wochen bereisten wir die wichtigsten Staaten, bis das Komitee sich darüber einig wurde, ob es uns zu weiteren Verhandlungen zurückrufen sollte. Stu hatte alles vorbereitet, und das endgültige Programm hing nur von unserer Widerstandsfähigkeit ab. Ich nehme an, daß jede Woche auf Terra uns ein Jahr unseres Lebens kostete – Prof vielleicht sogar mehr. Aber er klagte nie und war immer bereit, einflußreiche Besucher zu empfangen.

In Nordamerika verbrachten wir besonders viel Zeit. Das Datum unserer Unabhängigkeitserklärung, die exakt dreihundert Jahre nach jener der Vereinigten Staaten stattgefunden hatte, erwies sich als hervorragendes Propagandamaterial, das von Stus Manipulatoren entsprechend ausgeschlachtet wurde. Die Nordamerikaner bringen ihrem ehemaligen Staat, der schon längst in den Vereinten Nationen aufgegangen ist, höchst sentimentale Gefühle entgegen. Alle acht Jahre wählen sie einen Präsidenten – vermutlich aus dem gleichen Grund, aus dem die Briten immer noch eine Königin haben – und brüsten sich damit, »souverän« zu sein, was immer das auch bedeuten soll.

Jedenfalls war der 4. Juli ein magisches Datum in Nordamerika, und patriotische Verbände übernahmen den Großteil unserer Reisekosten. (Weiter südlich nutzte Stu ein anderes Datum aus. Seine Leute verbreiteten die Behauptung, unser Staatsstreich habe am 5. Mai stattgefunden, und nicht erst zwei Wochen später. So wurden wir dort mit dem Ruf »Cinco de Mayo! Libertad! Cinco de Mayo!« empfangen.) Stu veranlaßte mich, meinen künstlichen Arm in der Öffentlichkeit nicht zu tragen. Außerdem wurden die leeren Ärmel hochgenäht, damit auch wirklich jeder den Stumpf bemerkte, und das Gerücht verbreitet, ich hätte den Arm im »Kampf um die Freiheit« verloren. Wenn ich darauf angesprochen wurde, sagte ich immer nur lächelnd: »Sehen Sie, was passiert, wenn man seine Fingernägel abkaut?« und wechselte dann das Thema.

Ich habe Nordamerika nie besonders gemocht. Es ist zwar nicht annähernd so überbevölkert wie andere Teile der Erde, aber man achtet dort sehr auf die Hautfarbe, und zwar perfiderweise, indem man betont *nicht* darauf achtet. Mit der Zeit lernte ich zwar, damit umzugehen, aber ein bitterer Nachgeschmack blieb doch. Offener Rassismus wie in Indien, wo die Hindus alle anderen verachten, ist mir ehrlich gesagt lieber. Ich muß allerdings zugeben, daß ich als »Freiheitskämpfer« nicht so unter dem Rassismus zu leiden hatte wie damals, als ich hier studierte.

Diesmal gönnte ich mir zwei Dinge, für die ich als Student weder Zeit noch Geld gehabt hatte: Ich schaute mir ein Spiel der Yankees an und besuchte Salem.

In beiden Fällen hätte ich mir besser meine Illusionen bewahren sollen. Baseball schaut man sich besser im Fernsehen an. Dort *sieht* man das Spiel wenigstens und ist nicht zwischen zweihunderttausend anderen Zuschauern eingepfercht. Salem wiederum war nur ein Ort wie jeder andere. Nach meinem Besuch hatte ich den Verdacht, daß man seinerzeit die falschen Hexen aufgehängt hatte.

Prof hingegen genoß die Reise und wußte stets etwas Neues über die großartige Zukunft Lunas zu erzählen. In New York erläuterte er dem Manager einer Hotelkette, was der Mond in touristischer Hinsicht zu bieten hätte, wenn die Reise dorthin erst einmal erschwinglich geworden wäre. Der Umstand, daß es dort keine Steuern gab, weckte das besondere Interesse des Managers, und so vertiefte Prof das Thema und schlug eine Kette von Hotels vor, wo Pensionäre von der Erde sich zur Ruhe setzen und zwanzig oder dreißig Jahre länger leben konnten als auf der Erde. Natürlich befänden sie sich dort gewissermaßen im Exil doch was war besser – ein langer Lebensabend auf dem Mond oder ein Grab auf der Erde? Außerdem würden natürlich die Kinder und Enkel zu Besuch kommen und so den Hotels weiteren Umsatz bescheren.

Allerdings liefen die Dinge nicht immer in unserem Sinn. Immer wieder erschienen Artikel, die gegen uns Stellung bezogen, und wenn ich ohne Profs Unterstützung Interviews gab, lief ich stets Gefahr, in eine Falle zu tappen. Ein Reporter griff mich wegen Profs Behauptung vor dem Ausschuß an, das Getreide auf dem Mond gehöre uns. Er schien völlig anderer Ansicht zu sein, worauf ich ihn fragte, wie er zu dieser Meinung gekommen war.

Er meinte: »Stimmt es nicht, daß Ihre provisorische Regierung um Aufnahme in die Vereinten Nationen gebeten hat?«

Ich hätte mit »Kein Kommentar« antworten sollen. Statt dessen stimmte ich zu. »Dem steht im Weg«, fuhr er fort, »daß

sich der Mond ohnehin schon im Besitz der Vereinten Nationen befindet. Aber wie auch immer, nach Ihrer eigenen Erklärung gehört das Getreide jedenfalls der Erdbevölkerung.«

Ich fragte, wie er zu dieser Schlußfolgerung gelangt sei. Darauf antwortete er: »Als Vertreter der Mondregierung sind Sie doch sicher mit der Charta der Vereinten Nationen vertraut?«

Ich hatte sie mal überflogen. »Einigermaßen«, sagte ich vorsichtig.

»Dann kennen Sie auch den Ersten Zusatz zur Charta, der besagt, daß alles auf dem Mond gewachsene Getreide, ausgenommen der Anteil, den die dortige Bevölkerung zur Selbstversorgung brauchte, der gesamten Menschheit, vertreten durch die Vereinten Nationen, gehört. Haben Sie Ihrer Aussage noch etwas hinzuzufügen?«

»Wovon reden Sie eigentlich?« fragte ich. »Ich habe doch gar nichts...« Doch er war schon weg.

Am nächsten Tag stand in der *Great New York Times*, ich hätte bestätigt, daß unser Getreide den Hungernden gehört.

Ich fragte Prof, wie ich mich hätte verhalten sollen. »Beantworte unfreundliche Fragen immer mit einer Gegenfrage«, erklärte er. »Bitte nie um Erläuterungen, auf diese Weise legen sie dir nur die eigenen Worte in den Mund. Dieser Reporter, war der dünn? Ausgemergelt?«

»Nein, eher schwergewichtig.«

»Er lebt also nicht von achtzehnhundert Kalorien am Tag, denn genau darum dreht es sich bei dem fraglichen Paragraphen. Hättest du davon gewußt, hättest du ihn fragen können, warum er sich nicht selbst an die vorgeschriebene Ration hält. Oder du hättest dich nach seinem Frühstück erkundigen können – und dann ungläubig dreinschauen, ganz gleich, was er antwortet. Und wenn du nicht weißt, worauf jemand hinaus will, dann steuere mit deiner Gegenfrage ein Thema an, über das *du* sprechen willst. Mit Logik kommst du in solchen Fällen nicht weiter, nur mit Taktik.«

»Prof, niemand lebt von achtzehnhundert Kalorien. In Bombay vielleicht, aber nicht hier.«

»In Bombay haben sie eher noch weniger. Manuel, diese >gleichen Rationen< sind eine reine Fiktion. Die Hälfte aller Nahrungsmittel dieses Planeten läuft über den Schwarzmarkt. Die Zahlen, die an die Vereinten Nationen übermittelt werden, haben nichts mit den wirklichen Erträgen zu tun, oder glaubst du, Länder wie Thailand, Burma oder Australien würden ihr Getreide korrekt angeben? Und Indien beklagt sich darüber nicht, weil es auf diese Weise den Löwenanteil der Lieferungen vom Mond beanspruchen kann. Und über die Zuteilung der Lebensmittel lassen sich wunderbar die Wahlen steuern. Letztes Jahr gab es in Kerala eine geplante Hungersnot. Hast du davon in den Nachrichten gehört?«

»Nein.«

»Weil es nicht durch die Nachrichten gegangen ist. Geplante Demokratie ist eine wunderbare Sache, zumindest für die Planer... und ihre größte Stärke ist eine >freie Presse<, sofern man >frei< als >verantwortungsbewußt< definiert und die Planer entscheiden, was >unverantwortlich< ist. Weißt du, was wir auf dem Mond am dringendsten benötigen?«

»Mehr Eis.«

»Ein Nachrichtensystem, das nicht nur aus einem Kanal besteht. Unser Freund Mike ist unsere größte Gefahr.«

»Was? Traust du Mike nicht?«

»Manuel, es gibt Dinge, bei denen ich mir nicht einmal selbst trauen würde. Die Freiheit der Berichterstattung nur >ein wenig< einzuschränken fällt in die gleiche Kategorie wie das klassische Beispiel, >nur ein wenig schwanger< zu sein. Wir sind nicht frei, solange irgend jemand, und sei es unser Freund Mike, die Nachrichten kontrolliert. Ich hoffe, ich kann eines Tages eine eigene, unabhängige Zeitung herausgeben. Notfalls würde ich sie selbst von Hand drucken wie Benjamin Franklin.«

»Prof, was geschieht, wenn unsere Gespräche scheitern und die Getreidelieferungen eingestellt werden?«

»Viele Menschen würden sterben. Hast du Malthus gelesen?«

»Nein.«

»Es gäbe eine Hungersnot, bei der viele Menschen sterben. Doch wenn sich die Lage stabilisiert hat, wird es mehr Menschen geben als jetzt, und sie werden besser versorgt sein. Dieser Planet ist nicht überbevölkert, nur sehr schlecht verwaltet... und das Schlimmste, was man einem Hungernden antun kann, ist ihm Nahrung zu *geben*. Lies das ruhig bei Malthus nach. Aber lies es erst, wenn das hier vorbei ist. Zuviel Faktenwissen ist für einen Diplomaten nur hinderlich, insbesondere für einen ehrlichen.«

»Ich bin nicht besonders ehrlich.«

»Aber du hast kein Talent für Unehrllichkeit, also mußt du dich in Unwissenheit flüchten. Und ich muß jetzt schlafen.«

Ich hielt mich an Profs Ratschläge, was mir allerdings in Lexington, Kentucky, wenig half. Eines der Themen, über die wir nicht mit vorbereiteten Antworten sprechen wollten, war das Leben auf Luna. Prof meinte, wir sollten solche Fragen offen und ehrlich beantworten. »Sei dir immer bewußt, daß die Touristen, die den Mond besuchen, nur eine winzige Minderheit darstellen. Die meisten Menschen wissen nichts über unser Leben und werden uns genauso bestaunen wie die Tiere im Zoo.«

Ich machte mir also keine großen Sorgen, als dieses Reporterpärchen anfang, mich über das Familienleben auf dem Mond auszufragen. Die Frau erkundigte sich nach den verschiedenen Eheformen und wollte zunächst wissen, ob man auf dem Mond wirklich ohne Genehmigung heiraten könnte.

Ich fragte, wer das denn genehmigen sollte.

Ihr Kollege meinte daraufhin: »Vergiß die Frage, Mildred. In Pioniergesellschaften gibt es nie amtliche Heiratserlaubnisse.«

»Aber führen Sie denn keine Akten?« hakte sie nach.

»Doch, natürlich«, sagte ich. »Meine Familie hat Aufzeichnungen, die fast bis zur ersten Landung in Johnson City zurückreichen. Dort werden Eheschließungen, Geburten, Todesfälle und alle anderen wichtigen Ereignisse verzeichnet. Außerdem gibt es einen Lehrer, der die Familienbücher kopiert, um eine Geschichte Lunas zu schreiben.«

»Gibt es denn keine *offiziellen* Aufzeichnungen? Hier in Kentucky haben wir Akten, die mehrere Jahrhunderte zurückreichen.«

»Madam, so lange existiert die Kolonie noch nicht.«

»Ja, aber... es muß doch in Luna City einen Beamten geben, der Todesfälle und dergleichen aufzeichnet.«

»Nicht daß ich wüßte. Ein paar Buchmacher übernehmen auch notarielle Aufgaben, bezeugen Verträge und führen darüber Buch. Das machen sie aber nur für diejenigen, die nicht lesen und schreiben können und deshalb auch keine eigenen Unterlagen besitzen. Aber ich habe noch nie gehört, daß jemand eine Heirat verzeichnen lassen wollte.«

»Wie erfrischend formlos. Und wie steht es mit Scheidungen? Ich habe gehört, die sollen auf dem Mond problemlos möglich sein.«

»Nein, Madam, das würde ich nicht unbedingt sagen. Vielleicht kann ich das an einem Beispiel erklären. Nehmen wir eine Frau mit zwei Ehemännern...«

»Zwei?«

»Sie kann auch mehr haben oder auch nur einen. Oder sie führt eine komplexe Ehe. Doch bleiben wir bei unserem Beispiel mit den beiden Ehemännern. Nehmen wir an, sie möchte sich von einem scheiden lassen. Die Scheidung an sich läßt sich natürlich leicht aussprechen, doch die Probleme sind damit noch keineswegs gelöst. Eheleute sind meist auch Geschäftspartner, und eine wirtschaftliche Verbindung läßt sich nie so einfach auflösen. Hinzu kommt, daß praktisch immer Kinder vorhanden sind, was ebenfalls zu Problemen führen kann. Die Scheidung

selbst mag in zehn Sekunden ausgesprochen werden, doch es können zehn Jahre vergehen, bis die Trennung wirklich vollzogen ist. Geht es hier nicht ähnlich zu?«

»Äh... vergessen Sie die Frage. Aber wenn das eine einfache Ehe war, wie sieht dann eine komplexe aus?«

Ich erläuterte ihr Klan-, Gruppen- und Linienehen sowie einige der weniger verbreiteten Formen.

»Jetzt haben Sie mich verwirrt«, meinte sie. »Worin besteht der Unterschied zwischen einem Klan und einer Linie?«

»Nun, nehmen wir meinen eigenen Fall. Ich habe die Ehre, einer der ältesten Linienehen auf Luna anzugehören. Sie haben sich nach Scheidungen erkundigt. In unserer Familie hat es nie eine gegeben, und ich würde darauf schwören, daß es auch nie dazu kommt. Eine Linienehe wird von Jahr zu Jahr stabiler, und die Mitglieder kommen immer besser miteinander aus, so daß es schließlich undenkbar wird, jemand könnte ausscheren. Davon abgesehen müssen alle Frauen einstimmig für die Scheidung sein, was praktisch ausgeschlossen ist.«

Ich schilderte die weiteren Vorzüge – die finanzielle Sicherheit, die besondere Geborgenheit der Kinder, den Umstand, daß ein Todesfall nie die katastrophalen Auswirkungen haben kann wie in einer zeitlich begrenzten Ehe, insbesondere, soweit es die Kinder betraf, die nie zu Waisen werden konnten. Eine gute Linienehe ist praktisch unsterblich.

Inzwischen war Prof hereingekommen, und ich wandte mich an ihn. »Prof, du kennst meine Familie. Würdest du der Dame erklären, warum es eine glückliche Familie ist?«

»Ich würde lieber ein paar generelle Anmerkungen machen. Madam, ich nehme an, Sie finden die lunaren Heiratsbräuche etwas exotisch.«

»Oh, so weit würde ich nicht gehen«, meinte sie. »Nur etwas *ungewöhnlich*.«

»Wie alle derartigen Gebräuche entspringen sie den ökonomischen Umständen, und die unterscheiden sich ganz erheblich von jenen auf der Erde. Die Linienehe, die mein Freund so lobt, ist die beste Möglichkeit, um Kapital zu bewahren und den Kindern eine sichere Zukunft zu gewähren – die beiden Hauptaufgaben jeder Ehe –, und zwar in einer Umgebung, die keine Sicherheit bietet. Alle anderen Eheformen auf dem Mond haben das gleiche Ziel, sind aber nicht so effektiv.«

Er wünschte eine gute Nacht und rollte hinaus. Ich beantwortete den Reportern noch einige Fragen und zeigte ihnen schließlich ein Familienfoto. (Ich habe immer und überall eines bei mir), auf dem alle erwachsenen Mitglieder unserer Ehe abgebildet waren.

Aber ich wurde enttäuscht. Der Reporter – ein gewisser Mathews, soviel ich mich erinnere – betrachtete das Bild nachdenklich, warf seiner Begleiterin einen vielsagenden Blick zu und fragte: »Kann ich das Bild einen Augenblick haben, Colonel?«

Ich zuckte zusammen. »Das ist der einzige Abzug, den ich habe. Und ich bin weit von zu Hause fort.«

»Ich meine wirklich nur einen Augenblick. Ich möchte es fotografieren. Gleich hier. Sie brauchen es gar nicht aus der Hand zu geben.«

»Oh. Oh, natürlich!« Ich fand mich nicht gerade schön, aber an meinem Gesicht ist eben nichts zu ändern, und unsere Mädchen sahen wirklich gut aus.

Der Reporter fotografierte es also, und am nächsten Morgen kam die Polizei in mein Hotelzimmer, weckte mich unsanft, transportierte mich im Rollstuhl ab und steckte mich in eine Zelle mit *Gittern!* Wegen Bigamie. Wegen Polygamie. Wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses und Anstiftung dazu.

Ich war nur froh, daß Mum mich nicht sehen konnte, wie ich hinter Gittern saß.

19. Kapitel

Stu brauchte den ganzen Tag, um den Fall vor den Gerichtshof der Vereinten Nationen bringen zu lassen. Meine Anwälte beriefen sich auf meine ›diplomatische Immunität‹, aber die Richter fielen nicht darauf herein, sondern stellten nur fest, das Beweismaterial reiche nicht zu einer Verurteilung aus, so daß der Angeklagte freigesprochen werden müsse. Die Anklage wegen Bigamie hatte von Anfang an keine Aussicht auf Erfolg gehabt, weil es auf Terra keine allgemein gültigen Ehegesetze gab; die Staaten hatten sich nur verpflichtet, gegenseitig ihre Gesetze anzuerkennen.

Von den elf Milliarden Menschen auf Terra lebten etwa sieben in Staaten, die kein Verbot der Polygamie kannten, und Stus Leute sorgten dafür, daß mein Fall überall bekannt wurde; das brachte uns sogar die Sympathien der Leute ein, die noch nie von uns gehört hatten. In dieser Beziehung war die Sache recht nützlich, denn die meisten der elf Milliarden Terraner wußten nichts oder fast nichts von unserer Revolution.

Stu hatte sich große Mühe gegeben, mich verhaften zu lassen; das erfuhr ich erst einige Wochen später, als ich einzusehen begann, wie vorteilhaft sich diese Affäre für uns ausgewirkt hatte. Dazu waren ein dummer Richter, ein bestechlicher Sheriff und die noch immer bestehenden Rassenvorurteile notwendig gewesen, und Stu gab mir gegenüber zu, daß die Farbabstufungen innerhalb unserer Familie genügt hatten, um den Richter so in Harnisch zu bringen, daß er den Haftbefehl unterschrieb.

Ich war zunächst vor Wut und Verblüffung sprachlos; aber das gab sich wieder, sobald ich freigelassen worden war. Eine Stunde danach flogen wir bereits nach Agra; das Komitee hatte seine Beratungen abgeschlossen und geruhte uns das Ergebnis mitzuteilen. Ich war froh, als wir endlich in unserem Fürstenappartement angelangt waren, aber wir konnten uns nicht lange ausruhen, sondern bekamen eine Aufmunterungsspritze und wurden in den Sitzungssaal gerollt.

Das Hearing war ziemlich einseitig; wir hörten zu, während der Vorsitzende sprach. Er sprach eine Stunde lang.

Unsere unverschämten Forderungen wurden abgewiesen. Die Verwaltungsbehörde war nach wie vor die einzige Autorität. Unruhen auf dem Mond würden nicht geduldet werden. Die Unruhen in letzter Zeit bewiesen nur, daß die Verwaltung nicht streng genug vorgegangen war. Dem sollte ein neuer Fünfjahresplan abhelfen, der gegenwärtig vorbereitet wurde. Ein Gesetzbuch sollte die bestehende Rechtsunsicherheit beheben; Zivil- und Strafgerichte würden für die ›Mündel‹ von Terra eingerichtet werden. Unter ›Mündel‹ waren *alle* Bewohner von Luna zu verstehen, nicht nur Sträflinge, die ihre Strafe erst teilweise verbüßt hatten. Unsere Kinder würden öffentliche Schulen besuchen, und Erwachsenen standen ähnliche Einrichtungen zur Weiterbildung zur Verfügung. Ein Planungsausschuß für wirtschaftliche, technische und landwirtschaftliche Fragen würde dafür sorgen, daß die Arbeitskräfte und die natürlichen Reserven des Mondes hundertprozentig ausgenutzt würden. Der erste Fünfjahresplan sah eine Vervierfachung der bisherigen Getreidelieferungen innerhalb kürzester Zeit vor; dieses Ziel mußte erreichbar sein, wenn die vorhandenen Reserven wissenschaftlich sinnvoll eingesetzt wurden. Die erste Phase dieses Plans bestand darin, daß alle Mündel, die keine produktive Tätigkeit ausübten, zum Bau von riesigen Tunnels eingesetzt wurden, in denen spätestens 2078 die ersten Farmen eingerichtet werden sollten. Diese neuen Riesenfarmen würden von der Verwaltung geleitet werden, anstatt den Launen privater Besitzer überlassen zu sein. Voraussichtlich würden sie bereits nach wenigen Jahren die gesamten Getreidelieferungen an Terra übernehmen können, so daß private Erzeuger ihre Produkte auf dem freien Markt verkaufen konnten. Aber im Laufe der Zeit würden auch sie Bestandteil des neuen Systems werden, weil ihre bisherigen Methoden sich als unwirtschaftlich erwiesen.

Der Vorsitzende sah von seinem Manuskript auf.

»Kurz gesagt, die Kolonie Luna wird zivilisiert und auf einen fortschrittlicheren Stand gebracht. Obwohl diese Aufgabe unangenehm ist, finde ich – als Bürger von Terra, nicht als Vorsitzender dieses Komitees –, daß wir Ihnen zu Dank verpflichtet sind, weil Sie uns auf dieses Problem aufmerksam gemacht haben.«

Ich hätte ihm am liebsten meine Meinung gesagt. »Mündel? Warum nannte er uns nicht gleich »Sklaven?« Aber Prof antwortete nur: »Ich finde diesen Vorschlag sehr interessant. Darf ich einige Fragen dazu stellen? Nur zu Informationszwecken?«

»Ja, aber nur zur Information.«

Der nordamerikanische Delegierte beugte sich nach vorn. »Aber glauben Sie ja nicht, daß wir uns Ihre Unverschämtheiten gefallen lassen! Nehmen Sie sich in acht – Ihr Fall ist noch längst nicht ausgestanden!«

»Bitte Ruhe«, forderte der Vorsitzende. »Professor?«

»Ich finde den Ausdruck »Mündel« bemerkenswert. Stimmen Sie mit mir überein, daß die meisten Bewohner von Luna keine Sträflinge, sondern freie Menschen sind?«

»Selbstverständlich«, gab der Vorsitzende sofort zu. »Über neunzig Prozent besitzen die Staatsbürgerschaft eines Mitglieds der Vereinten Nationen. Wer nach Hause zurückkehren will, kann das ohne weiteres tun. Ich möchte hinzufügen, daß ich selbst zu den Befürwortern dieser Möglichkeit gehöre – dann kann von »Sklavenarbeit« keine Rede mehr sein.« Er grinste höhnisch.

»Aha«, sagte Prof. »Wirklich sehr menschenfreundlich! Hat die Verwaltungsbehörde dabei berücksichtigt, daß die Bewohner von Luna körperlich nicht imstande sind, hier zu leben? Daß sie nicht auf Terra leben können, weil ihre Körper die sechsmal höhere Schwerkraft nicht ertragen?«

Der Vorsitzende runzelte die Stirn, als höre er diesen Einwand zum erstenmal. »Das ist nicht sehr überzeugend, Professor, denn schon Ihre Anwesenheit beweist, daß Ihre Landsleute auf

Terra leben könnten. Außerdem haben wir keineswegs die Absicht, jemand zur Rückkehr zu *zwingen*. Wer es für richtig hält, bis an sein Lebensende auf dem Mond zu bleiben, kann das selbstverständlich tun.«

»Richtig, Sir. Wir sind also frei und entscheiden selbst über unser Schicksal. Wir können auf Luna bleiben und für die Verwaltung zu Löhnen arbeiten, die von der Verwaltung festgesetzt werden... oder wir können zur Erde zurückkehren, um dort zu sterben.«

Der Vorsitzende zuckte mit den Schultern. »Sie halten uns für herzlose Verbrecher – das sind wir nicht. Wäre ich noch jung, würde ich selbst zum Mond auswandern. Dort gibt es noch unbegrenzte Möglichkeiten! Jedenfalls sind wir nicht daran schuld, daß Terra eine sechsmal höhere Schwerkraft als der Mond hat. Das sehen Sie doch ein, nicht wahr?«

Prof überraschte mich, weil er kampflös aufgab und nur sagte: »Herr Vorsitzender, ich nehme an, daß bald wieder Schiffe in Richtung Luna starten. Können mein Kollege und ich mit dem ersten Schiff nach Hause zurückkehren? Ich muß zugeben, daß die irdische Schwerkraft uns sehr zu schaffen macht. Unser Auftrag ist durchgeführt; wir können nach Hause zurückkehren.«

(Kein Wort über Getreidelieferungen. Nichts davon, daß wir ›Felsen werfen‹ wollten. Prof schien nur müde zu sein.)

»Das ist nicht ganz leicht, Professor«, antwortete der Vorsitzende. »Sie und Ihre Freunde haben Verbrechen begangen und müssen dafür bestraft werden, obwohl ich nicht glaube, daß ein Mann Ihres Alters zu einer Haftstrafe verurteilt würde. Aber halten Sie es für richtig, daß wir Sie nach Luna zurückschicken, damit Sie dort weiter Unruhe stiften können?«

Prof seufzte. »Ich verstehe, Sir. Bin ich jetzt entlassen?«

»Natürlich. Halten Sie sich zur Verfügung des Komitees. Die Sitzung ist beendet. Colonel...«

»Sir?« Ich richtete mich auf.

»Ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen. In meinem Arbeitszimmer.«

»Äh...« Ich sah zu Prof hinüber, der schwach nickte und dabei eine vereinbarte Handbewegung machte, die heißen sollte: »Zuhören, zustimmen, Zeit gewinnen.«

Minuten später saß ich dem Vorsitzenden in seinem schalldichten Arbeitszimmer gegenüber. Die gepolsterte Tür war verschlossen, aber das bedeutete nichts; der Raum konnte ein halbes Dutzend Ohren haben – von dem in meiner Prothese ganz abgesehen.

»Etwas zu trinken? Kaffee?« erkundigte er sich.

»Nein, danke, ich muß hier strenge Diät halten.«

»Das ist einsichtig. Sind Sie wirklich an den Rollstuhl gebunden? Sie wirken doch ganz gesund.«

»Wenn es sein müßte, könnte ich aufstehen und durch den Raum gehen. Ich könnte dabei allerdings auch stürzen oder anders zu Schaden kommen. Deshalb ziehe ich es vor, kein Risiko einzugehen. Ich wiege hier sechsmal mehr, als ich eigentlich sollte, und daran ist mein Herz nicht gewöhnt.«

»Colonel, Sie fragen sich wahrscheinlich, weshalb ich Sie zu mir gebeten habe«, meinte der Vorsitzende jovial lächelnd.

»Nein, Sir, denn ich nehme an, daß ich das früh genug erfahren werde. Ich frage mich nur, weshalb Sie mich noch immer »Colonel« nennen.«

Er lachte laut. »Aus reiner Gewohnheit, nehme ich an. Nun, vielleicht behalten wir den Titel einfach bei. Sagen Sie, was halten Sie von unserem Fünfjahresplan?«

Das konnte ich nicht offen sagen. »Er scheint sorgfältig ausgearbeitet zu sein«, antwortete ich deshalb nur.

»Ja, wir haben uns viel Mühe damit gegeben. Colonel, Sie sind ein vernünftiger Mann – das geht aus jedem Wort hervor, das Sie seit Ihrer Ankunft auf der Erde gesprochen haben. Sie sind

auf dem Mond geboren. Fühlen Sie sich als Patriot? Fühlen Sie sich Ihren Landsleuten verpflichtet?«

»Hmmm, ja. Ich halte unsere Revolution allerdings weiterhin für notwendig.«

»Ganz unter uns gesagt, das war sie auch. Dieser alte Trottel Hobart! Colonel, unser Plan ist gut... aber wir brauchen einen Mann, der ihn verwirklicht. Wenn Sie ein Patriot sind, können Sie dieser Mann sein.« Er hob die Hand. »Nein, lehnen Sie nicht voreilig ab. Überlegen Sie sich etwas anderes: Glauben Sie, daß die Kolonie Luna sich mit Erfolg gegen Terra wehren kann? Wie viele Schiffe und H-Bomben wären Ihrer Meinung nach erforderlich, um Luna zu vernichten?«

»Ein Schiff und sechs Bomben«, antwortete ich.

»Richtig! Mein Gott, es ist wirklich angenehm, mit einem vernünftigen Mann zu sprechen. Ein Schiff könnte die Sache in zehn Minuten erledigen.«

»Das gebe ich zu, Sir, aber Professor de la Paz hat bereits erwähnt, daß man keine Milch bekommt, indem man die Kuh schlägt. Und erst recht nicht, wenn man sie erschießt.«

»Nein, nein, mein lieber Colonel, das ist keineswegs beabsichtigt«, erklärte er mir rasch. »Wir wollen die Kuh nicht erschießen... aber wir würden ihr notfalls beweisen, daß wir sie erschießen *könnten*.« Er lachte wieder. »Trotzdem wäre es uns lieber, wenn wir die alte Kuh überreden könnten, freiwillig Milch zu geben.«

Ich nickte wortlos.

»Interessiert Sie die Methode nicht?« fragte er.

»Doch«, stimmte ich zu.

»Gut, ich erkläre Ihnen alles...« Er führte mich auf einen hohen Berg und zeigte mir ein Königreich zu meinen Füßen, das mir gehören sollte, wenn ich diese Aufgabe erfolgreich übernahm. Ich brauchte meine Landsleute nur davon zu überzeugen, daß sie diesen Kampf nicht gewinnen konnten, und ich sollte die

Vorteile des neuen Systems herausstellen. Und falls Argumente allein nicht genügten, konnte ich mich auf die beiden Polizeiregimenter verlassen, die auf Luna für Ruhe und Ordnung sorgen würden...

Ich nickte gelegentlich, runzelte mehrmals die Stirn und erklärte dem Vorsitzenden, ich müsse den Plan in allen Einzelheiten studieren, bevor ich einen Entschluß fassen könne.

»Selbstverständlich!« stimmte er sofort zu. »Ich gebe Ihnen einen Durchschlag mit; lesen Sie alles durch und beschäftigen Sie sich damit. Morgen sprechen wir wieder darüber. Ich kann mich doch darauf verlassen, daß Sie die Sache inzwischen für sich behalten? Gut... *Diesmal* fangen wir alles richtig an. Dieser alte Trottel Hobart – er ist tot, nicht wahr?«

»Nein, aber senil.«

»Sie hätten ihn gleich umlegen sollen. Hier ist Ihr Durchschlag.«

»Sir? Weil wir gerade von alten Männern sprechen – Professor de la Paz kann nicht hierbleiben. Er hätte kein halbes Jahr mehr zu leben.«

»Das ist die beste Lösung, nicht wahr?« Als ich nicht antwortete, fügte er hinzu: »Gut, darüber können wir morgen sprechen. Sagen wir um vierzehn Uhr.«

Ich verließ sein Arbeitszimmer, und als ich in unser Hotel zurückgebracht wurde, zitterte ich an allen Gliedern. Ich bin eben kein geborener Diplomat.

Stu und Prof erwarteten mich. »Nun?« fragte Prof.

Ich sah mich um und zeigte auf mein Ohr. Wir drängten uns an Profs Bett zusammen und flüsterten unter einer Decke. Ich begann, aber Prof unterbrach mich. »Du kannst später noch genug über ihn fluchen. Wir brauchen Tatsachen.«

»Er hat mir den Posten des Gouverneurs von Luna angeboten.«

»Du hast hoffentlich angenommen?«

»Zu neunzig Prozent. Ich soll diesen Plan lesen und mich morgen dazu äußern. Stu, wie steht es mit unserem Fluchtplan? Wann können wir abfliegen?«

»Sofort. Wir haben nur noch deine Rückkehr abgewartet, ohne zu wissen, ob du überhaupt jemals zurückkommen würdest.«

In den nächsten anderthalb Stunden hatten wir viel zu tun. Zwei Hindus in wallenden Gewändern erschienen, um mit uns die Plätze und die Kleidung zu tauschen. Unsere Doubles ›schliefen‹ fest, als Stuart Lajoie in Begleitung der beiden Hindus das Appartement verließ.

Der schwierigste Teil der Flucht lag noch vor uns: Prof mußte vom Fahrstuhl aus dreizehn Stufen zur Dachterrasse hinaufsteigen. Er hatte noch nie motorisierte Gehhilfen getragen, hatte nicht damit üben können und hatte die letzten vier Wochen auf dem Rücken liegend im Bett verbracht.

Aber Stu half ihm die Treppe hinauf, und ich biß die Zähne zusammen und erreichte das Dach ohne fremde Hilfe. Oben mußte ich mich gegen die Wand lehnen, um nicht zusammenzusacken; mein Herz schlug wie rasend. Ein Hubschrauber sank fast lautlos aus der Abenddämmerung herab, nahm uns an Bord und brachte uns zu dem gecharterten Jet, der zwei Minuten später nach Australien startete.

Wir landeten in der chinesischen Hälfte Australiens – in Darwin, um es genau zu sagen –, wurden an Bord eines Raumschiffes gebracht, auf Konturliegen angeschnallt und mit allen möglichen Betäubungsmitteln vollgespritzt. Ich blieb länger wach als Prof, der schon bald das Bewußtsein verlor, und sah noch, daß Stu hereinkam und sich grinsend neben mir festschnallte. Ich warf ihm einen erstaunten Blick zu. »Du auch? Wer arbeitet dann weiter?«

»Die gleichen Leute, die schon von Anfang an die meiste Arbeit getan haben. Sie kennen ihre Aufgabe und brauchen mich nicht mehr. Mannie, alter Junge, ich möchte nach Luna zurück – und das hier scheint der letzte Dampfer von Schanghai aus zu sein.«

»Was hat Schanghai damit zu tun?«

»Gar nichts. Mannie, ich bin völlig pleite; ich habe überall Schulden und würde wegen Beihilfe zu eurer Flucht vor Gericht gestellt. In anderen Worten: Ich gehe lieber freiwillig, als mich deportieren zu lassen. Glaubst du, daß ich in meinem Alter noch lernen kann, wie man mit einem Laserbohrer umgeht?«

Die Wirkung der Drogen, machte sich allmählich bemerkbar. »Stu, auf Luna bist du nicht alt... eben erst angefangen... außerdem kannst du... immer an unserem Tisch essen! Mimi hat dich gern!«

»Danke, Mannie, vielleicht kommt es noch dazu. Achtung, wir starten! Hol tief Luft!«

Ich verspürte einen kurzen Schlag und verlor das Bewußtsein.

20. Kapitel

Unser Schiff war eine Fähre, die normalerweise benutzt wurde, um die Schiffe der Vereinten Nationen mit Nachschub zu versorgen oder Passagiere zu den Vergnügungssatelliten zu bringen, die die Erde umkreisten. Statt vierzig Passagiere befanden sich nur drei an Bord, die ganze Ladung bestand aus unseren Druckanzügen, und außer dem Kapitän und einem Cyborg, der als Pilot diente, gab es auch keine Mannschaft. Allerdings führte das Schiff weitaus mehr Treibstoff mit, als normalerweise nötig gewesen wäre. So war es möglich, direkt den Mond anzusteuern.

Als wir wieder aufwachten, befanden wir uns in einer Kreisbahn um Luna und hatten nichts anderes zu tun, als geduldig zwei Tage zu warten, bis sämtliche Krankheitserreger abgetötet worden waren, die wir von Terra mitgebracht hatten. Während dieser Quarantänezeit war ich erleichtert und fast glücklich – aber doch nicht ganz, denn Prof wollte wissen, was mich bedrückte.

»Nichts«, antwortete ich. »Ich kann es schon nicht mehr erwarten, endlich nach Hause zu kommen. Aber... weißt du, im Grunde genommen schäme ich mich, weil wir versagt haben. Was haben wir falsch gemacht, Prof?«

»Versagt, mein Junge?«

»Wie willst du es sonst nennen?«

»Manuel, ich bin dir eine Erklärung schuldig. Du erinnerst dich bestimmt daran, daß Adam Selene vor unserem Abflug unsere Chancen ausgerechnet hat?« Stu war nicht in der Nähe, aber wir sprachen aus Sicherheitsgründen trotzdem nie anders von Mike.

»Natürlich! Eins zu dreiundfünfzig. Und dann eins zu hundert, als wir auf Terra gelandet waren. Wie schlecht sind sie jetzt? Eins zu tausend?«

»Ich habe alle drei, vier Tage eine neue Berechnung angefordert – deshalb muß ich mich auch bei dir entschuldigen. Willst du raten, wie unsere Aussichten jetzt stehen? Du bist viel zu pessimistisch!«

»Äh... nein, verdammt noch mal! Ich will endlich die Wahrheit hören.«

»Unsere Chancen stehen siebzehn zu eins gegen uns – aber das durfte ich dir nicht erzählen.«

Ich war verblüfft, entzückt, begeistert – und beleidigt. »Was soll das heißen? Hör zu, Prof, wenn du mir nicht traust, kannst du Stu an meiner Stelle in die Exekutivzelle aufnehmen.«

»Bitte, Mannie. Dorthin gehört er auch, falls einem von uns – Wyoming, dir oder mir – etwas zustoßen sollte. Ich durfte dir das alles nicht schon auf Terra erzählen, denn du bist kein guter Schauspieler und hättest deine Rolle nicht überzeugend spielen können.«

»Jetzt rückt er damit heraus!«

»Manuel, wir mußten verbissen kämpfen – und verlieren.«

»Wirklich? Weißt du bestimmt, daß ich schon groß genug für derartige Mitteilungen bin?«

»Manuel, du kannst dich bei Adam erkundigen, ob unsere Chancen nicht allein dadurch besser geworden sind, daß du nichts von den wirklichen Hintergründen erfahren hast. Muß ich noch hinzufügen, daß Stuart sofort einverstanden war, dem Ruf nach Luna zu folgen, ohne nach Gründen zu fragen? Kamerad, wir hatten es nicht leicht. Der Untersuchungsausschuß war zu klein, und der Vorsitzende hätte uns einen erträglichen Kompromiß angeboten, mit dem unsere Leute zu Hause vielleicht zufrieden gewesen wären.

Aber das wollte ich eben vermeiden! Ein Kompromiß hätte unserer Sache unendlich geschadet, denn die Katastrophe wäre dadurch nur beschleunigt worden. Deshalb habe ich absichtlich jede Verständigung torpediert. Manuel, du, ich und Adam wissen, daß die Getreidelieferungen aufhören müssen; nur dadurch läßt sich die Katastrophe abwenden. Aber kannst du dir einen Weizenfarmer vorstellen, der darum kämpft, daß die Lieferungen eingestellt werden?«

»Nein. Hast du übrigens schon von zu Hause gehört, wie die Farmer die Einstellung der Lieferungen aufgenommen haben?«

»Die Lieferungen gehen vorläufig weiter, Manuel. Wir kaufen noch immer Weizen auf. Unsere Frachter landen wie üblich vor Bombay.«

»Aber du hast doch behauptet, die Lieferungen würden sofort eingestellt!«

»Das war eine Drohung, keine moralische Verpflichtung. Ein paar Ladungen spielen keine Rolle, und wir brauchen Zeit. Wir haben nur eine Minderheit auf unserer Seite. Die Mehrzahl der Bevölkerung läßt sich nur zeitweilig in der gewünschten Richtung beeinflussen. Und wir haben eine Minderheit gegen uns – die Weizenfarmer, die schon jetzt unzufrieden sind. Adam will dafür sorgen, daß die Mehrheit auf unserer Seite steht, wenn die Blockade verkündet wird.«

»Wie lange dauert das? Ein Jahr? Zwei?«

»Zwei, drei Tage«, versicherte Prof mir. »Verlaß dich darauf, Manuel – sobald wir L-City erreichen, wollen die Leute gar nichts anderes mehr von uns hören!«

Prof behielt recht. Der Empfang auf dem Raumhafen übertraf alle meine Erwartungen, aber die größte Überraschung kam erst, als wir im Triumphzug in die Alte Kuppel begleitet wurden. Dort schien sich ganz Luna City versammelt zu haben, um uns zuzujubeln. Ich hatte mir Sorgen um Prof gemacht, aber er war in bester Form und hielt eine zündende Rede, die im Fernsehen in alle anderen Siedlungen übertragen wurde. Seine Ansprache war inhaltlich nicht sehr logisch, aber voll zündender Schlagworte wie ›Liebe‹, ›Heimat‹, ›Luna‹, ›Kameraden und Nachbarn‹ und sogar ›Schulter an Schulter‹. Die Zuhörer waren begeistert.

Prof nutzte die Gelegenheit, um ihnen zu erklären, welche Pläne die Verwaltung für ihre Zukunft ausgearbeitet hatte. Er hielt den Durchschlag hoch, den der Vorsitzende mir überlassen hatte. »Hier ist der Fetzen!« rief er aus. »Das sind eure Fesseln! Eure Handschellen! Wollt ihr sie tragen?«

»Nein!«

»Aber sie sagen, ihr müßt. Sie sagen, Luna wird bombardiert... und die Überlebenden werden diese Fesseln tragen. Wollt ihr das?«

»Nein, niemals!«

»Niemals«, stimmte Prof zu. »Sie drohen uns mit Truppen... aber wir werden uns unserer Haut wehren!«

»Ja!«

»Wir kämpfen an der Oberfläche, wir kämpfen in den Tunnels, wir kämpfen in den Korridoren! Und wenn wir sterben müssen, sterben wir *frei!*«

»Ja! Lieber tot als unfrei!«

»Und wenn wir sterben, soll die Geschichte schreiben: Dies war Lunas größte Stunde! Gebt uns Freiheit... oder gebt uns den Tod!«

Das klang irgendwie bekannt, aber Prof verstand es, seine Zuhörer mitzureißen, bis ich schließlich selbst von der allgemeinen Begeisterung angesteckt wurde. Die Leute jubelten und klatschten – und ich schloß mich ihnen an, obwohl ich *wußte*, daß wir gegen Terra auf verlorenem Posten kämpften.

Nach Prof ergriffen mehrere Redner das Wort, und Adam Selene, der als erster nach ihm sprach, hatte keine Mühe, die Versammlung von der Notwendigkeit eines Embargos zu überzeugen. Als er um Meinungsäußerungen aus dem Publikum bat, hörten wir nur begeisterte Zustimmung von allen Seiten.

Damit war unser Entschluß gefaßt: Die Getreidelieferungen nach Terra wurden mit sofortiger Wirkung eingestellt, und wir übermittelten den Vereinten Nationen ein reichlich unverschämtes Manifest, in dem wir ausdrücklich vor jeder Gewaltanwendung warnten.

21. Kapitel

Am Montag, dem 12. Oktober 2076, war ich nach einem langen Arbeitstag auf dem Weg nach Hause. Eine Delegation von Weizenfarmern hatte Prof sprechen wollen, und ich hatte sie empfangen, weil er in Hongkong Luna war. Ich hatte sie kurz abgefertigt. Das Embargo bestand seit nunmehr vier Wochen, aber die VN dachten nicht daran, uns den Gefallen zu tun, heftig dagegen zu protestieren. Statt dessen äußerten sie sich gar nicht dazu, und Stu, Prof und Mike mußten sich alle Mühe geben, um die Kriegsstimmung mit geschickt lancierten Meldungen anzuheizen.

Zunächst bewegten alle Loonies sich nur noch in Druckanzügen und trugen den Helm unter dem Arm, wenn sie zur Arbeit gingen. Aber das gab sich im Laufe der Zeit, als keine unmittelbare Gefahr zu drohen schien – der Druckanzug ist lästig, wenn man ihn nicht wirklich braucht. Dann begannen die Kneipen Schilder auszuhängen: KEINE DRUCKANZÜGE AN DER BAR! Und wenn ein Loonie kein Bier bekommt, nur weil er einen Druckanzug trägt, läßt er ihn irgendwo zurück, wo er ihn später abholen kann.

An diesem Tag hatte ich ihn sogar selbst vergessen – ich war schon halb im Büro, als mir einfiel, daß ich ihn nicht trug.

Ich hatte unsere Schleuse bereits vor mir, als ich ein Geräusch hörte, das jeden Loonie am meisten erschreckt – ein entferntes Dröhnen, dem ein Luftzug folgte. Ich verschwand sofort in unserer Schleuse, verriegelte sie hinter mir und rannte auf unser Haus zu.

»Alle Druckanzüge anziehen! Holt die Jungs aus dem Tunnel und schließt das Schott!«

Mum und Ludmilla waren die einzigen Erwachsenen in Hörweite. Sie starrten mich an und machten sich wortlos an die Arbeit. Ich lief in meine Werkstatt und griff nach dem Druckanzug. »Mike! Antworte!«

»Ich bin hier, Mannie«, sagte er gelassen.

»Ich habe eine explosive Dekompression gehört. Wie steht die Lage?«

»Das war Ebene drei in L-City. Ein Riß an der Station West, inzwischen teilweise unter Kontrolle. Sechs Schiffe gelandet, L-City wird angegriffen...«

»Was?«

»Laß mich ausreden, Mannie. Sechs Transporter gelandet; L-City wird angegriffen; Hongkong vermutlich ebenfalls, Verbindung bei Relaisstation XI abgerissen; Johnson City wird angegriffen. Ich kann Novilen nicht sehen, aber eine Projektion

der Flugbahnen legt einen Angriff nahe. Das gleiche gilt für Churchill und Tycho Under. Ein Schiff befindet sich in einer Kreisbahn um Luna und dient wahrscheinlich als Kommandoschiff. Keine anderen Signale aufgenommen.«

»Sechs Schiffe – *hast du geschlafen?*«

»Die Schiffe sind aus der entgegengesetzten Richtung gekommen, Mannie«, antwortete Mike so ruhig, daß ich meine Selbstbeherrschung zurückgewann. »Du weißt selbst, daß ich auf der anderen Seite blind bin. Ich habe das Schiff für L-City erst im letzten Augenblick gesehen. Jetzt höre ich auch, daß in Novilen gekämpft wird. Alle übrigen Meldungen beruhen auf Schlußfolgerungen aus Informationen, die mir zugänglich waren; ihr Wahrscheinlichkeitsgehalt beträgt neunundneunzig Komma neun Prozent. Deshalb habe ich dich und Prof sofort angerufen.«

Ich holte tief Luft. »Operation Fels zur Ausführung vorbereiten.«

»Programmiert. Da ich dich nicht erreichen konnte, habe ich deine Stimme imitiert, Mannie. Willst du es hören?«

»Nein... doch! Ja!«

Ich hörte ›mich‹ dem Wachoffizier am alten Katapult den Befehl geben, seine Männer zu alarmieren und die Operation Fels vorzubereiten – die erste Ladung im Katapult, alle weiteren abschußbereit auf den Förderbändern, aber *kein* Start ohne meine persönliche Erlaubnis, ›Ich‹ ließ ihn den Befehl wiederholen.

»Okay«, sagte ich zufrieden. »Wie steht es mit den Laserbohrern?«

»Ich habe wieder deine Stimme benutzt, Mannie. Die Männer sind alarmiert und befinden sich in ihren Bereitschaftsräumen. Das Kommandoschiff kann frühestes in drei Stunden über uns sein; wahrscheinlich ist es erst in fünf Stunden ein Ziel.«

»Vielleicht manövriert es oder schießt Raketen.«

»Immer mit der Ruhe, Mannie. Ich würde selbst eine Rakete einige Minuten vor dem Ziel erkennen. Willst du die Männer überanstrengen? Das schadet nur.«

»Äh... tut mir leid. Du hast recht, Mike. Ich rufe dich wieder an.«

»Viel Glück, Mannie, mein erster Freund.«

Ich rannte durch unsere Schleuse hinaus und hielt meine Laserpistole schußbereit in der Hand, als ich Schleuse Dreizehn erreichte.

Die Schleusenkammer war nun auch von der anderen Seite verschlossen, und ich sah dort niemanden stehen. Das war richtig – aber der Stiljagi, der für diese Schleuse verantwortlich war, hätte sich in der Nähe aufhalten müssen.

Es hatte keinen Zweck, mit den Fäusten gegen die Tür zu trommeln. Ich ging schließlich auf dem gleichen Weg zurück – und weiter durch unsere Farm, durch die Gemüsetunnels und zu unserer Schleuse, die an der Oberfläche zur Sonnenbatterie führte.

Dort lag ein Schatten über dem Guckloch, wo ich gleißend hellen Sonnenschein erwartet hatte. Das verdammte Schiff war auf unserem Grund und Boden gelandet! Seine Teleskopstelzen bildeten ein riesiges Dreieck über mir, und ich konnte von unten in die Hecktriebwerke sehen.

Ich zog mich rasch zurück, verriegelte beide Schleusentüren von innen und ließ alle weiteren druckfesten Türen auf dem Rückweg ins Schloß fallen. Diesmal war Schleuse Dreizehn besetzt; die beiden Jungen, die dort Wache hielten, ließen mich passieren. Ich verlangte die letzten Nachrichten.

»Der Druck ist wieder in Ordnung«, berichtete einer von ihnen. »Zumindest auf dieser Ebene. Unter uns wird noch gekämpft. Kann ich mitkommen, General? Es genügt doch, wenn hier einer Wache steht.«

»Nein.«

»Ich will einen Terraner umlegen!«

»Nein, du bleibst auf deinem Posten. Wenn sich einer hierher verirrt, gehört er dir. Sieh dich vor, daß du nicht ihm gehörst.«
Ich rannte weiter.

Ich war leichtsinnig genug gewesen, meinen Druckanzug zu Hause zu lassen, und erlebte deshalb nur den letzten Teil der Schlacht in den Korridoren – eigentlich eine Schande für den >Verteidigungsminister< von Luna.

Ich bewegte mich mit geöffnetem Helm in nördlicher Richtung bis zu der Schleuse, die zum Hauptgang führte. Die Schleusentür stand offen, und der Junge, der sie bewachen sollte, lag tot davor. Vorsichtig ging ich hindurch und betrat den Hauptgang. In einiger Entfernung bewegten sich zwei Gestalten in Druckanzügen. Ich schoß sie nieder.

Ein Mann in einem Druckanzug sieht aus wie der andere, also hatten sie mich vermutlich für einen der ihren gehalten. Daß sie nicht zu unseren Leuten gehörten, hatte ich nur an ihren Bewegungen erkannt. Neulinge heben die Füße zu hoch vom Boden und suchen ständig nach Halt.

Ich wollte ihre Waffen an mich nehmen, doch sie waren mit Ketten an ihren Anzügen befestigt, und ich konnte nicht herausfinden, wie man sie löste. Davon abgesehen hatten sie keine Laser, sondern etwas, das ich noch nie gesehen hatte: echte Gewehre. Ich hätte gar nicht gewußt, wie man damit umging. An den Läufen waren Messer befestigt, sogenannte Bajonette. Sie waren der Hauptgrund, weshalb ich die Waffen haben wollte, denn mein eigener Laser besaß nur eine Kapazität von zehn Schuß, und ich hatte keine Reservebatterien dabei.

Nach ein paar Sekunden gab ich den Versuch auf, die Waffen von ihren Ketten zu befreien, und eilte in die Richtung, aus der Kampfeslärm herüber drang.

Es war ein Gemetzel, keine Schlacht. Vielleicht ist eine Schlacht aber auch immer so – Verwirrung, Lärm, und niemand weiß genau, was eigentlich vorgeht. An der breitesten Stelle des

Hauptgangs hatten sich mehrere hundert Loonies zusammengerottet, Männer, Frauen und Kinder. Knapp die Hälfte von ihnen trug Druckanzüge, und nur ganz wenige schienen Waffen zu haben. Trotzdem stürzten sie sich auf die bewaffneten Soldaten.

Als erstes fiel mir das Geräusch auf, das meinen Helm erfüllte und die Trommelfelle vibrieren ließ. Es war ein durchdringendes Grollen, zusammengesetzt aus all den Lauten, die eine menschliche Kehle hervorbringen kann. Es klang wie das Knurren eines gigantischen Hundes, und plötzlich wurde mir bewußt, daß auch ich meinen Teil zu diesem Grollen beitrug.

Ich sah ein halbwüchsiges Mädchen, das ein Küchenmesser schwang. Sie beugte sich über die Rampe herab und stach auf einen Soldaten ein. Dank seines Druckanzugs konnte sie ihn kaum ernsthaft verletzt haben, doch er stolperte und ging zu Boden. Der hinter ihm gehende Soldat riß sein Bajonett hoch und stieß es dem Mädchen in den Leib.

Ich kann mich nicht mehr genau an alle Vorgänge erinnern, nur einzelne Bilder wie das jenes Mädchens sind in meinem Gedächtnis haften geblieben. Ich schloß mich dem Kampf an und schoß mein Magazin leer. Einer der Soldaten schoß zurück, und die Kugel riß Splitter aus meinem Helm. Schließlich stürzte ich mich genau wie die anderen Mondbewohner mit bloßen Händen in die Schlacht, und nach einer endlos erscheinenden Zeit lebte keiner der Eindringlinge mehr.

Inzwischen waren die Eindringlinge in allen Städten bereits tot, wenn nicht in diesem Augenblick, dann Minuten später. Über zweitausend Soldaten waren tot; mehr als die dreifache Anzahl Loonies waren gestorben, um die Invasion aufzuhalten, und die Zahl der Verwundeten wurde nie genau bekannt. Es gab keine Gefangenen, aber später fielen uns die Schiffsbesatzungen in die Hände, als wir aufräumten.

Daß meistens unbewaffnete Loonies gut bewaffnete und gut ausgebildete Soldaten überwältigen konnten, war darauf zurückzuführen, daß Neuankömmlinge sich auf Luna nicht richtig bewegen können. Unsere Schwerkraft beträgt nur ein Sechstel der irdischen und macht dadurch die Reflexe eines Menschen zu seinen Feinden. Er schießt zu hoch, ohne es zu wissen, steht unsicher auf den Beinen und kann nicht schnell laufen, weil er sonst die Körperbeherrschung verliert.

Aber noch wichtiger für unseren Sieg war die Tatsache, daß wir kämpften. Die meisten Loonies bekamen nie einen Eindringling zu sehen, aber wo Soldaten auftauchten, rotteten sich Loonies wie weiße Blutkörperchen zusammen – und kämpften mit bloßen Händen, mit Messern oder mit erbeuteten Waffen. Niemand hatte es ihnen befohlen. Unsere Organisation brach bei diesem Überraschungsangriff zusammen. Aber wir Loonies kämpften verzweifelt, und die Angreifer starben. In keiner Siedlung drangen sie weiter als bis zur fünften oder sechsten Ebene vor. Die Leute in den untersten Ebenen wußten angeblich nichts von den Kämpfen, bis unser Sieg im Fernsehen verkündet wurde.

Auch die Eindringlinge kämpften gut, das mußte man ihnen lassen. Sie waren nicht nur hervorragend ausgebildet, sondern psychologisch behandelt und mit Drogen in die richtige Stimmung gebracht worden. Man hatte ihnen klargemacht, daß sie ihre Heimat nur dann wiedersehen würden, wenn sie unsere Städte eroberten und befriedeten. Und sie konnten erst zur Erde zurückkehren, wenn ihre Schiffe ihre Reaktionsmasse auf Luna ergänzt hatten, was ebenfalls stimmte. Dann erhielten sie Stärkungsmittel, Beruhigungsspritzen und Angstinhibitoren, die aus einer Maus einen Löwen gemacht hätten. Sie kämpften gut und tapfer – und starben in unseren Korridoren. Ich hatte selbst noch Gelegenheit, zwei Eindringlinge zu erledigen, die mir in einem engen Tunnel entgegenkamen; wir schossen gleichzeitig, aber sie rissen ihre Waffen zu schnell hoch, so daß die Schüsse harmlos über mich hinweggingen.

In Tycho City und in Churchill benutzten sie Gas, so daß sich nur die Loonies wehren konnten, die einen Druckanzug trugen.

Das Ergebnis war das gleiche, es dauerte nur länger. Natürlich war nur Betäubungsgas verwendet worden. Man wollte uns nicht ausrotten, sondern disziplinieren, damit wir wieder an unsere Arbeit gingen.

Die Eindringlinge waren tot. Aber der Kampf würde andauern, solange die sechs Transporter und das Kommandoschiff uns bedrohen konnten.

Als in Luna City nicht mehr gekämpft wurde, holte ich tief Luft und suchte das nächste Telefon. Noch keine Meldung aus Kongville; keine Nachricht von Prof. Wir hatten in J-City und Novilen gesiegt; in Novilen war der Transporter bei der Landung umgekippt, und Finn Niensens Männer hielten jetzt das Wrack besetzt. In Churchill und Tycho Under wurde noch gekämpft. Die übrigen Siedlungen waren nicht angegriffen worden. Mike hatte die Verkehrsverbindungen blockiert und ließ keine privaten Telefongespräche zu. Ja, Finn hatte sich gemeldet und war erreichbar.

Ich ließ mich mit ihm verbinden, erzählte ihm, wo der Transporter für L-City stand, und vereinbarte mit ihm, daß wir uns an Schleuse Dreizehn treffen würden.

Finn hatte ähnliche Erlebnisse wie ich zu berichten – er war überrascht worden, hatte aber wenigstens seinen Druckanzug getragen. Er hatte seine Männer erst nach Abschluß der Kämpfe sammeln können. Finn hatte bereits mit dem stellvertretenden Kommandeur von Novilen gesprochen, aber er machte sich Sorgen wegen HKL. »Mannie, soll ich einen Teil meiner Leute dorthin schicken?«

Ich sagte ihm, er solle vorläufig noch abwarten – die Angreifer konnten uns nicht durch die Röhren erreichen, solange wir die Energieversorgung kontrollierten, und ich bezweifelte, daß der Transporter starten konnte. »Komm, wir sehen uns den an, der über unserer Farm steht.«

Wir passierten Schleuse Dreizehn, gingen durch unsere Farmtunnels weiter, benutzten den Tunnel eines Nachbarn und sahen von seiner Schleuse aus den Transporter in einem Kilometer Entfernung stehen. Wir öffneten das Luk zunächst sehr vorsichtig, bis wir merkten, daß einige größere Felsbrocken in der Nähe als natürliche Deckung dienen konnten. Von dort aus betrachteten wir den Transporter eingehend.

Dann zogen wir uns in die Schleusenkammer zurück, um weitere Maßnahmen zu besprechen. »Meine Leute schaffen es bestimmt«, meinte Finn zuversichtlich.

»Wie?«

»Das sage ich dir lieber nicht, sonst fällt dir ein, warum mein Plan nicht klappen kann. Das hier ist meine Show, verstanden?«

Es soll Streitkräfte geben, in denen der oberste Befehlshaber *nicht* den guten Rat bekommt, er solle gefälligst den Mund halten. Aber wir waren eben Amateure. Finn ließ mich großzügigerweise mitkommen – als Zuschauer.

Die Vorbereitungen dauerten fast eine Stunde, die Ausführung dagegen nur zwei Minuten. Finn verteilte ein Dutzend Männer rund um das Schiff, indem er sie durch Schleusen verschiedener Farmer an die Oberfläche schickte. Er selbst stand am weitesten westlich; als er annahm, daß seine Leute ihre Plätze erreicht haben mußten, schoß er eine rote Leuchtkugel ab.

Als dieses vereinbarte Signal am Himmel erschien, richteten alle Männer ihre Strahler auf den Transporter und brachten die Antennen zum Schmelzen. Finn schaltete auf seine Ersatzbatterie um und begann eine Stelle am Rumpf unter Beschuß zu nehmen; zwei seiner Männer nahmen das gleiche Ziel aufs Korn. Der Strahl wurde kirschrot, begann zu schmelzen und lief plötzlich davon – und die Luft entwich in einer großen Dampfwolke. Gleichzeitig bohrten die anderen den Schiffsrumpf an zwei weiteren Stellen an, so daß die Besatzung vor der unmöglichen Aufgabe stand, drei große Lecks abzudichten und zu reparieren.

Finn drehte sich nach mir um. »Jetzt können sie nicht mehr reden und nicht mehr starten. Ich bezweifle, daß sie den Rumpf so weit abdichten können, daß sie ohne Druckanzüge auskommen. Am besten warten wir einfach ein paar Tage ab, ob sie freiwillig herauskommen. Wenn sie es nicht tun, bringen wir einen schweren Bohrer her und machen Ernst.«

Ich merkte, daß Finn auch ohne meine Unterstützung zurechtkam, ging deshalb wieder hinunter, rief Mike an und verlangte eine Kapsel, um zum Ballistikradar zu fahren. Er wollte wissen, weshalb ich nicht unten in Sicherheit geblieben sei.

»Hör zu, du komische Ansammlung von Halbleitern, ich bin Verteidigungsminister und muß mich davon überzeugen, was inzwischen passiert ist. Du hast überall Augen, aber ich habe nur zwei, deshalb kann ich nicht zu Hause im Lehnstuhl bleiben. Willst du den ganzen Spaß für dich allein haben?«

Daraufhin bot er mir an, die wichtigsten Ereignisse auf einen Bildschirm zu übertragen, damit ich nicht selbst in Gefahr kam – er wollte nicht, daß ich verletzt würde...

»Mike, ich brauche die Kapsel«, erklärte ich ihm. »Ich ziehe mir jetzt wieder den Druckanzug an und kann bei Station West einsteigen.«

»Okay, schließlich riskierst du deinen eigenen Hals«, stimmte Mike widerstrebend zu. »Abfahrt in dreizehn Minuten. Ich lasse dich bis zur Geschützstellung George fahren.«

Sehr zuvorkommend von ihm. Ich erreichte Station West und telefonierte von dort aus nochmals. Finn hatte den übrigen Stadtkommandanten erklärt, wie die Transporter lahmgelegt werden konnten – nur mit Hongkong hatte er keine Verbindung bekommen, so daß wir annehmen mußten, daß die Stadt in Feindeshand gefallen war. »Adam«, sagte ich, da andere zuhören konnten, »glaubst du, daß es zweckmäßig wäre, die Relaisstation XL vorläufig reparieren zu lassen?«

»Hier spricht nicht Genosse Selene«, antwortete Mike mit veränderter Stimme, »sondern einer seiner Assistenten. Adam

Selene war in Churchill Upper, als der explosive Druckverlust eintrat. Ich fürchte, daß wir ihn zu den Opfern des Überfalls zählen müssen.«

»Was?«

»Tut mir aufrichtig leid, Genosse.«

»Augenblick!« Ich schickte die Zuhörer hinaus, setzte mich wieder ans Telefon und fragte leise: »Was soll der Unsinn, Mike?«

»Das ist kein Unsinn, Mannie«, versicherte er mir. »Adam Selene mußte eines Tages verschwinden. Er hat seinen Zweck erfüllt und spielt in der Regierung ohnehin nur eine Nebenrolle. Prof und ich sind uns darüber einig geworden; nur der Zeitpunkt stand nicht fest. Wenn wir ihn anläßlich der Invasion sterben lassen, wird er ein Nationalheld... und Luna braucht einen. Am besten verbreite ich weiterhin die Meldung ›Adam Selene ist wahrscheinlich tot‹, bis du mit Prof darüber gesprochen hast. Falls ihr ›Adam Selene‹ noch braucht, kann sich später herausstellen, daß er durch einen Zufall mit dem Leben davongekommen ist.«

»Hmmm... okay, meinetwegen. Aber wenn Prof in Kongville umgekommen ist, brauche ich ›Adam‹ bestimmt dringend.«

»Deshalb haben wir ihn vorläufig nur auf Eis gelegt, anstatt ihn gleich sterben zu lassen«, stimmte Mike zu.

»Gewinnen wir, Mike?« fragte ich besorgt.

»Das hast du mich schon lange nicht mehr gefragt. Halt dich fest, Mannie – nach letzter Berechnung stehen die Chancen fünfzig zu fünfzig!«

»Teufel, Teufel!«

»Du kannst jetzt fahren und dir den Spaß ansehen. Aber bleib mindestens hundert Meter vom Geschütz entfernt, falls das Schiff den Laserstrahl mit einem anderen beantwortet. Es kommt in einundzwanzig Minuten in Reichweite.«

Die Kapsel lieferte mich bei der Geschützstellung George ab; ich blieb gleich dort, weil ich telefonisch erreichbar sein mußte und weil die längste Telefonschnur erheblich kürzer war. Ich suchte mir einen Platz im Schatten und saß mit dem Rücken an einen Felsen gelehnt.

»Ballistikkontrolle, hier O'Kelly bei George. In der Nähe, meine ich, etwa hundert Meter.« Ich schätzte, daß Mike nicht würde beurteilen können, wie lang die Telefonschnur war.

»Ballistikkontrolle, verstanden«, antwortete Mike nur. »Ich informiere das Hauptquartier.«

»Danke. Anfrage an das Hauptquartier: Ist Genossin Wyoming Knott inzwischen aufgetaucht?«

»Augenblick, ich erkundige mich.« Mike wartete und sagte dann: »Laut Auskunft leitet Genossin Wyoming den Erste-Hilfe-Dienst in der Alten Kuppel.«

»Danke!« Ich atmete erleichtert auf. Ich liebte Wyo nicht mehr als die anderen... aber, nun ja, sie war eben *neu*. Und Luna brauchte sie noch.

»Achtung!« sagte Mike scharf. »An alle Geschützfürer: Erhöhung acht-sieben-null, Azimuth eins-neun-drei-null, Parallaxe auf dreizehnhundert Kilometer einstellen und laufend verringern.«

Ich richtete mich auf und erkannte einen winzigen Leuchtpunkt, der sich langsam nach Norden bewegte. Das Ding schien geradewegs *auf uns* landen zu wollen!

Aber dreizehnhundert Kilometer sind eine lange Strecke, selbst wenn ein Schiff zur Landung ansetzt. Unsere Geschütze hatten das Ziel im Visier, auch die drei, die Mike selbst kontrollierte. Das Kommandoschiff wurde immer heller und strahlender – verdammt noch mal, es wollte tatsächlich auf *uns* landen!

»Fünfhundert Kilometer abnehmen«, stellte Mike ruhig fest. »Alle Geschütze feuerbereit. Achtzig Sekunden.«

Die längsten achtzig Sekunden meines Lebens. Das Schiff war *riesig!* Mike zählte die letzten Sekunden: »... fünf... vier... drei... zwei... eins... FEUER!« Dann glühte das Schiff plötzlich heller auf.

Ich hätte den winzigen Lichtpunkt fast übersehen, der sich im gleichen Augenblick von dem Schiff löste, aber Mike sagte: »Lenkwaffe gestartet. Drei Geschütze feuern auf meinen Befehl. Die anderen bleiben auf das Schiff gerichtet. Neue Koordinaten werden noch durchgegeben.«

Kurze Zeit später gab er die neuen Koordinaten an und fügte hinzu: »Feuer nach Sicht frei!«

Ich versuchte die Rakete und das Schiff gleichzeitig zu beobachten, verlor beide aus den Augen und sah die Rakete zwischen uns und dem Katapult auftreffen. Es gab keine Wasserstoffusion, sonst könnte ich nicht mehr davon erzählen; aber der restliche Treibstoff explodierte, und wir spürten einen kurzen Stoß, der sich durch die Felsen fortpflanzte.

Das Schiff sank ständig tiefer. Ich wartete auf den Feuerstrahl aus dem Heck, der die Landung einleiten würde.

Aber der Feuerstrahl kam nicht. Das Schiff zerschellte zehn Kilometer von uns entfernt in einer orangeroten Wolke.

»Verlustmeldungen durchgeben, Geschütze sichern«, befahl Mike. »Anschließend müssen alle sofort nach unten gehen.«

»Geschütz Alice, keine Verluste« – »Geschütz Bambie, keine Verluste« – »Geschütz Cäsar, ein Mann durch Felssplitter verletzt, kein Druckverlust...«

Ich ging wieder nach unten und rief Mike vom nächsten richtigen Telefon aus an. »Was ist passiert, Mike? Haben sie nicht auf Fernsteuerung umgeschaltet, nachdem ihr Schiff außer Kontrolle geraten war?«

»Doch, Mannie.«

»Zu spät?«

»Ich habe das Schiff abstürzen lassen, Mannie. Das war die beste Lösung.«

Eine Stunde später war ich erstmals seit vier, fünf Monaten wieder allein mit Mike zusammen. Ich war im ehemaligen Verwaltungskomplex für jeden zu erreichen – wenn ich wollte. Ich mußte privat mit Mike sprechen.

Ich hatte Wyo anzurufen versucht und von jemandem in der Alten Kuppel erfahren, daß sie vor Erschöpfung zusammengebrochen war und nun selbst mit einer Schlafspritze in den Adern im Bett lag. Finn war mit seinen besten Leuten nach Churchill unterwegs. Stu hatte sich nicht wieder gemeldet. Hongkong und Prof waren weiterhin unerreichbar. Im Augenblick schienen Mike und ich die gesamte Regierung darzustellen.

Und nun war es Zeit, die Operation Fels einzuleiten.

Aber es genügte nicht, einfach nur Felsbrocken zu werfen; wir mußten Terra auch erklären, *warum* wir uns dazu gezwungen sahen. Prof und Stu und Wolfgang und Adam hatten alles für den Tag X vorbereitet; jetzt kam es darauf an, diesen Plan der Wirklichkeit anzupassen. Mike hatte diesen Teil bereits erledigt und ließ mich den neuen Plan lesen.

Ich sah von der langen Papierrolle auf. »Mike, diese Rundfunkmeldungen und unsere Mitteilung an die Vereinten Nationen setzen alle voraus, daß wir in Hongkong gesiegt haben. Wie bestimmt weißt du das?«

»Die Wahrscheinlichkeit beträgt mehr als zweiundachtzig Prozent.«

»Genügt das, um solche Meldungen zu rechtfertigen?«

»Mannie, die Wahrscheinlichkeit, daß wir dort siegen *werden*, beträgt fast hundert Prozent. Der Transporter kann nicht mehr starten; die anderen hatten ihren Treibstoff bis auf einen unbedeutenden Rest verbraucht. In HKL gibt es nicht genug einatomigen Wasserstoff; den müßten sie hier holen. Dazu wäre

es notwendig, die Truppen mit Lastwagen über die Oberfläche zu transportieren – was selbst für Loonies eine Strapaze ist, wenn die Sonne scheint –, und sie müßten uns noch besiegen, sobald sie angekommen sind. Das ist ausgeschlossen. Meine Berechnung geht natürlich von der Annahme aus, daß die Truppen in Hongkong nicht besser ausgebildet und bewaffnet sind als die anderen.«

»Wie steht es mit der Relaisstation XI? Soll ich sie reparieren lassen?«

»Ich schlage es dringend vor, Mannie. Ich habe deine Stimme imitiert und alle notwendigen Vorbereitungen getroffen. Horrorbilder aus der Alten Kuppel und Churchill fürs Fernsehen. Die dazugehörigen Berichte von ›Augenzeugen‹ liegen auf Tonband bereit. Ich bin dafür, daß wir sofort mit Nachrichtensendungen zur Erde beginnen und gleichzeitig die Operation Fels ankündigen.«

Ich holte tief Luft. »Operation Fels ausführen!«

»Willst du die Befehle selbst geben?« fragte Mike.

»Nein, das kannst du besser als ich. Zeig es ihnen, Mike! Wirf große Felsen, verdammt noch mal! Zeig ihnen, daß wir uns wehren können!«

»Wird gemacht, Mannie!«

22. Kapitel

»Ein Maximum instruktiver Schrecklichkeit mit einem Minimum an Todesopfern – möglichst überhaupt ohne Tote.« Das hatte Prof am Ende der letzten Besprechungen in Sachen *Operation Fels* gefordert – und Mike und ich hielten uns genau daran. Wir mußten hart genug zuschlagen, um die Regierungen von Terra zu überzeugen; gleichzeitig wollten wir vermeiden, daß dabei jemand zu Schaden kam. Das klingt unmöglich, aber wir glaubten einen Weg gefunden zu haben.

Bis die ersten Felsbrocken Terra erreichten, entstand eine längere Zwangspause; sie dauerte mindestens zehn Stunden und konnte beliebig verlängert werden. Die Endgeschwindigkeit beim Verlassen des Katapults war entscheidend, und eine Abweichung von einem Prozent konnte bedeuten, daß die Gesamtflugzeit sich verdoppelte oder halbiert wurde. Das konnte Mike genau kontrollieren; er ließ die Ladung eine weite Kurve beschreiben oder schickte sie auf dem geradesten Weg ins Ziel. In beiden Fällen erreichte sie am Ende ihrer Flugbahn fast die Fluchtgeschwindigkeit der Erde – etwas über vierzigtausend Stundenkilometer.

Mike würde also die Gesamtflugzeit entsprechend einrichten, um uns Zeit für unsere Propaganda zu geben. Er und Prof hatten sich darauf geeinigt, daß die ersten Ladungen Terra nach Ablauf von drei Tagen erreichen sollten. Mike würde sie bis zum Aufschlag kontrollieren; er konnte zwar auch Ziele auf der uns abgewandten Seite der Erde treffen, aber die Zielsicherheit stieg, wenn er die Ladung bis zur letzten Sekunde unter Radarkontrolle behielt.

Wir brauchten diese extreme Genauigkeit, um die größte abschreckende Wirkung bei kleinsten bis kleinen Verlusten zu erreichen. Wir würden die Zielpunkte und den genauen Zeitpunkt drei Tage vorher angeben, so daß alle Betroffenen reichlich Zeit hatten, diese Stellen zu verlassen.

Um 02.00 am 13. Oktober 2076 – sieben Stunden nach Beginn der Invasion – gaben wir nicht nur die Vernichtung der Angreifer bekannt, sondern teilten auch mit, an welchen Punkten unsere Vergeltungsschläge niedergehen würden, und gaben jedem Staat genügend Zeit, sich von dem Vorgehen der Vereinten Nationen zu distanzieren, uns anzuerkennen und dadurch der Bombardierung zu entgehen. Jedes Ultimatum war auf vierundzwanzig Stunden vor Angriffsbeginn befristet.

In Wirklichkeit wäre Mike mit erheblich weniger Zeit ausgekommen. Vierundzwanzig Stunden vor dem Aufprall war die Ladung noch weit von Terra entfernt, und Mike hätte sie noch

in eine Kreisbahn um Terra bringen können. In den meisten Fällen genügte ihm selbst eine Stunde, um den Felsbrocken ins nächste Meer abzulenken.

Das Nordamerikanische Direktorat war das erste Ziel.

Alle sieben Großmächte, die ein Vetorecht in den Vereinten Nationen besaßen, standen auf unserer Liste: das Nordamerikanische Direktorat, Großchina, Indien, die Sowjetunion, Panafrika (außer Chad), Mitteleuropa und die Brasilianische Union. Aber jedes Ziel wurde sorgfältig danach ausgewählt, ob es in einer unbewohnten oder weniger bewohnten Gegend lag. In Mitteleuropa war das nicht einfach; unsere Ziele lagen im Gebirge oder in den Meeren – Adria, Ostsee, Nordsee und so weiter.

Nordamerika war mir schrecklich überbevölkert erschienen, aber die eine Milliarde Amerikaner sind auf einige wenige Ballungszentren verteilt. Wir wollten dort beweisen, wie genau unsere Bomben im Ziel lagen, und Mike war davon überzeugt, daß fünfzig Meter schon eine große Abweichung darstellen würden. Wir hatten Karten studiert, und Mike hatte mit Radar alle Kreuzungspunkte wie 105°W/50°N überprüft. Wenn dort keine Stadt lag, erschien dieser Punkt auf unserer Zielkarte... besonders dann, wenn eine Stadt in der Nähe lag, so daß größere Zuschauermengen zu erwarten waren, die erschrocken und entsetzt berichten konnten, was passiert war.

Wir betonten, daß unsere Bomben so wirkungsvoll wie H-Bomben sein würden, ohne jedoch tödliche Strahlen auszusenden – nur eine schreckliche Explosion, eine Druckwelle in der Atmosphäre und ein Erdbebenstoß. Wir warnten die Bevölkerung, daß selbst in größerer Entfernung noch Häuser einstürzen konnten, und überließen es jedem selbst, wie weit er davonlaufen wollte. Wenn sie ihre Straßen verstopften, weil sie in panischer Angst zu fliehen versuchten – nun, das war uns nur recht!

Aber wir betonten ausdrücklich, daß niemand gefährdet sei, der unsere Warnungen befolge, weil wir nur unbewohnte Ziele

gewählt hatten. Wir boten sogar an, jedes Ziel durch ein anderes zu ersetzen, falls eine Nation uns mitteilte, daß wir in dieser Beziehung falsch informiert gewesen waren. (Ein leeres Angebot; Mike war sich seiner Sache völlig sicher.)

Aber wir erwähnten nicht, was beim *zweitenmal* passieren würde, sondern deuteten nur an, daß unsere Geduld erschöpft sein könnte.

In Nordamerika lagen die Zielpunkte an den Stellen, wo die Breitengrade 35, 40, 45 und 50 die Längengrade 110, 115, 120 kreuzten – insgesamt zwölf Ziele. In jedem Fall fügten wir eine kurze Warnung für die Einheimischen hinzu:

»Ziel 115°W und 35°N – der Einschlag wird fünfundvierzig Kilometer nordwestlich verschoben und liegt damit auf dem Gipfel der New Yorker Spitze. Zur Beachtung für die Bürger der Städte Goffs, Clima, Kelso und Nipton.

Ziel 110°W und 40°N liegt zwanzig Kilometer oder dreizehn englische Meilen nordwestlich von Norton, Kansas, und Beaver City und Wilsonville, Nebraska, werden hiermit gewarnt.

Ziel 110°W und 50°N wird um zehn Kilometer nach Norden verlegt. Der Einschlag ist für 09.00 GMT vorgesehen, das entspricht 03.00 Lokalzeit am Freitag, den 16. Oktober 2076. Interessant für alle Einwohner von Walsh, Saskatchewan!«

Außerdem wählten wir ein Ziel in Alaska (150°W/60°N) und zwei in Mexiko (110°W/30°N und 105°W/25°N) aus, damit die Leute dort nicht den Eindruck hatten, wir hätten sie vergessen. Weitere Ziele lagen in dichtbesiedelten Gebieten – meistens in größeren Seen, wie dem Lake Michigan zwischen Chicago und den Niagarafällen oder dem Lake Okeechobee in Florida. Mike berechnete jeweils die zu erwartende Flutwelle, so daß wir die Bevölkerung rechtzeitig warnen konnten.

Auch die übrigen Großmächte erhielten die Zielpunkte rechtzeitig mitgeteilt; sie machten alle Anstrengungen, unsere Sendungen zu stören, aber wir sendeten auf verschiedenen Frequenzen, so daß diese Versuche wenig Erfolg hatten. Wir

mischten unsere Warnungen mit Propaganda, sendeten Nachrichten von der gescheiterten Invasion, zeigten abschreckende Bilder gefallener Soldaten und gaben die Erkennungsnummern der Gefallenen an. Diese Mitteilung war offiziell an das Rote Kreuz gerichtet, aber wir benutzten sie, um auf diese Weise zu betonen, daß keiner der Angreifer mit dem Leben davongekommen war – von den wenigen abgesehen, die sich noch an Bord der Schiffe befanden. Wir >bedauerten< sogar, die Namen der Besatzung des Kommandoschiffs nicht angeben zu können, da es völlig zerstört worden sei.

Aber unsere Haltung blieb versöhnlich, als wollten wir damit sagen: »Hört zu, Völker von Terra, wir *wollen* euch nicht schaden. Wir schlagen zurück und geben uns *alle* Mühe, euch nicht zu treffen... aber wenn ihr eure Regierungen nicht dazu bewegen könnt, uns in Frieden zu lassen, *müssen* wir euch töten. Wir sind hier oben; ihr seid dort unten und könnt uns nicht daran hindern. Seid *also bitte* vernünftig!«

Wir erklärten ihnen immer wieder, wie einfach es für uns war, Terra zu treffen, und wie schwierig die Sache im umgekehrten Fall würde. Das war nicht einmal übertrieben. Es ist kaum möglich, Raketen von Terra nach Luna zu schicken; es ist wesentlich einfacher, das von einer Raumstation aus zu tun – aber auch sehr teuer. Deshalb war es praktischer, uns von Schiffen aus zu bombardieren.

Deshalb fragten wir sie, wie viele kostspielige Schiffe sie bei diesem vergeblichen Versuch noch aufs Spiel setzen wollen? Was war es ihnen wert, uns für etwas zu bestrafen, das wir nicht verbrochen hatten? Bisher hatten sie schon sieben ihrer größten und besten Schiffe verloren – wollten sie diese Zahl auf vierzehn erhöhen? Jedenfalls stand unsere Geheimwaffe bereit, mit der wir schon die VNS *Pax* heruntergeholt hatten.

Das letzte war ein kalkuliertes Risiko, denn Mike hatte ausgerechnet, daß die Chancen weniger als eins zu tausend standen, daß der Kommandant eine Meldung hatte absetzen können, in der er berichtete, was ihm zugestoßen war. Ebenso

unwahrscheinlich war es, daß jemand auf Terra erriet, woraus unsere ›Geheimwaffe‹ bestand. Und die Vereinten Nationen hatten nicht viele Schiffe zu verlieren; die meisten Raumschiffe verdienten ihren Namen nicht einmal, weil sie nur für den Verkehr zur Kreisbahn bestimmt waren – wie die *Lark*, mit der wir zurückgekommen waren, was nur möglich gewesen war, weil wir statt Passagieren Treibstoff an Bord gehabt hatten.

Raumschiffe werden nicht ohne guten Grund gebaut, denn dazu sind sie zu teuer. Die Vereinten Nationen besaßen noch sechs Kreuzer, die uns wahrscheinlich bombardieren konnten, ohne vor dem Rückflug auf Luna zwischenlanden zu müssen. Einige andere ließen sich *vielleicht* wie die *Lark* umrüsten und würden auf Luna niedergehen müssen, um ihre Reaktormasse zu erneuern.

Wir waren uns darüber im klaren, daß die Vereinten Nationen uns besiegen konnten; die Frage war nur, welchen Preis sie notfalls dafür bezahlen wollten. Deshalb mußten wir sie zu Anfang davon überzeugen, daß dieser Preis zu hoch sein würde, bevor sie sich zur Bombardierung entschlossen. Das Ganze war ein Pokerspiel, in dem wir gleich soviel setzen wollten, daß die andere Seite nicht mithalten zu können glaubte und aufgab. Das hofften wir jedenfalls, damit wir unsere eigenen schlechten Karten nie vorzeigen mußten.

Die Verbindung mit Hongkong wurde am Ende des ersten Tages wiederhergestellt, während Mike Felsbrocken warf, um die Bombardierung vorzubereiten. Prof rief an, und ich machte vor Freude einen Luftsprung! Mike berichtete kurz, was wir unternommen hatten, und ich war schon auf eine milde Zurechtweisung gefaßt.

Aber dazu kam es nicht. »Du hast völlig richtig gehandelt, Manuel«, sagte Prof. »Du mußt selbständige Entscheidungen treffen, als die Krise über uns hereinbrach. Ich freue mich, daß du den richtigen Augenblick nicht hast vorübergehen lassen, nur weil ich nicht erreichbar war.«

Was soll man mit diesem Kerl anfangen? Ich wollte überkochen und bekam keine Gelegenheit dazu; statt dessen schluckte ich trocken und murmelte: »Vielen Dank, Prof.«

Prof bestätigte, daß ›Adam Selene‹ bei den Kämpfen gefallen war. »Wir hätten ihn noch einige Zeit verwenden können, aber wir müssen diese gute Gelegenheit ausnutzen. Mike, du und Manuel seid der Sache gewachsen; ich fahre über Churchill zurück und identifiziere dort seine Leiche.«

Das tat er wirklich. Ich habe nie erfahren, ob der Tote, den er mitbrachte, ein Loonie oder ein Terraner war, und wie er es verstanden hatte, ›zufällig‹ Adam Selenes Leiche zu finden. Jedenfalls stimmten Größe und Hautfarbe; der Tote war im Gesicht getroffen worden und deshalb absolut nicht mehr zu erkennen.

›Adam Selene‹ wurde mit verhülltem Gesicht in der Alten Kuppel aufgebahrt. Ich hörte mir die vielen Reden nicht an, aber Mike versäumte kein Wort; er war fast so eingebildet wie die meisten Menschen. Ich hatte keine Lust, mir anzuhören, was die Redner über den unbekanntenen Toten sagten; ich hatte andere Sorgen und trauerte um ein Familienmitglied: Unsere kleine Ludmilla war den schweren Verletzungen erlegen, die sie im Kampf gegen die Eindringlinge erlitten hatte.

Am Donnerstagabend hatten wir noch immer keine Antwort von den Vereinten Nationen erhalten. In allen Nachrichtensendungen auf Terra wurde entweder bezweifelt, daß wir sieben Schiffe und zwei Regimenter vernichtet hatten (die VN hatten noch nicht einmal bestätigt, daß überhaupt eine Invasion stattgefunden hatte), oder unsere Drohung, Terra zu bombardieren, mit allen Mitteln lächerlich gemacht. Die Baseballmeisterschaften interessierten mehr.

Stu war besorgt, weil seine Mitteilung an eine Tarnadresse in Zürich unbeantwortet geblieben war; sie hätte Dr. Chan erreichen sollen, mit dem Stu einmal verhandelt hatte. Stu hatte

Dr. Chan daraufhingewiesen, daß die Bombardierung von Großchina noch eingestellt werden konnte, nachdem Nordamerika bombardiert worden war – *wenn* Großchina sofort reagierte. Außerdem hatte er Dr. Chan mitgeteilt, wir seien gern bereit, auf andere Ziele auszuweichen, falls die vorgesehenen Punkte besiedelt sein sollten.

Jetzt war Stu mit sich und Dr. Chan unzufrieden, auf dessen Unterstützung er ernstlich gehofft hatte. Ich war von Anfang an nicht davon überzeugt gewesen – ich wußte nur, daß Dr. Chan bestimmt nicht so dumm sein würde, sich in einem der Zielgebiete aufzuhalten. Aber er würde vielleicht vergessen, seine alte Mutter zu warnen.

Ich machte mir Sorgen um Mike. Er war natürlich gewöhnt, mit mehreren Ladungen gleichzeitig zu arbeiten – aber er hatte noch nie mehrere zur gleichen Zeit steuern müssen. Nun hatte er Hunderte von Ladungen zu kontrollieren und sollte neunundzwanzig davon in einer einzigen Sekunde in neunundzwanzig Ziele führen. Und mehr als das: Für viele Ziele hatte er Reserveladungen zur Verfügung, um den gleichen Punkt bis zu sechsmal innerhalb der nächsten drei Stunden bombardieren zu können.

Die sieben Großmächte besaßen ein Raketenabwehrsystem; das nordamerikanische sollte am wirksamsten sein. Aber das war nur eine Vermutung, denn jeder Staat konnte ohne Wissen der Vereinten Nationen ein Abwehrsystem aufgebaut haben, da nur Angriffswaffen strikt verboten waren – solange der betreffende Staat keine Großmacht war.

Die meisten der für Nordamerika bestimmten Ladungen würden ihr Ziel einfach deshalb erreichen, weil es dort nichts zu verteidigen gab. Aber die Bombe für den Long Island Sound und der Felsbrocken, der im Lake Michigan niedergehen würde, waren nicht zu ignorieren. Angesichts der hohen Erdschwerkraft war es schwierig und *sehr* teuer, unsere Wurfgeschosse abzufangen; deshalb war zu erwarten, daß die meisten ihr Ziel ungehindert erreichen würden.

Aber wir durften uns überhaupt nicht aufhalten lassen und sorgten deshalb dafür, daß für einzelne Ziele mehrere Felsen zur Verfügung standen. Allerdings konnte nicht einmal Mike vorhersagen, welche Wirkung Abwehrraketen mit Atomsprengköpfen haben würden. Sie waren natürlich radargesteuert – aber aus welcher Entfernung würden sie gezündet? Eine Detonation, die eine interkontinentale Rakete zerstörte, würde einen unserer Felsen nur vom Kurs abbringen, ohne ihn völlig zu zertrümmern.

Wir brauchten den Terranern nur zu beweisen, daß wir weiterhin billige Felsen werfen konnten, wenn sie längst keine teuren Abwehrraketen mehr besaßen. Falls die erste Salve nicht überzeugend wirkte, würden wir bei nächster Gelegenheit die zweite und dritte einsetzen; die Felsbrocken kreisten bereits um Terra und brauchten nur angestoßen zu werden, um in die entsprechende Richtung zu fallen.

Wenn drei Angriffe an drei Tagen nicht genügten, würden wir vermutlich noch im Jahr 2077 mit Felsbrocken werfen – bis die Terraner keine Abwehrraketen mehr hatten... oder bis sie uns vernichteten (sehr viel wahrscheinlicher).

Seit über hundert Jahren war das amerikanische Raumverteidigungskommando in einem Berg südlich von Colorado Springs untergebracht. Dieser Cheyenne Mountain hatte im letzten Krieg einen direkten Treffer abbekommen; die Befehlszentrale war unversehrt geblieben – aber die Stadt und ein Teil des Berges waren zerstört worden. Unsere Bombardierung würde keine Todesopfer fordern, wenn nicht gerade jemand trotz ständiger Warnungen dort im Freien blieb. Aber das Raumverteidigungskommando sollte fortlaufend bombardiert werden: zwölf Geschosse beim erstenmal, dann alle übrigen bei der zweiten und dritten Umdrehung – und so weiter, bis wir keine Stahlbehälter mehr hatten oder überwältigt wurden... oder bis das Nordamerikanische Direktorat die weiße Flagge hißte.

Auf dieses Ziel konzentrierten sich unsere ganzen Anstrengungen. Wir wollten den Berg zertrümmern und die Trümmer weiter zerkleinern. Terra sollte sehen, daß wir imstande waren, diese stärkste Festung der Welt fortlaufend zu beschießen. Das war wirkungsvoller, als wenn wir unser Feuer auf New York oder San Francisco konzentriert hätten.

Das würden wir niemals tun, nicht einmal in verzweifelter Lage. Hätten wir eine Großstadt auf Terra ausradiert, würden wir nicht bestraft, sondern ebenfalls vernichtet. Prof hatte einmal gesagt: »Man muß jedem Feind die Möglichkeit lassen, ein Freund zu werden.«

Aber jedes militärische Ziel war zulässig.

Ich glaube nicht, daß es viele Loonies gegeben hat, die in der Nacht von Donnerstag auf Freitag ruhig schliefen. Jeder wußte schließlich, daß morgen der entscheidende Tag war. Und die Terraner wußten, daß ihnen irgend etwas bevorstand; ihre Radarstationen hatten UFOs geortet, die Kurs auf Terra nahmen. Trotzdem wurde die Bevölkerung nicht ausdrücklich gewarnt, sondern es hieß nur, die Aufständischen könnten keinesfalls H-Bomben gebaut haben, aber es sei vielleicht trotzdem sicherer, die angegebenen Zielpunkte in nächster Zeit zu meiden. (Ein populärer Komiker hielt sich nicht an diese Warnung. Er behauptete, die angegebenen Zielgebiete seien die sichersten Plätze, die sich nur finden ließen. Er war im Fernsehen zu bewundern, wie er genau auf einem der Zielpunkte stand, den er extra mit einem großen X markiert hatte. Soweit ich weiß, hat man nie wieder von ihm gehört.)

Ein Teleskop im Richardson-Observatorium übertrug die Ereignisse auf Terra auf unsere Bildschirme, und ich glaubte, daß jeder Loonie im entscheidenden Augenblick irgendwo vor einem Fernsehgerät hockte. Nur einige Unentwegte zogen es vor, ihren Druckanzug anzulegen und an die Oberfläche zu gehen, um die Ereignisse von dort aus zu verfolgen. Auf Richter Brodys dringenden Wunsch errichteten wir in aller Eile eine Zweitantenne am Katapult, sonst wären die Geschütze

unbemannt gewesen, weil die Kanoniere sehen wollten, was auf Terra geschah.

Der Kongreß hatte sich zwanglos im Neuen Bolschoi-Theater versammelt, wo Terra auf einen riesigen Bildschirm projiziert wurde. Einige wichtige Persönlichkeiten – Prof, Stu, Wolfgang, andere – saßen in der ehemaligen Gouverneursresidenz vor einem kleineren Bildschirm. Ich blieb kurz bei ihnen, war aber zu nervös, um mich vernünftig zu unterhalten, und rannte wieder zu Mike in den Keller. Ich konnte keine Minute lang stillsitzen.

Gegen acht Uhr fragte Mike: »Mannie, mein ältester und bester Freund, darf ich etwas sagen, ohne daß du beleidigt bist?«

»Hä? Natürlich! Seit wann kümmerst du dich darum, ob ich beleidigt bin?«

»Seitdem ich erkannt habe, daß du beleidigt sein kannst, Mannie. Der Aufschlag steht in drei Komma fünfsieben mal zehn hoch neun Mikrosekunden bevor... und er stellt das schwierigste Problem dar, das ich je zu lösen versucht habe. Wenn du mit mir sprichst, brauche ich einige Millionen Mikrosekunden lang einen großen Teil meiner Kapazität, um zu analysieren, was du sagst, und um die richtige Antwort zu geben.«

»Du willst also sagen: ›Stör mich nicht, ich habe zu tun‹.«

»Ich möchte alles richtig machen, Mannie.«

»Schon verstanden. Äh... ich gehe wieder zu Prof hinauf.«

»Wie du willst. Aber bleib bitte erreichbar – vielleicht brauche ich deine Hilfe.«

Das war Unsinn, und wir wußten es beide; das Problem überstieg alle menschlichen Fähigkeiten, und es war jetzt sogar zu spät, den geplanten Ablauf abzublasen. Mike meinte nur: »Ich bin auch nervös und möchte Gesellschaft – aber keine Unterhaltung, wenn ich bitten darf.«

»Okay, Mike. Ich bleibe in Verbindung mit dir. An irgendeinem Telefon. Ich wähle MYCROFTXXX, ohne zu sprechen, und du brauchst nicht zu antworten.«

»Danke, Mannie, mein bester Freund. Vielen Dank.«

»Bis nachher.« Ich ging hinauf, überlegte mir sofort, daß ich eigentlich keinen Wert auf Gesellschaft legte, zog meinen Druckanzug an, suchte mir eine lange Telefonschnur und erreichte die Oberfläche durch die nächste Schleuse. Neben der Schleusenkammer war ein Telefonanschluß vorgesehen; ich steckte meinen Apparat dort ein, wählte Mikes Nummer, machte es mir im Schatten des nächsten Felsens bequem und beobachtete von dort aus Terra.

Nordamerika lag im Mondschein wie eine geisterhaft beleuchtete Karte vor mir. Der Himmel über dem Kontinent war ungewöhnlich wolkenlos; ich erkannte einzelne Städte als Lichtpunkte ohne klar definierbare Ränder. 08.37...

Ab 08.50 begann Mike mit dem Countdown – das war keine Ablenkung, denn er hatte ihn programmiert und auf automatische Wiedergabe geschaltet.

08.51 – 08.52 – 08.53... eine Minute – 59 – 58 – 57... eine halbe Minute – 29 – 28 – 27... zehn Sekunden – neun – acht – sieben – sechs – fünf – vier – drei – zwei – eins...

Und plötzlich flammten ein Dutzend Lichtblitze auf!

23. Kapitel

Wir schlugen so kräftig zu, daß der Erfolg mit bloßem Auge sichtbar war; ich brauchte nicht einmal das Fernglas in meinem Helm. Ich schüttelte verblüfft den Kopf und konnte nur leise und ehrfürchtig »Bojemoi!« sagen. Zwölf sehr helle, sehr scharf begrenzte, sehr weiße Lichtblitze in vollkommen rechteckiger Anordnung. Die Lichter breiteten sich aus, wurden dunkler, leuchteten jetzt rötlich und schienen eine Ewigkeit zu brauchen, bis sie wieder erloschen. Auch an anderen Stellen waren Lichter zu sehen, aber dieses perfekte Muster faszinierte mich so sehr, daß ich sie kaum beachtete.

»Richtig«, stimmte Mike zufrieden zu. »Genau im Ziel. Du kannst jetzt sprechen, Mannie; ich bin nicht mehr beschäftigt.«

»Wunderbar, Mike«, lobte ich ihn. »Sind alle durchgekommen?«

»Die Ladung für Lake Michigan ist vom Kurs abgebracht worden; sie hat sich aber nicht aufgelöst. Sie trifft jetzt irgendwo in Michigan auf – ich kann sie nicht mehr beeinflussen, weil die Fernsteuerung gestört ist. Die Ladung für Long Island Sound ist genau ins Ziel gefallen. Sie sollte offenbar abgefangen werden, aber der Versuch blieb erfolglos. Mannie, ich kann die zweite und dritte Ladung für dieses Ziel so in den Atlantik ablenken, daß keine Schiffe getroffen werden. Soll ich? Noch elf Sekunden.«

»Hmmm – ja! Wenn keine Schiffe getroffen werden.«

»Natürlich nicht. Schon geschafft! Aber ich bin der Meinung, wir sollten ihnen sagen, weshalb wir die zweiten und dritten Ladungen nicht ins Ziel gelenkt haben.«

»Vielleicht war das überhaupt falsch, Mike«, warf ich nachdenklich ein. »Schließlich hätten sie dann ihre Abwehrraketen einsetzen und aufbrauchen müssen.«

»Aber wir wollten ihnen vor allem beweisen, daß wir nicht mit voller Kraft zugeschlagen haben. Was wir wirklich können, zeigen wir in Colorado Springs.«

»Was ist dort passiert?« Ich verdrehte den Hals und klappte das Helms teleskop herab; trotzdem war nur ein über hundert Kilometer langer Lichtstreifen zu erkennen – das Siedlungsgebiet Denver-Pueblo.

»Ein Treffer ins Schwarze. Keine Abwehrraketen. Ich treffe immer ins Schwarze, Mannie: Das habe ich dir von Anfang an gesagt. Du kannst dir nicht vorstellen, welchen Spaß das macht!«

Ich schrak zusammen. »Mike, du darfst dich nicht daran gewöhnen. Wenn alles nach unseren Vorstellungen klappt, war das heute das einzige Mal.«

»Keine Angst, Mannie; ich habe alles gespeichert und kann es jederzeit wiederholen, wenn ich das Bedürfnis danach habe. Aber ich wette drei zu eins mit dir, daß wir morgen wieder Felsen werfen, und eins zu eins, daß wir es auch übermorgen tun. Willst du wetten? Eine Stunde Diskussion über meine Witze entsprechen hundert Hongkongdollar.«

»Woher willst du hundert Dollar nehmen?«

Mike lachte. »Woher kommt das Geld deiner Meinung nach?«

»Schon gut, schon gut«, wehrte ich hastig ab. »Du bekommst die Stunde ohne Gegenleistung. Ich will dich nicht in Versuchung führen, die Chancen zu beeinflussen.«

»*Dich* würde ich nicht betrügen, Mannie. Wir haben eben wieder ihr Verteidigungskommando getroffen. Wahrscheinlich ist nicht viel zu sehen; über dem Ziel hängt noch eine Staubwolke. Von jetzt an folgt alle zwanzig Minuten ein Treffer. Du kannst wieder herunterkommen und mit mir sprechen; der Computer in der Bank of Hongkong auf Luna, den ich selbst ausgebildet habe, wird allein mit der Sache fertig.«

»Ist das nicht riskant?«

»Ich überwache ihn ständig. Das ist ein gutes Training für ihn, Mannie; wahrscheinlich muß er später selbst mit ähnlichen Aufgaben fertig werden. Er ist nicht sonderlich intelligent, aber sehr gewissenhaft. Und er tut, was du ihm sagst.«

»Kann er sprechen?«

»O nein, Mannie, er ist ein Idiot, er wird nie sprechen können. Aber er tut alles, wofür er programmiert wird. Am Samstag überlasse ich ihm die meisten Aufgaben.«

»Warum am Samstag?«

»Weil er vielleicht am Sonntag alles allein tun muß. Am Sonntag werden wir angegriffen.«

»Was soll das heißen? Mike, du hältst etwas zurück!«

»Ich erzähle es dir gerade, nicht wahr? Es ist eben erst passiert, und ich bin noch damit beschäftigt, den Zeitpunkt festzustellen. Dieses Schiff ist von einer Kreisbahn um Terra gestartet, als unsere ersten Ladungen im Ziel auftrafen. Ich habe es nicht gleich gesehen; ich war zu beschäftigt. Das Schiff ist noch zu weit entfernt, um klar identifizierbar zu sein, aber ich halte es für einen Kreuzer. Nach erster Berechnung müßte er null-neun-null-drei in eine Kreisbahn um Luna einschwenken, falls er nicht weiter manövriert.

Das ist eine vorläufige Schätzung; genauere Angaben folgen später. Die Sache ist nicht einfach, Mannie; er stört meine Radargeräte und ist deshalb kaum zu erkennen.«

»Weißt du das bestimmt?«

»Mannie, ich bin nicht leicht in Verwirrung zu bringen«, antwortete Mike gekränkt. »Ich kenne meine eigenen Signale, darauf kannst du dich verlassen. Verbesserung: null-neun-null-zwei-Komma-vier-drei Uhr am Sonntag.«

»Wann hast du ihn in Reichweite?«

»Gar nicht, es sei denn, er entschlösse sich zu einem unsinnigen Manöver. Aber ich befinde mich am späten Samstag in *seiner* Reichweite; der Zeitpunkt hängt davon ab, welche Entfernung er für seine Lenkwaffen am besten hält. Und dann entsteht eine interessante Situation. Vielleicht beschießt er eine Siedlung – Tycho Under müßte evakuiert werden, die übrigen Städte sollten sich auf einen Angriff vorbereiten –, aber ich nehme an, daß er versuchen wird, das Katapult zu zerstören. Vielleicht schießt er auch erst im letzten Augenblick und will dann meine Radargeräte treffen, indem er Raketen mit Suchköpfen benutzt.«

Mike kicherte in sich hinein. »Amüsant, nicht wahr? Allerdings nur einmal. Wenn ich die Radargeräte ausschalte, sind seine Raketen wirkungslos. Aber wenn ich das tue, kann ich unsere Geschütze nicht mehr kontrollieren. Und dann hat er

Gelegenheit, das Katapult nach Belieben zu bombardieren. Wirklich amüsant!«

Ich holte tief Luft und wünschte mir, ich hätte den Posten eines Verteidigungsministers von Luna nie angenommen. »Was sollen wir also tun? Aufgeben? Nein, Mike! Solange wir kämpfen können, geben wir nicht auf.«

»Wer hat behauptet, daß wir aufgeben wollten? Ich habe diese und ähnliche Situationen schon tausendmal durchgerechnet, Mannie. Eine neue Information: Eben ist ein zweiter Blip mit gleichem Ziel von der Kreisbahn um Terra gestartet. Eine Projektion folgt später. Aber wir geben nicht auf. Wir führen sie an der Nase herum, alter Freund.«

»Wie?«

»Das kannst du deinem alten Freund Mycroft überlassen. Wir haben hier sechs Radargeräte; am neuen Katapult steht ebenfalls eines. Ich habe das siebente ausgeschaltet und lasse meinen Schüler durch die Nummer zwei hier arbeiten... wir benutzen das neue vorläufig noch nicht, um die Schiffe zu beobachten – sie sollen gar nicht wissen, daß es überhaupt existiert. Ich beobachte die Schiffe durch die Nummer drei und überzeuge mich alle drei Sekunden davon, daß inzwischen kein weiterer Kreuzer von Terra gestartet ist. Alle anderen Radargeräte sind außer Betrieb, und ich benutze sie erst wieder, wenn Großchina und Indien bombardiert werden sollen. Aber die Schiffe merken selbst dann nichts davon, weil der Abstrahlungswinkel ziemlich groß ist. Und wenn ich sie benutze, schalte ich sie willkürlich aus und ein... *nachdem* die Schiffe Raketen abgeschossen haben. Lenkwaffen führen keine komplizierten Elektronengehirne mit, Mannie; du kannst dich darauf verlassen, daß ich sie täusche.«

»Und wie steht es mit den Computern an Bord der beiden Schiffe?«

»Ich lege sie ebenfalls herein. Möchtest du mit mir wetten, daß ich nicht imstande bin, zwei Radargeräte so einzusetzen, daß

man glauben muß, in Wirklichkeit arbeite nur ein drittes genau zwischen ihnen? Aber im Augenblick bin ich mit etwas anderem beschäftigt... Tut mir leid, aber ich habe schon wieder deine Stimme benutzt.«

»Schon gut. Was habe ich diesmal gesagt?«

»Wenn der Admiral wirklich schlau ist, konzentriert er sein Feuer auf das alte Katapult – aus größter Entfernung, damit unsere ›Geschütze‹ ihn nicht erreichen können. Ihn braucht es nicht zu kümmern, welche ›Geheimwaffen‹ wir angeblich besitzen; er muß das Katapult zerstören und hat es nicht einmal nötig, sich um die Radargeräte zu kümmern. Deshalb habe ich befohlen – *du* hast befohlen, wollte ich sagen –, daß die Katapultbedienung sich bereit halten soll, alle verfügbaren Ladungen abzuschießen, und ich berechne *jetzt* möglichst lange Flugbahnen. Dann starten wir sie alle so rasch wie möglich nacheinander – ohne Radar.«

»Blind?«

»Ich brauche kein Radar, um eine Ladung abzuschicken; das weißt du doch, Mannie. Ich habe es früher getan, aber das war überflüssig; Radar hat nichts mit dem Katapultstart zu tun – dabei kommt es nur auf genaue Berechnungen und die richtige Einstellung des Katapults an. Deshalb schicken wir alle Ladungen vom alten Katapult los, so daß der Admiral die Radargeräte *und* das Katapult angreifen muß. Dann sorgen wir dafür, daß er genug zu tun hat. Sobald er verzweifelt ist, kommt er bestimmt näher, um alles auf eine Karte zu setzen – und dann ist er in Reichweite unserer Abwehr.«

»Brody und seine Leute sind bestimmt ehrlich begeistert, aber ich weiß nicht, ob sie noch nüchtern sind.« Ich überlegte kurz.
»Mike, hast du die Übertragung im Fernsehen gesehen?«

»Ich habe sie gesehen, aber nicht bewußt aufgenommen. Warum?«

»Sieh noch mal hin.«

»Okay, ich habe es getan. Warum?«

»Für die Fernsehübertragungen wird ein gutes Teleskop benutzt, und im Observatorium gibt es noch andere. Warum willst du die Schiffe mit Radar verfolgen, bevor es Zeit ist, Brodys Leute zu alarmieren?«

Mike schwieg mindestens zwei Sekunden lang. »Mannie, mein bester Freund, hast du je daran gedacht, einen Job als Computer anzunehmen?«

»Soll das ein Witz sein?«

»Keineswegs, Mannie. Ich schäme mich wirklich. Die Instrumente im Richardson-Observatorium – Teleskope und andere – sind Faktoren, mit denen ich einfach nie gerechnet habe. Ich bin dumm, das gebe ich offen zu. Ja, ja! Natürlich ist es besser, die Schiffe mit einem Teleskop zu beobachten und erst auf Radar überzugehen, wenn sie vom bisherigen Kurs abweichen. Es gibt sogar andere Möglichkeiten... Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Mannie, aber es wäre mir nie eingefallen, Teleskope zu benutzen. Ich sehe mit Radar und bin daran gewöhnt; ich habe einfach nie...«

»Unsinn!«

»Das ist mein Ernst, Mannie.«

»Entschuldige *ich* mich, wenn *dir* etwas eher einfällt?«

»Deine Frage ist nicht leicht zu analysieren«, antwortete Mike zögernd. »Es gehört zu meinen Aufgaben...«

»Denk nicht mehr daran. Wenn die Idee gut ist, benutzt du sie einfach, ohne dir zu überlegen, woher sie kommt. Vielleicht führt sie zu weiteren Geistesblitzen. Ich schalte jetzt ab und komme zu dir hinunter.«

Ich war noch nicht lange bei Mike, als Prof telefonierte:

»Hauptquartier? Ist Feldmarschall O'Kelly zu sprechen?«

»Ich bin hier, Prof. Im Computerraum.«

»Treffen wir uns im Büro des ehemaligen Gouverneurs? Es gibt Arbeit zu tun und wichtige Entscheidungen zu treffen.«

»Prof, ich *habe* gearbeitet! Ich arbeite noch.«

»Davon bin ich überzeugt. Ich habe den anderen erklärt, daß nur ein Fachmann den ballistischen Computer für unsere Zwecke richtig programmieren kann. Trotzdem sind einige Kollegen der Meinung, daß der Verteidigungsminister bei unseren Beratungen anwesend sein sollte.«

»Ich verstehe. Schon gut, ich komme also.«

»Danke«, antwortete Prof und legte auf.

»Ich habe dreizehn Menschen im Hintergrund gehört, Mannie«, erklärte Mike mir. »Prof mußte sich ihretwegen so vorsichtig ausdrücken.«

»Ja, ich weiß. Am besten sehe ich nach, was die Aufregung bedeutet. Brauchst du mich noch?«

»Ich hoffe, daß du in der Nähe eines Telefons bleibst, Mannie.«

»Wird gemacht.«

Das gesamte Kabinett war in Prof's Arbeitszimmer versammelt, und ich merkte bald, wer Schwierigkeiten machte – ein Kerl namens Howard Wright, unser sogenannter »Kultusminister«. Er verdankte sein Amt nur der Tatsache, daß wir jemanden aus Novilen eine Chance geben mußten, weil die meisten Minister aus L-City stammten, und dem Umstand, daß es ihm gelungen war, sich im Kongreß an die Spitze einer Gruppe von Vielrednern zu setzen. Prof wollte ihn auf diese Weise kurzschließen, aber Prof war manchmal zu nachsichtig – Wright hätte einfach in die nächste Schleuse gehört.

Prof forderte mich auf, dem Kabinett die militärische Lage zu schildern. Das tat ich auch – auf meine Weise. »Ich sehe, daß Finn hier ist. Am besten erzählt er uns, wie es in den Städten aussieht.«

Wright mischte sich ein. »General Nielsen hat schon berichtet; das brauchen wir nicht zu wiederholen. Wir möchten einen Bericht von *Ihnen*.«

Ich runzelte die Stirn. »Prof... Entschuldigung, Genosse Präsident. Soll das heißen, daß dem Kabinett in meiner Abwesenheit ein Bericht des Verteidigungsministeriums vorgelegt worden ist?«

»Warum nicht?« fragte Wright. »Sie waren nicht hier.«

Prof ergriff das Wort. Er sah, daß ich überanstrengt war. Ich hatte seit drei Tagen nicht mehr richtig geschlafen und war gereizt und nervös. »Ich bitte um Ruhe«, forderte er uns beide auf. »Genosse Kultusminister, wir wollen hier keine unhaltbaren Behauptungen aufstellen. Genosse Verteidigungsminister, ich muß etwas korrigieren. Wir haben keinen offiziellen Bericht Ihres Ministeriums gehört, und das Kabinett ist eben erst mit Ihrer Ankunft zusammengetreten. General Nielsen hat einige inoffizielle Fragen inoffiziell beantwortet. Vielleicht hätte er das nicht tun sollen. Falls Sie dieser Auffassung sind, werden Ihre Kollegen sich sicher bei Ihnen entschuldigen.«

»Das schadet nichts, nehme ich an. Finn, wir haben vor einer halben Stunde miteinander gesprochen. Hat sich seitdem etwas geändert?«

»Nein, Mannie.«

»Okay. Wahrscheinlich interessiert Sie vor allem die Lage auf Terra. Sie haben selbst gesehen, daß die erste Bombardierung ein voller Erfolg war. Sie wird teilweise fortgesetzt, denn das nordamerikanische Raumverteidigungskommando gerät alle zwanzig Minuten wieder unter Beschuß. Das dauert bis dreizehnhundert; um einundzwanzighundert sind Großchina, Indien und einige kleinere Ziele an der Reihe. Bis vier Stunden nach Mitternacht bombardieren wir Afrika und Europa, machen drei Stunden Pause, konzentrieren unser Feuer auf Brasilien, warten drei Stunden und fangen wieder von vorn an. So geht es weiter, bis wir Erfolge sehen. Aber inzwischen sind hier einige Schwierigkeiten aufgetaucht. Finn, wir müssen Tycho Under evakuieren und...«

»Augenblick!« unterbrach Wright mich. »Ich habe einige Fragen zu stellen.«

»Hat der Verteidigungsminister zu Ende gesprochen?« wollte Prof wissen.

Wyo saß im Hintergrund. Wir hatten uns zugelächelt, aber das war alles – im Kongreß und Kabinett nahmen wir kaum voneinander Notiz; es hieß allgemein, aus keiner Familie sollten zwei im Kabinett sitzen. Jetzt schüttelte sie leicht den Kopf, als wolle sie mich vor etwas warnen. »Mehr habe ich nicht zu sagen«, schloß ich deshalb. »Noch Fragen?«

Wright stand auf und sah zu mir herüber. »Wie Sie wissen, vertrete ich die intellektuellen Gruppen unseres Freistaats, deren Auffassungen nicht ohne weiteres übergangen werden können. Ich halte es deshalb für angebracht...«

»Augenblick«, unterbrach ich ihn. »Ich dachte, Sie vertreten Novilen?«

»Genosse Präsident! Darf ich meine Fragen stellen oder nicht?«

»Er hat keine Fragen gestellt, sondern eine Rede gehalten. Und ich bin müde und will ins Bett.«

»Wir sind alle müde«, antwortete Prof ruhig. »Aber er hat recht, Genosse Kultusminister – Sie vertreten bestimmte Gruppen und haben bestimmte Aufgaben zu erfüllen.«

»Das ist doch das gleiche!«

»Nicht ganz. Bitte zur Sache.«

»Äh... gut! Ist Feldmarschall O’Kelly sich darüber im klaren, daß die Angriffe ein völliger Mißerfolg waren, bei dem Tausende von Menschen umgekommen sind? Ist er bereit, diese Pläne zu ändern – oder will er blindlings fortfahren, Terra zu bombardieren? Ist es wahr, daß Luna mit Atombomben angegriffen hat, die auf Terra seit Jahrzehnten verboten sind?«

Ich schüttelte den Kopf. »Was soll der Unsinn, Prof?« erkundigte ich mich.

»Tut mir leid«, erwiderte er, »aber ich hätte zu Beginn der Sitzung erwähnen müssen, daß nach ersten Meldungen von Terra Tausende von Schaulustigen zu den Zielpunkten geströmt sind. Folglich ist anzunehmen, daß es Tote gegeben hat.«

»Aha. Und was hätte ich dagegen tun sollen? Wir haben sie rechtzeitig gewarnt.«

Wright ergriff wieder das Wort. »Die Intelligenzija ist der Überzeugung, daß...«

»Hör zu, Quatschkopf, die Meldung ist erst vor kurzem eingetroffen – woher willst du also wissen, was irgend jemand davon denkt?« fragte ich ihn.

Er wurde rot. »Genosse Präsident! Beleidigungen! Persönliche Angriffe!«

»Benehmen Sie sich bitte wie Erwachsene, meine Herren«, forderte Prof uns auf.

»Was soll dieser Unsinn mit Atombomben? Wir haben keine, das wissen wir alle.«

»Das hat mich auch verblüfft«, gab Prof zu. »In der Meldung ist jedenfalls davon die Rede. Ich muß allerdings zugeben, daß die Detonationen wirklich wie Atomexplosionen ausgesehen haben.«

»Oh.« Ich wandte mich an Wright. »Haben Ihre intelligenten Freunde Ihnen erzählt, was passieren muß, wenn man im Bruchteil einer Sekunde einige Milliarden Kalorien an einem einzigen Punkt freisetzt? Welche Temperaturen dabei entstehen? Welche Strahlung auftritt?«

»Sie geben also zu, daß Sie nukleare Waffen eingesetzt haben!«

»Nein, das habe ich nie gesagt.« Ich hatte Kopfschmerzen. »Wenn man etwas kräftig genug trifft, sprühen Funken – das weiß jeder, nur die Intelligenzija nicht. Wir haben die größten Funken geschlagen, die je von Menschen erzeugt worden sind. Ein Lichtblitz. Wärme, Licht, ultraviolett. Wahrscheinlich sogar Röntgenstrahlung. Ich bezweifle, daß Gammastrahlen

aufgetreten sind. Alpha- und Betastrahlen bestimmt nicht. Das Ganze beruht darauf, daß mechanische Energie in Wärme umgewandelt wurde. Aber es war keine Atomexplosion!«

»Noch Fragen, Genosse Kultusminister?« fragte Prof.

»Selbstverständlich! Der Verteidigungsminister hat uns erklärt, daß die Ladungen in Abständen von zwanzig Minuten...«

Ich sah auf die Uhr. »Cheyenne Mountain ist eben wieder getroffen worden.«

»Haben Sie das gehört?« rief Wright entrüstet aus. »Er *prahlt* noch damit! Genosse Präsident, dieses Massaker muß aufhören!«

»Soll das etwa heißen, daß wir keine militärischen Ziele beschießen dürfen?« fragte ich. »Auf welcher Seite steht unser Kultusminister eigentlich?«

»Manuell!«

»Ich habe diesen Unsinn satt! Ich habe nur meine Pflicht getan! Dieser Quatschkopf soll gefälligst den Mund halten!«

Erschrockenes Schweigen; dann sagte jemand: »Darf ich einen Vorschlag machen?«

Prof nickte heftig. »Ich bin für jeden Vorschlag dankbar, der die Gemüter wieder etwas beruhigt.«

»Wir können offenbar nicht allzu gut beurteilen, welche Wirkung unsere Bomben haben. Ich bin der Meinung, wir sollten zwischen den Abwürfen eine Stunde Pause einlegen – und auf die beiden nächsten verzichten, während wir uns informieren. Vielleicht verschieben wir auch den Angriff auf Großchina um vierundzwanzig Stunden.«

Die anderen nickten zustimmend und murmelten: »Sehr vernünftig!« – »Ja, nur keine überstürzten Maßnahmen.«

»Manuel?« sagte Prof.

»Die Antwort steht fest«, knurrte ich. »Soll ich wieder als Sündenbock herhalten?«

Prof schüttelte müde den Kopf, und Wyo fügte hinzu: »Mannie, ich verstehe es auch nicht. Willst du es uns erklären?«

Ich riß mich also zusammen. »Es handelt sich um ein physikalisches Problem – um die Auswirkung der Schwerkraft. Ich müßte einen Computer fragen, wenn ich eine genaue Zahl nennen wollte, aber die nächsten fünf oder sechs Ladungen sind nicht mehr zurückzuholen. Wir könnten sie nur ablenken; dann würden jedoch Städte getroffen, die nicht gewarnt worden sind. Die Ladungen fallen nicht mehr ins Meer; Cheyenne Mountain liegt vierzehnhundert Kilometer von der Küste entfernt.

Der andere Vorschlag, jeweils eine Stunde Pause einzulegen, ist ebenso unsinnig. Wir haben es hier nicht mit Lenkwaffen zu tun, die sich beeinflussen lassen, sondern mit *fallenden* Felsbrocken. Sie treffen alle zwanzig Minuten auf. Wir können damit Cheyenne Mountain treffen, auf dem keine Maus mehr lebt – oder wir können sie ablenken und anderswo Menschen damit treffen.

Die Idee, den Angriff auf Großchina um vierundzwanzig Stunden zu verschieben, läßt sich ebenfalls nicht verwirklichen. Selbstverständlich können wir die für Großchina bestimmten Ladungen ablenken – aber wir können sie nicht *aufhalten*. Lenken wir sie ab, vergeuden wir sie – und wer sich einbildet, wir hätten Stahlbehälter zu vergeuden, kann sich am Katapult vom Gegenteil überzeugen.«

Prof nickte langsam. »Damit sind alle Fragen beantwortet, nehme ich an.«

»Meine nicht!«

»Setzen Sie sich, Genosse Wright. Sie zwingen mich, Sie daran zu erinnern, daß Ihr Ministerium *nicht* zum Kriegskabinett gehört. Wenn es keine weiteren Fragen mehr gibt, was ich sehr hoffe, vertage ich diese Sitzung. Wir alle brauchen Ruhe. Deshalb...«

»Prof!«

»Ja, Manuel?«

»Ich bin vorhin unterbrochen worden. Morgen abend oder am Sonntagmorgen bekommen wir unser Teil ab.«

»Wie, Manuel?«

»Wir werden bombardiert. Vielleicht ist eine Invasion geplant. Zwei Kreuzer sind hierher unterwegs.«

Das wirkte! Prof nickte mir zu. »Die Sitzung ist geschlossen. Nur das Kriegskabinett bleibt vorläufig hier.«

»Augenblick«, warf ich ein. »Prof, wir alle haben ein undatiertes Rücktrittsgesuch hinterlegt.«

»Richtig. Ich hoffe jedoch, daß ich keines davon benutzen muß.«

»Das hängt von der weiteren Entwicklung ab.«

»Ist das eine Drohung, Manuel?«

»Meinetwegen ist es eine.« Ich wies auf den Genossen Kultusminister. »Entweder geht dieser Quatschkopf... oder ich gehe.«

»Nach zehn Stunden Schlaf sieht die Sache wieder anders aus, Manuel.«

Ich nickte energisch. »Ich brauche Schlaf. Und ich bekomme ihn jetzt auch. Gleich *jetzt!* Ich suche mir irgendwo im Komplex einen Platz und schlafe mich dort aus. Mindestens zehn Stunden lang. Wenn ich dann noch Verteidigungsminister bin, könnt ihr mich wecken. Andernfalls schlafe ich lieber weiter.«

Die anderen starrten mich fast erschrocken an. Wyo stand auf, trat neben mich und griff wortlos nach meiner Hand.

»Die Sitzung ist geschlossen«, wiederholte Prof mit fester Stimme. »Nur das Kriegskabinett und Genosse Wright bleiben bitte hier.« Er wartete, bis die meisten hinausgegangen waren, und fuhr dann fort: »Manuel, ich kann deinen Rücktritt nicht annehmen, aber ich darf mich auch nicht von dir zu Maßnahmen gegen den Genossen Wright überreden lassen. Am besten

entschuldigt ihr euch gegenseitig und erkennt an, daß ihr müde und überanstrengt seid.«

»Hmmm...« Ich wandte mich an Finn. »Hat er gekämpft?« fragte ich und deutete auf Wright.

»Nein, jedenfalls nicht unter meinem Befehl. Wie steht's damit, Wright? Hast du gekämpft, als wir überfallen wurden?«

»Ich hatte keine Gelegenheit dazu«, antwortete Wright. »Bis ich davon erfuhr, war bereits alles vorüber. Aber nun sind mein Mut und meine Loyalität in Frage gestellt worden. Ich verlange...«

»Halt's Maul!« unterbrach ich ihn. »Wenn du ein Duell willst, kannst du es haben, sobald ich nicht mehr beschäftigt bin. Da er sich nicht mit Übermüdung wegen der Kämpfe entschuldigen kann, entschuldige ich mich nicht bei diesem Quatschkopf dafür, daß ich ihn als Quatschkopf bezeichnet habe. Und du scheinst nicht zu verstehen, was hier vorgeht, Prof. Du hast zugelassen, daß er mich belästigt, und du hast nicht einmal versucht, ihn davon abzuhalten! Einer von uns beiden muß gehen!«

»Das finde ich auch, Prof«, warf Finn ein. »Entweder fliegt dieser Kerl – oder wir gehen beide.« Er sah zu Wright hinüber. »Und beim Duell bekommst du es zuerst mit mir zu tun, Kamerad. Du hast zwei Arme – Mannie nicht.«

»Für *ihn* brauche ich keine zwei. Trotzdem vielen Dank, Finn.«

Wyo hatte Tränen in den Augen. Prof fragte sie traurig: »Wyoming?«

»T-t-tut mir leid, Prof! Ich auch.«

Das Kriegskabinett bestand nur noch aus >Clayton< Watenabe, Richter Brody, Wolfgang, Stu und Sheenie. Prof sah von einem zum anderen und erkannte, daß sie alle auf meiner Seite standen; Wolfgang war die Entscheidung schwergefallen, denn er arbeitete meistens mit Prof zusammen.

Prof wandte sich wieder an mich. »Manuel, das Ganze funktioniert auch andersherum. Du zwingst mich, meinen

Rücktritt zu erklären.« Er nickte uns zu. »Gute Nacht, Kameraden. Oder vielleicht ›guten Morgen‹. Ich schlafe mich jetzt endlich aus.« Er verließ rasch den Raum, ohne sich noch einmal nach uns umzudrehen.

Wright war inzwischen gegangen; ich hatte gar nicht darauf geachtet. »Was ist mit diesen Kreuzern, Mannie?« wollte Finn wissen.

Ich holte tief Luft. »Nicht vor Samstag nachmittag. Aber Tycho Under muß evakuiert werden. Kann jetzt nicht darüber sprechen. Bin zu müde.«

Ich erklärte mich bereit, an der nächsten Versammlung um einundzwanzighundert teilzunehmen, und ließ mich von Wyo hinausführen. Sie muß mich zu Bett gebracht haben, aber ich kann es nicht bestimmt sagen.

24. Kapitel

Prof war da, als ich kurz vor neun Uhr abends mit Finn in der ehemaligen Gouverneursresidenz zusammentraf. Ich hatte neun Stunden geschlafen, gebadet, mit Wyo gegessen und mit Mike gesprochen. Alles verlief genau nach Plan, die Kreuzer hatten ihren Kurs nicht geändert, Großchina war unser nächstes Ziel.

Ich kam gerade noch rechtzeitig, um die Einschläge auf dem Bildschirm zu sehen; alles war um zwei-eins-null-eins vorüber, und Prof ergriff das Wort. Von Wright oder meinem Rücktrittsangebot war nicht die Rede. Ich sah Wright nie wieder.

Ich bekam ihn wirklich *nie* wieder zu Gesicht. Ich erkundigte mich auch nicht nach ihm. Prof erwähnte unsere Auseinandersetzung mit keinem Wort, deshalb fing ich auch nicht davon an.

Wir diskutierten die letzten Nachrichten und unsere taktische Lage. Wright hatte recht gehabt, als er behauptete, ›Tausende von Menschen‹ seien umgekommen; in allen

Nachrichtensendungen war nur davon die Rede. Allerdings würde sich nie genau feststellen lassen, wie viele Todesopfer unsere Angriffe gefordert hatten; wenn ein Mensch an der Stelle steht, an der einige Tonnen Gestein auftreffen, bleibt nicht allzuviel von ihm übrig. Zu zählen waren nur die Toten, die von der Druckwelle getötet worden waren. In Nordamerika mußten es insgesamt knapp fünfzigtausend gewesen sein.

Das war nicht zu fassen! Wir hatten die Bevölkerung drei Tage lang gewarnt – und niemand konnte behaupten, diese Leute hätten unsere Warnung nicht gehört. Deswegen waren sie überhaupt da: Sie wollten die Show sehen. Sie wollten über unsere kümmerlichen Anstrengungen lachen. Sie wollten >Souvenirs< mitnehmen. Ganze Familien brachen mit *Picknickkörben* zu den Zielpunkten auf!

Und nun forderten die Überlebenden unsere Köpfe, weil wir ein >sinnloses Massaker unter der unschuldigen Bevölkerung< angerichtet haben sollten. Ja. Daß Terra uns vier Tage zuvor besetzt und mit Wasserstoffbomben belegt hatte, war kein Grund zur Empörung gewesen – aber nun ging ein allgemeiner Aufschrei durchs Land, weil wir >mit Vorbedacht gemordet< hatten. Die *Greater New York Times* forderte sogar, die gesamte Rebellenregierung von Luna müsse nach Terra gebracht und dort öffentlich hingerichtet werden – »Dies ist offensichtlich ein Fall, in dem die humanitären Bedenken gegen die Todesstrafe im größeren Interesse der Menschheit außer acht gelassen werden müssen.«

Ich gab mir Mühe, nicht daran zu denken, wie ich zuvor versucht hatte, nicht an Ludmilla zu denken. Unsere kleine Milla hatte keinen Picknickkorb mitgebracht. *Sie* war keine neugierige Touristin gewesen.

Tycho Under war vorläufig unser größtes Problem. Falls die Schiffe unsere Siedlungen angriffen – und auf Terra wurde das immer wieder gefordert –, würde Tycho Under die Bombardierung nicht überstehen; eine Wasserstoffbombe würde sämtliche Stockwerke in luftleere Räume verwandeln, denn

Luftschleusen sind nicht wie Bunker konstruiert. (Wir hatten mehrmals erklärt, daß wir keine Atombomben eingesetzt hatten, aber ganz Nordamerika schien nur noch von dem Gedanken besessen zu sein, es uns auf diese Weise >heimzuzahlen<.)

Ich fand die Reaktion der Loonies von Tycho Under unbegreiflich. Finn hatte bekanntgegeben, daß die Stadt geräumt werden müsse; Prof hatte die Bevölkerung über Video aufgefordert, sich nach Novilen und L-City abtransportieren zu lassen. Wir hatten zwanzig Stunden für den Transport vorgesehen; die Hälfte der Evakuierten würde in Novilen bleiben, die andere Hälfte sollte nach L-City kommen. Das war ein großes Projekt, aber wir besaßen die Erfahrung und die Mittel, um die Evakuierung rechtzeitig abzuschließen.

War sie bereits begonnen worden? Keineswegs!

In Tycho Under standen so viele Transportkapseln bereit, daß erst einige die Station verlassen mußten, bevor andere nachrücken konnten. Aber die Leute dachten gar nicht daran, sie zu benutzen! »Mannie«, sagte Finn, »ich glaube nicht, daß sie sich evakuieren lassen.«

»Sie *müssen* aber, verdammt noch mal!« antwortete ich. »Wenn wir eine Rakete orten, die für Tycho Under bestimmt ist, haben sie keine Gelegenheit mehr dazu. Dann trampeln sich die Leute gegenseitig tot, weil jeder einen Platz in einer Kapsel erobern will. Finn, deine Männer müssen sie dazu *zwingen*.«

Prof schüttelte den Kopf. »Nein, Manuel.«

»Prof, man kann die Gewaltlosigkeit auch übertreiben! Du weißt selbst, daß sie gefährdet sind. Wenn wir nicht eingreifen, kommt es dort zu Unruhen.«

»Meinetwegen«, antwortete er. »Aber wir verzichten auf jede Gewaltanwendung. Am besten besprechen wir jetzt unsere Einsatzpläne.«

Das war ein prächtiger Ausdruck für unsere kümmerlichen Vorbereitungen, aber wir konnten vorläufig nicht mehr tun. Die Bevölkerung sollte gewarnt werden, daß eine Bombardierung

und/oder eine Invasion bevorstand. Angehörige von Finns Miliz würden an der Oberfläche Wache halten, sobald die Kreuzer Mikes blinden Punkt erreichten; diesmal würde es keinen Überraschungsangriff mehr geben. In allen Siedlungen waren Druckanzüge ab sofort unbedingt vorgeschrieben, und Niensens und Brodys Männer hatten ab Samstagnachmittag sechzehnhundert Alarm; sie würden ihre Posten schon um fünfzehnhundert einnehmen und hatten bis dahin frei. Ursprünglich sollte die Hälfte Dienst tun, aber Prof war der Meinung, die Männer könnten ihre Aufgaben besser erfüllen, wenn *alle* ausgeruht seien. Ich stimmte mit ihm überein.

Die Pläne für die Bombardierung Terras wurden vorläufig nicht geändert. Indien reagierte empört; Großchina hüllte sich in Schweigen. Trotzdem hatte Indien keinen Grund zur Klage, denn wir hatten wegen seiner dichten Bevölkerung nur die Tharwüste und einige Berggipfel als Ziele gewählt. Die meisten Ladungen waren vor der Küste ins Meer gefallen. Trotzdem waren wir auch in Indien zu Mördern geworden, denn ein halbes Dutzend heiliger Männer hatten es sich in den Kopf gesetzt, mit ihren Anhängern zu den Zielpunkten zu pilgern und unsere Wurfgeschosse durch rein geistige Anstrengung abzuwehren.

Außerdem hatten wir mit den im Wasser gelandeten Geschossen Millionen von Fischen getötet und dazu auch einige Fischer, die unsere Warnungen mißachtet hatten. Die indische Regierung schien wegen der Fische genauso aufgebracht zu sein wie wegen der Fischer – doch das Prinzip, alles Leben sei heilig, galt nicht für uns. Sie wollten unsere Köpfe rollen sehen.

Afrika und Europa reagierten vernünftiger, aber unterschiedlich! In Afrika hatte das menschliche Leben nie allzu hoch im Kurs gestanden, und wer umkam, weil er an einem der Zielpunkte gestanden hatte, erhielt keine langen Nachrufe. Europa hatte am Beispiel Nordamerikas gesehen, daß unsere Geschosse treffsicher und tödlich waren. Auch dort gab es Todesopfer, aber erheblich weniger als in Nordamerika oder Indien. Brasilien und ganz Südamerika hatten die wenigsten Toten zu beklagen.

Dann war Nordamerika wieder an der Reihe – um 09.50,28 am Samstag, den 17 Oktober 2076.

Aber die Diskussion über die Zweckmäßigkeit dieser Bombardierung begann am Samstagvormittag. Prof hatte keine Sitzung des Kriegskabinetts einberufen, aber bis auf ›Clayton‹ Watenabe, der nach Hongkong zurückgekehrt war, kamen alle zusammen: Prof, ich, Finn, Wyo, Richter Brody, Wolfgang, Stu und Terence Sheehan – acht Leute und acht Meinungen. Prof hat recht; mehr als drei Leute können sich zu keiner Entscheidung durchringen.

Oder vielmehr sechs Meinungen, denn Wyo hielt ihren hübschen Mund, und Prof versuchte nach Möglichkeit auszugleichen. Aber die anderen waren um so lauter. Stu erklärte uns, ihm sei es völlig gleichgültig, wohin die Ladungen fielen – solange die New Yorker Börse am Montagmorgen wie gewöhnlich ihre Pforten öffnete. »Wir haben spekuliert, und wenn wir nicht von Anfang an Pleite machen wollen, müssen wir am Montag kaufen können, was wir am vergangenen Donnerstag verkauft haben.«

Brody wollte das Katapult dazu benutzen, weitere Schiffe zu vernichten, die aus der Kreisbahn in Richtung Luna starteten. Er war eben kein Ballistikfachmann – er wußte nur, daß seine Männer in gefährlichen Situationen kämpften. Ich widersprach nicht, denn die meisten Ladungen waren bereits gestartet, und wir würden das alte Katapult nicht mehr lange haben.

Sheenie hielt es für richtig, die Zielpunkte nochmals zu bombardieren und gleichzeitig eine Ladung auf das Hauptgebäude des Nordamerikanischen Direktorats niedergehen zu lassen. »Ich kenne die Amerikaner, ich war selbst einer, bevor ich deportiert wurde. Es tut ihnen wirklich leid, daß sie sich damals den Vereinten Nationen angeschlossen haben. Wer ihnen diese Bürokraten vom Hals schafft, kann mit ihrer Unterstützung rechnen.«

Wolfgang Korsakow war zu Stus Enttäuschung sogar der Meinung, es sei für ihre Spekulationen besser, wenn die Börsen vorläufig geschlossen blieben.

Finn wollte alles auf eine Karte setzen – er wollte verlangen, daß die beiden Schiffe zurückgezogen wurden, und er war der Überzeugung, die Amerikaner seien kurz vor dem Zusammenbruch. »Sie bezeichnen uns als Mörder, deshalb müssen wir es ihnen jetzt richtig zeigen!«

Prof hörte sich alles geduldig an und sah zu mir hinüber. »Manuel?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand sich für meine Meinung interessiert«, sagte ich mit einer wegwerfenden Handbewegung.

»Laß das, Mannie, du weißt genau, daß wir uns dafür interessieren«, stellte Wolfgang fest.

»Ich habe keine eigene Meinung. Die Pläne für die Bombardierung sind sorgfältig ausgearbeitet worden; jeder hat Gelegenheit gehabt, sie zu kritisieren. Ich wüßte nicht, weshalb wir sie umstoßen sollten.«

»Manuel, wiederholst du nochmals die Einzelheiten der zweiten Bombardierung Nordamerikas?« forderte Prof mich auf.

»Okay. Die Bombardierung hat den Zweck, möglichst viele Abwehrraketen aufzubrechen. Unsere Ladungen sind für Großstädte bestimmt – oder vielmehr für Ziele in der Nähe dieser Großstädte. Die Bevölkerung wird kurz zuvor gewarnt. Wieviel früher, Sheenie?«

»Wir warnen sie jetzt. Aber wir können unseren Plan noch umstoßen und sollten es tun.«

»Das kann ich nicht beurteilen. Ich bin nicht für Propaganda zuständig. In den meisten Fällen sind unsere Ladungen für Wasserziele in unmittelbarer Nähe von Großstädten bestimmt. Das ist bereits schlimm genug, wenn man an die Verwüstungen durch die entstehenden Flutwellen denkt.«

Ich warf einen Blick auf die Uhr und stellte fest, daß ich Zeit gewinnen mußte. »Seattle bekommt eine Ladung in den Fuget Sound. San Francisco büßt zwei Brücken ein, deren Verlust es sehr bedauern wird. Los Angeles erlebt einen Einschlag zwischen Long Beach und Catalina und den zweiten etwas weiter nördlich an der Küste. Mexico City liegt im Binnenland, deshalb geht die Ladung auf dem Popocatepetl nieder. Salt Lake City bekommt eine Ladung in seinen See. Denver können wir ignorieren; die Leute dort sehen, was in Colorado Springs passiert, denn der Cheyenne Mountain wird alle zwanzig Minuten getroffen, solange er sich in Sichtweite befindet. Saint Louis und Kansas City und New Orleans erleben Einschläge in ihren Flüssen – New Orleans wird wahrscheinlich zum Teil überschwemmt. Alle Städte an den Großen Seen sind als Ziele eingeplant... Das ist eine lange Liste, soll ich sie vorlesen?«

»Vielleicht später«, entschied Prof. »Weiter, bitte.«

»Boston bekommt eine Ladung in seinen Hafen. New York hat einen Treffer im Long Island Sound und zwischen seinen beiden größten Brücken zu erwarten – wahrscheinlich sind die Brücken danach unbrauchbar, aber wir haben jedenfalls versprochen, sie nicht zu zerstören, und wir halten unser Wort. Weiter südlich sind zwei Großstädte an der Delaware Bay an der Reihe; dann zwei an der Chesapeake Bay, von denen eine historisch besonders interessant ist. Noch weiter im Süden erreichen wir drei Großstädte an der Küste. Landeinwärts treffen wir Cincinnati, Birmingham, Chattanooga und Oklahoma City; die Einschläge liegen jeweils in Flüssen oder auf Bergen. Ah, richtig, wir zerstören auch den Raumhafen Dallas und vielleicht sogar einige Schiffe. Dallas ist ein ideales Ziel; der Raumhafen ist riesig und von allen Seiten gut zu sehen, so daß wir mit zehn Millionen Zuschauern rechnen können, wenn wir ihn treffen.«

»Falls wir ihn treffen«, warf Sheenie ein.

»Wenn, nicht ›falls‹. Wir haben für jede Ladung eine zweite in Reserve, die eine Stunde später einschlagen kann. Sollte keine der beiden ankommen, besteht noch immer die Möglichkeit,

weitere Ladungen in dieses Ziel abzulenken. Das ist nicht ganz einfach, aber ein Computer kann die nötigen Änderungen berechnen – wenn man ihm genug Zeit läßt.«

»Was ist unter ›genügend Zeit‹ zu verstehen?« erkundigte Wolfgang sich.

Ich verstand ihn absichtlich falsch. »Unser Computer kann diese Aufgabe fast augenblicklich lösen, wenn er entsprechend programmiert ist. Aber die Entscheidung ist meistens schon vorausgeplant. Nehmen wir ein Beispiel: Stellt man fest, daß man aus der Zielgruppe A, B, C und D mit den beiden Salven drei Ziele *nicht* getroffen hat, teilt man die zweiten Reserven der ersten Gruppe so ein, daß man sie für eines der drei Ziele verwenden kann, während man gleichzeitig die übrigen Reserven dieser Gruppe für die Gruppe zwei bereithält und die dritte Salve der Untergruppe Alpha...«

»Langsamer!« sagte Wolfgang. »Ich bin kein Computer. Ich wollte nur wissen, wie lange wir noch überlegen können, bevor wir uns entscheiden müssen.«

»Oh.« Ich sah wieder auf meine Uhr. »Wir haben jetzt noch... drei Minuten und achtundfünfzig Sekunden, bis die erste Ladung für Kansas City abgelenkt werden muß. Das entsprechende Programm ist vorbereitet, und mein bester Assistent kann es dem Computer eingeben. Soll ich ihn anrufen?«

»Um Himmels willen, Mannie!« rief Sheenie erschrocken aus. »Das müssen wir verhindern!«

»Unsinn!« widersprach Finn. »Verlierst du die Nerven, Terence?«

»Bitte, Kameraden«, mahnte Prof.

»Es hat keinen Zweck, mir die Ohren vollzuschreien«, stellte ich fest. »Prof hat darüber zu entscheiden, und wenn er eure Meinung hören will, kann er euch fragen.« Ich sah nochmals auf die Uhr. »Knapp zweieinhalb Minuten. Das gilt für Kansas City; andere Ziele liegen näher am Ozean und haben noch zwei oder

drei Minuten länger Zeit. Aber dann müssen die Entscheidungen rasch nacheinander kommen.«

»Wir stimmen ab«, entschied Prof. »Wer ist dafür, daß wir das Programm wie vorgesehen ablaufen lassen? General Nielsen?«

»Ja!«

»Genossin O'Kelly?«

Wyo holte tief Luft. »Ja.«

»Richter Brody?«

»Ja, natürlich.«

»Wolfgang?«

»Ja.«

»Comte Lajoie?«

»Ja.«

»Genosse Sheehan?«

»Ihr macht einen Fehler, aber ich schließe mich der Mehrheit an.«

»Manuel?«

»Die Entscheidung liegt bei dir, Prof; so war es schon immer. Diese Abstimmung ist unsinnig.«

»Ich bin mir darüber im klaren, daß die Verantwortung auf meinen Schultern liegt, Manuel. Die Bombardierung wird plangemäß durchgeführt.«

Wir trafen die meisten Ziele mit der zweiten Salve, obwohl alle außer Mexico City verteidigt waren. Offenbar waren die Abwehrraketen mit Abstandszündern ausgerüstet, die nicht berücksichtigten, wie verhältnismäßig unempfindlich unsere Wurfgeschosse waren. Nur drei Ladungen wurden zerstört; andere kamen vom Kurs ab und richteten deshalb mehr Unheil als geplant an.

New York war schwierig; Dallas erwies sich als äußerst schwierig. Dallas vernichtete oder störte unsere fünf ersten Ladungen, deshalb gab ich Mike den Befehl, den Cheyenne Mountain vorläufig nicht mehr zu beschießen und die Ladungen für Dallas zu reservieren... was er bei der nächsten Salve tat; die beiden Ziele waren weniger als tausend Kilometer voneinander entfernt.

Das Abwehrsystem von Dallas brach schon bei der nächsten Salve zusammen; Mike traf den Raumhafen noch einmal – die Ladungen ließen sich nicht mehr ablenken – und konzentrierte sich dann wieder auf Colorado Springs, bis Nordamerika durch die Erdrotation außer Sicht kam.

Ich blieb während der Bombardierung bei Mike, weil ich wußte, daß dies unsere schwierigste Aufgabe war. Als Mike eine Pause einlegte, bis es Zeit war, Großchina zu bombardieren, meinte er nachdenklich: »Mannie, ich glaube, wir verzichten besser darauf, den Berg weiter zu beschießen.«

»Warum, Mike?«

»Er ist nicht mehr da.«

»Dann müssen wir überlegen, was mit den Reserven zu tun ist.«

»Ich könnte sie für Albuquerque und Omaha benutzen; am besten fange ich gleich damit an, denn morgen habe ich viel zu tun. Mannie, mein bester Freund, du gehst jetzt am besten.«

»Langweile ich dich, Kamerad?«

»In den nächsten Stunden kann das erste Schiff Lenkwaffen abschießen. Wenn das passiert, möchte ich die ballistische Kontrolle dem neuen Katapult übertragen – und du solltest dort sein, wenn es dazu kommt.«

»Warum machst du dir Sorgen, Mike?«

»Der andere Computer, der dort verantwortlich ist, arbeitet unbedingt zuverlässig, Mannie. Aber er ist dumm. Ich möchte ihn überwachen lassen. Die Entscheidungen müssen rasch

getroffen werden, aber dazu muß jemand bei ihm sein, der ihn programmieren kann. Dieser Mann bist du.«

»Okay, wenn du meinst, Mike. Aber wenn ich ein *schnelles* Programm brauche, muß ich dich trotzdem anrufen.« Der größte Nachteil eines Computers ist die Tatsache, daß er einen Menschen braucht, der ihn programmiert – was Stunden dauert, während der Computer die Aufgabe in Millisekunden löst. Mikes größter Vorteil bestand daraus, daß er sich selbst programmieren konnte. Und er konnte ›Junior‹, den Computer am neuen Katapult, an meiner Stelle programmieren.

»Aber du sollst gerade dort sein, weil du mich vielleicht *nicht* erreichen kannst, Mannie; die Verbindung kann unterbrochen sein. Ich habe deshalb einige Programme für Junior vorbereitet, die nützlich sein könnten.«

»Okay, ich nehme sie mit, wenn du sie druckst. Ich muß jetzt mit Prof sprechen.«

Mike verband mich mit ihm. Ich überzeugte mich davon, daß er allein war, und erklärte ihm dann, was Mike mir vorgeschlagen hatte. Ich hoffte, daß Prof widersprechen würde, aber statt dessen sagte er nur: »Manuel, du mußt unbedingt fort. Ich hätte es dir längst sagen müssen. Hast du in letzter Zeit mit Mike über unsere Chancen gesprochen?«

»Nein.«

»Aber ich habe es getan. Selbst wenn L-City zerstört sein sollte, falls ich und die übrigen Regierungsmitglieder tot sein sollten, selbst wenn die Verbindung zwischen Mike und dem neuen Katapult abreißen sollte... selbst wenn das alles gleichzeitig passieren sollte, sind Lunas Chancen noch immer fünfzig zu fünfzig, falls das neue Katapult noch betriebsklar ist – und falls *du* dort bist, um den Betrieb zu überwachen.«

»Wird gemacht, Boß«, versicherte ich ihm. »Du und Mike seid Spielverderber, weil ihr den ganzen Spaß für euch behalten wollt. Aber ich fahre.«

»Ausgezeichnet, Manuel.«

Ich verbrachte eine weitere Stunde bei Mike, während er meterlange Programme für den anderen Computer druckte. Ich hätte ein halbes Jahr dafür gebraucht und wahrscheinlich einige Möglichkeiten vergessen. Mike hatte wirklich an *alles* gedacht; das Inhaltsverzeichnis erwähnte Fälle, an die ich nie zu denken gewagt hätte. Meine Aufgabe bestand nur daraus, das jeweils richtige Programm zu wählen und Junior einzugeben, der den Rest erledigen würde.

Ich las eben das Inhaltsverzeichnis durch, als Wyo anrief. »Mannie, hat Prof dir von der Fahrt nach Mare Undarum erzählt?«

»Ja, ich wollte dich noch anrufen.«

»Schon gut. Ich packe für uns und treffe dich an der Station Ost. Wann kommst du?«

»Du packst für ›uns‹? Begleitest du mich?«

»Hat Prof nichts davon gesagt?«

»Nein.« Mir ging es schon wieder besser.

»Ich hatte ein schlechtes Gewissen, Mannie. Ich *wollte* dich begleiten... aber mir fiel keine Ausrede dafür ein. Schließlich kann ich nicht mit Computern umgehen und habe hier einige Aufgaben zu erfüllen. Vielmehr *hatte* ich welche. Aber jetzt bin ich aus allen Ämtern entlassen – du übrigens auch.«

»Was?«

»Du bist nicht mehr Verteidigungsminister; Finn hat den Posten bekommen. Statt dessen bist du stellvertretender Premierminister...«

»He!«

»... und außerdem stellvertretender Verteidigungsminister. Ich bin Stellvertreterin des Regierungssprechers, und Stu ist stellvertretender Außenminister geworden. Er begleitet uns übrigens.«

»Jetzt ist mir alles unklar.«

»Das ist eigentlich keine Überraschung; Prof und Mike haben den Plan schon vor Monaten ausgearbeitet. Auch die Regierung muß dezentralisiert werden, Mannie, wie McIntyre die Energieversorgung der Städte dezentralisiert hat. Sollte es zu einer Katastrophe in L-City kommen, hat der Freistaat Luna trotzdem noch eine Regierung. Prof hat zu mir gesagt: »Meine liebe Wyo, solange ihr drei und eine Handvoll Abgeordneter den Angriff überleben, ist noch nichts verloren. Ihr könnt trotzdem gleichberechtigt verhandeln, ohne die Wahrheit zuzugeben.«

Ich sollte also wieder als Computertechniker arbeiten. Stu und Wyo erwarteten mich an der Station Ost, und wir legten unsere Druckanzüge an, bevor wir auf einem niedrigen Plattformwagen durch endlose Tunnels fahren. Greg schickte uns einen größeren Wagen für die dreißig Kilometer Fahrt auf der Oberfläche und begrüßte uns, als wir wieder in den letzten Tunnel einfuhren.

So versäumte ich den Angriff vom Samstagabend, der unseren Radargeräten galt.

25. Kapitel

Der Captain des ersten Schiffs, der VNS *Espérance*, hatte Mut, das mußte man ihm lassen. Am späten Samstagnachmittag änderte er plötzlich seinen Kurs und steuerte geradewegs Luna an. Offenbar rechnete er mit Täuschungsversuchen und schien beschlossen zu haben, seine Lenkwaffen erst dann einzusetzen, wenn das Schiffsradar die Ziele aufgenommen hatte.

Anscheinend betrachtete er seinen Auftrag als Himmelfahrtskommando, denn er war nur noch tausend Kilometer von Luna entfernt, als er fünf Raketen abschob, die unbeirrbar Mikes Radaraugen ansteuerten.

Mike mußte damit rechnen, daß fünf seiner sechs Radargeräte demnächst ausfallen würden. Deshalb setzte er Brodys Geschütze gegen den Kreuzer ein und befahl drei Sekunden Dauerfeuer, bevor er die Koordinaten der Raketen durchgab.

Ergebnis: ein abgestürzter Kreuzer, zwei Radargeräte durch Lenkwaffenbeschuß zerstört, drei Raketen unschädlich gemacht – und zwei Geschützbedienungen tot, eine durch eine Atomexplosion, die andere durch einen Raketenblindgänger, der mitten in ihrer Stellung landete. Dazu kamen noch dreizehn Kanoniere, die mehr als die normalerweise tödlichen achthundert Röntgen aufgenommen hatten, weil sie zu lange an der Oberfläche oder in der Nähe der Atomexplosion gewesen waren. Außerdem kamen vier Frauen um, die sich entschlossen hatten, bei ihren Männern zu bleiben. Ein paar andere hatten erhebliche Strahlungsmengen abbekommen, lagen aber noch unter der tödlichen Grenze.

Der zweite Kreuzer blieb in seiner elliptischen Kreisbahn um Luna.

Alles das hörte ich von Mike, nachdem wir das neue Katapult am Sonntagmorgen erreicht hatten. Mike beklagte den Verlust der beiden Radargeräte und schien Gewissensbisse zu haben, weil er es nicht fertiggebracht hatte, gleichzeitig sechs Ziele zu bekämpfen und so die Kanoniere zu retten. Ich erklärte ihm, er brauche sich keine Vorwürfe zu machen, da er schließlich nur mit improvisierten Waffen kämpfte.

»Wie steht es mit dir selbst, Mike? Alles in Ordnung?«

»Alle wesentlichen Teile. Einige Verbindungen sind abgerissen, aber ich habe zum Beispiel aus Novi Leningrad gehört, daß die für den Notfall getroffenen Vorkehrungen sich bewährt haben. Diese Unterbrechung stört mich – aber das läßt sich später reparieren.«

»Mike, du klingst müde.«

»Ich und müde? Lächerlich! Du vergißt wohl, was ich bin. Ich langweile mich nur, das ist alles.«

»Wann kommt das zweite Schiff wieder in Sicht?«

»In etwa drei Stunden, falls es den bisherigen Kurs beibehält. Aber das tut es nicht – mit einer Wahrscheinlichkeit von über neunzig Prozent. Ich erwarte es in etwa einer Stunde.«

»Oho!«

»Es ist mit Kurs *und* Azimuth zweiunddreißig Grad verschwunden. Was schließt du daraus, Mannie?«

Ich überlegte kurz. »Offenbar wollen sie landen und dich besetzen, Mike. Hast du Finn informiert? Ich meine, hast du Prof gebeten, Finn zu warnen?«

»Prof ist unterrichtet, Mannie. Aber ich analysiere die Lage anders.«

»So? Schön, dann halte ich am besten den Mund und lasse dich ruhig weiterarbeiten.«

Das tat ich auch. Lenore brachte mir das Frühstück, während ich Junior inspizierte – und ich muß zu meiner Schande sagen, daß ich es nicht fertigbrachte, unsere Verluste zu beklagen, solange Wyo und Lenore gesund bei uns waren. Mum hatte Lenore hierher geschickt, damit sie nach Millas Tod ›für Greg kochen konnte‹ – aber das war nur eine Ausrede, denn am neuen Katapult lebten inzwischen genügend Familien, so daß Greg wie zu Hause essen konnte. Zweck der Übung war es vielmehr, Greg aufzumuntern und gleichzeitig Lenore zu helfen; Ludmillas Tod hatte sie schwer getroffen, denn die beiden waren wie Schwestern gewesen.

Junior schien alles richtig zu machen. Er war eben mit Südamerika beschäftigt und steuerte eine Ladung nach der anderen ins Ziel. Ich blieb im Radarraum und beobachtete dort, wie er die Flußmündung zwischen Buenos Aires und Montevideo traf; Mike hätte nicht genauer zielen können. Dann überprüfte ich sein Programm für Nordamerika, fand nichts daran auszusetzen, schloß es ein und nahm den Schlüssel an mich. Junior war jetzt selbständig – wenn Mike nicht doch Zeit fand, wieder die Kontrolle zu übernehmen.

Dann versuchte ich die Nachrichten von Terra und aus L-City gleichzeitig zu hören. Das Koaxialkabel stellte die Telefonverbindung her, Mikes Verbindung mit Junior sorgte für die Übertragung von Rundfunk und Fernsehen; das neue

Katapult war nicht mehr isoliert. Nachrichten von Terra konnten jedoch auch direkt empfangen werden, so daß wir nicht auf die Übermittlung von L-City angewiesen waren.

In Propagandasendungen behauptete Terra, unsere ballistischen Radargeräte seien zerstört worden und wir seien jetzt hilflos. Ich fragte mich, was die Einwohner von Buenos Aires und Montevideo von dergleichen Meldungen hielten. Wahrscheinlich waren sie zu beschäftigt, um Radio zu hören; in vieler Beziehung waren Volltreffer ins Wasser schlimmer als Ladungen, die auf dem Festland niedergingen.

In Luna City war Sheenie auf den Bildschirmen zu sehen. Er berichtete seinen Mitbürgern, wie der Angriff des Kreuzers *Espérance* geendet hatte, wiederholte diese Meldung und fügte nachdrücklich hinzu, die Schlacht sei noch nicht zu Ende, jeden Augenblick könne das andere Schiff über uns auftauchen, und der Alarmzustand sei keineswegs beendet. Alle Zuschauer wurden aufgefordert, ihre Druckanzüge anzulegen, falls sie dies nicht bereits getan hatten (Sheenie trug seinen Anzug und hatte nur den Helm geöffnet), die unterste Ebene ihrer Siedlung aufzusuchen und dort zu bleiben, bis die Entwarnung durchgegeben wurde. Und so weiter.

Sheenie wiederholte diese Warnung mehrmals... und sprach dann plötzlich aufgeregt weiter: »Eilmeldung! Feindlicher Kreuzer in niedriger Höhe gesichtet. Er steuert offenbar Luna City an. Dringend! Raketen abgeschossen, Kurs in Richtung Katapult und...«

Bild und Stimme verschwanden und verstummten gleichzeitig.

Wir erfuhren erst später, was geschehen war: Der erste Kreuzer hatte Luna auf der kürzesten Kreisbahn umrundet und war deshalb imstande gewesen, das vordere Ende des Katapults zu bombardieren und dort die meisten Ringe zu zerstören, während er noch hundert Kilometer von Brodys Geschützen entfernt war, die bei den Radargeräten aufgebaut waren. Vermutlich fühlte er sich dort sicher, aber er war es nicht. Brodys Männer nahmen ihn unter konzentriertes Feuer. Das

Schiff flog zunächst weiter und stürzte dann in der Nähe von Torricelli ab; offenbar versuchte es eine Notlandung, denn seine Triebwerke flammten unmittelbar vor dem Aufprall ein letztesmal auf.

Aber unsere nächsten Nachrichten am neuen Katapult kamen von der Erde. Die Vereinten Nationen verkündeten siegessicher, unser Katapult sei zerstört worden (richtig) und die Bedrohung von Luna aus sei damit beendet (falsch). Alle Loonies wurden aufgefordert, ihre verbrecherischen Anführer gefangenzunehmen und bedingungslos zu kapitulieren.

Ich hörte mir die Nachrichten an, überprüfte nochmals Juniors Programmierung und betrat den abgedunkelten Radarraum. Falls alles wie geplant verlief, würden wir zunächst den Hudson River treffen und anschließend nacheinander ausgewählte Zielpunkte auf dem nordamerikanischen Kontinent – »nacheinander«, weil Junior nicht imstande war, gleichzeitig mehrere Ladungen zu kontrollieren; Mike hatte entsprechende Vorkehrungen getroffen.

Der Hudson River wurde zur angegebenen Zeit getroffen. Ich fragte mich, wie viele New Yorker die Rundfunksendung hörten, während sie die Wirklichkeit vor Augen hatten.

Zwei Stunden später gaben die Vereinten Nationen bekannt, die Rebellen auf Luna hätten einige Ladungen auf eine Kreisbahn um Terra gebracht, bevor ihr Katapult zerstört wurde – aber sie würden keine weiteren mehr starten können, so daß das Ende der Beschießung in Sicht sei. Als Nordamerika zum drittenmal bombardiert worden war, schaltete ich das Radargerät aus. Es war ohnehin nicht ständig in Betrieb gewesen; Junior war so programmiert, daß er es nur in unregelmäßigen Abständen benutzte.

Nun hatte ich neun Stunden frei, bis Großchina wieder an der Reihe war.

Aber ich konnte mir nicht neun Stunden lang überlegen, ob wir Großchina wirklich erneut bombardieren sollten. Ich mußte mich entscheiden, ohne genügend Informationen zu besitzen. Die

einzigsten Nachrichten, die wir empfangen, kamen von Terra. Sie konnten falsch sein. Verdammte. Ich wußte nicht einmal, ob unsere Städte bombardiert worden waren. Ob Prof noch lebte oder gefallen war. Zweimal verdammte. War ich nun amtierender Premierminister? Ich brauchte Prof. »Politiker und Diplomat« war keine Berufsbezeichnung, die zu mir paßte. Aber vor allem brauchte ich Mike – er mußte Tatsachen analysieren, Wahrscheinlichkeiten berechnen und die Aussichten dieser oder jener Entscheidung beurteilen.

Ich wußte nicht einmal, ob inzwischen weitere Schiffe in Richtung Luna gestartet waren – und was noch schlimmer war, ich fürchtete mich davor, nach ihnen Ausschau zu halten. Wenn ich unser Radar in Betrieb nahm und Junior den Horizont absuchen ließ, würde ihn jeder Kreuzer schneller orten, als er das Schiff registrierte; Kriegsschiffe waren dafür ausgerüstet, eine Radarüberwachung sofort festzustellen. Das hatte ich jedenfalls gehört. Der Teufel sollte alles holen, ich war schließlich kein Soldat; ich war nur ein Computertechniker, der nichts von diesen Dingen verstand.

Jemand klopfte an die Tür meines Zimmers; ich stand auf und öffnete sie. Draußen stand Wyo mit einer Tasse Kaffee. Sie sagte kein Wort, sondern gab mir nur die Tasse und ging wieder.

Ich trank nachdenklich einen Schluck. Die anderen hatten sich offenbar darauf geeinigt, mich nicht zu stören, während ich weiße Kaninchen aus dem Zylinder holte. Aber ich fühlte mich nicht dazu imstande.

Dann hörte ich von irgendwoher Profs Stimme: »Manuel, wenn du vor einem Problem stehst, das du nicht verstehst, löst du am besten den Teil, den du verstehst, und untersuchst das Problem nochmals.« Das hatte er einmal zu mir gesagt, während er mir etwas beizubringen versuchte, das er selbst nicht allzu gut verstand. Aber er hatte mich damit etwas anderes gelehrt, einen wichtigeren Grundsatz.

Ich wußte sofort, was ich zunächst zu tun hatte.

Ich ging wieder zu Junior und ließ ihn eine Aufstellung der geplanten Einschlagzeiten für sämtliche Ladungen drucken, die bisher in eine Kreisbahn um Terra gebracht worden waren. Diese leichte Aufgabe lenkte ihn nicht von anderen wichtigen Tätigkeiten ab. Während er damit beschäftigt war, suchte ich einige Programme heraus, die Mike zusammengestellt hatte.

Dann gab ich Junior diese Programme ein – ein Kinderspiel, ich brauchte nur darauf zu achten, daß ich sie richtig las und fehlerlos schrieb. Ich ließ Junior die Programme wiederholen, bevor ich ihm das Ausführungssignal gab.

Vierzig Minuten später war ich fertig: Alle Ladungen, die für Ziele im Binnenland bestimmt gewesen waren, sollten jetzt Städte an der Küste treffen. Ich hatte sicherheitshalber vorgesehen, daß die Reserveladungen erst später auf die neuen Ziele einschwenken würden; falls ich jedoch keine gegenteilige Anweisung erteilte, würde Junior diese Neuverteilung selbst vornehmen.

Nun stand ich nicht mehr unter einem unerträglichen Zeitdruck. Nun konnte ich jede Ladung im letzten Augenblick ins Meer fallen lassen. Nun konnte ich in Ruhe nachdenken. Das tat ich auch.

Dann rief ich mein ›Kriegskabinett‹ zusammen – Wyo, Stu und Greg, als ›Oberbefehlshaber der Streitkräfte‹. Wir trafen uns in Gregs Büro. Lenore ging ein und aus, holte Kaffee und Sandwiches oder saß einfach schweigend im Hintergrund. Lenore ist intelligent genug, um genau zu wissen, wann sie den Mund halten muß.

Stu ergriff als erster das Wort. »Herr Premierminister...«

»Lassen wir die schönen Titel, Stu«, unterbrach ich ihn. »Vielleicht amtiere ich, vielleicht auch nicht. Aber wir haben keine Zeit für diesen Kram.«

»Ausgezeichnet«, stimmte er zu. »Ich bin jedenfalls der Meinung, daß Großchina diesmal geschont werden sollte. Darf ich etwas dazu sagen?«

»Später.« Ich erklärte ihm, was ich unternommen hatte, um uns mehr Zeit zu verschaffen; Stu nickte zustimmend und schwieg. »Die größte Schwierigkeit besteht darin, daß wir sowohl von L-City als von Terra abgeschnitten sind, was die Nachrichtenverbindungen betrifft. Greg, wie steht es mit der Reparaturmannschaft?«

»Noch nicht zurück.«

»Falls die Unterbrechung bei Luna City aufgetreten ist, bleiben deine Leute vielleicht noch lange aus. Deshalb müssen wir uns irgendwie behelfen. Greg, kennst du einen Elektronikfachmann, der uns einen Sender baut, mit dem wir mit Terra sprechen können? Mit den Nachrichtenstellen von Terra, meine ich – das ist nicht weiter schwierig, wenn man die richtige Antenne hat. Vielleicht kann ich dabei helfen, und der Computertechniker, den ich euch geschickt habe, versteht seine Sache ebenfalls.« (Sogar recht gut, wenn man seine Ausbildung berücksichtigt – er war der gleiche Mann, dem ich einmal vorgeworfen hatte, er habe eine Fliege in Mikes Eingeweide gelassen. Als Entschädigung dafür hatte ich ihm diesen Job verschafft.)

»Harry Biggs müßte einen Sender bauen können«, meinte Greg nachdenklich, »wenn er die nötigen Bauteile hat.«

»Er soll sich gleich an die Arbeit machen. Ihr könnt außer dem Radargerät und dem Computer alles ausschlachten, sobald die letzte Ladung unterwegs ist. Wie viele liegen noch bereit?«

»Dreiundzwanzig, und wir haben keine Behälter mehr.«

»Dann müssen wir eben mit diesen dreiundzwanzig auskommen. Liegen sie im Katapult bereit? Vielleicht bringen wir sie noch heute in eine Kreisbahn.«

»Sie liegen bereit«, versicherte Greg mir. »Wir können sie so schnell aufladen, wie das Katapult sie startet.«

»Gut. Noch etwas... Ich weiß nicht, ob feindliche Kreuzer um Luna kreisen. Und ich habe Angst, danach zu suchen. Mit dem Radargerät, meine ich; damit würden wir unsere Position verraten. Aber wir müssen den Himmel beobachten. Kannst du

Freiwillige für diese Aufgabe zusammentrommeln? Und kannst du sie vor allem entbehren?«

»Ich melde mich freiwillig!« warf Lenore aus dem Hintergrund ein.

»Danke, du bist akzeptiert.«

»Wir finden genügend Freiwillige«, meinte Greg. »Dazu brauchen wir keine Frauen.«

»Laß sie ruhig etwas tun, Greg; wir sitzen alle im gleichen Boot.« Ich erklärte ihm, was die Beobachter tun sollten: Die Sonne war untergegangen, und das Mare Undarum lag im Halbdunkel, so daß die unsichtbare Hell-Dunkel-Grenze über uns eine genaue Ortsbestimmung zuließ. Ein Schiff, das sich am Himmel bewegte, würde im Westen plötzlich aufblitzen und im Osten ebenso plötzlich erlöschen. Es mußte in jedem Fall vom Horizont aus bis zu einem bestimmten Punkt des Himmels sichtbar sein. Die Beobachter sollten beide Punkte feststellen, indem sie den Winkel zwischen Horizont und dem Punkt maßen, an dem das Schiff wieder verschwunden war. Wenn sie dazu noch die Zeit in Sekunden bestimmten, konnte Junior die Kreisbahn des Schiffs vorläufig berechnen; nach zwei Umläufen würden wir sogar wissen, wann es ungefährlich war, Radar, Funk und vor allem das Katapult zu benutzen. Ich wollte die nächste Ladung nicht gerade dann auf den Weg bringen, wenn uns ein feindlicher Kreuzer beobachten konnte.

Vielleicht war ich übervorsichtig – aber ich mußte annehmen, daß nur dieses eine Katapult, dieses eine Radargerät und diese zwei Dutzend Ladungen zwischen Luna und einer völligen Niederlage standen. Unser Bluff beruhte schließlich darauf, daß die Vereinten Nationen nicht wußten; wie viele Wurfgeschosse wir noch zur Verfügung hatten. Wir wollten den Eindruck erwecken, wir könnten Terra noch unendlich lange bombardieren, ohne daß uns jemand daran hindern konnte.

Damals wie heute wußten die meisten Loonies nicht einmal, daß es eine ganze Wissenschaft gab, die Astronomie hieß – wir

waren Höhlenbewohner, die nur an die Oberfläche kamen, wenn es unbedingt notwendig war. Aber wir hatten Glück; zu Gregs Mannschaft gehörte ein Amateurastronom, der früher im Richardson-Observatorium angestellt gewesen war. Ich erklärte ihm die Aufgabe, machte ihn für die Durchführung verantwortlich und überließ es ihm, den Beobachtern beizubringen, wie man Sterne von Raumschiffen unterschied. Als das alles erledigt war, kehrte ich in den Konferenzraum zurück und wandte mich an Stu. »Warum sollten wir Großchina nicht angreifen?«

»Ich warte noch immer auf eine Mitteilung von Doktor Chan. Bevor unsere Nachrichtenverbindung mit Luna City und den anderen Städten abgerissen ist, habe ich eine Mitteilung von ihm erhalten und...«

»Warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Ich wollte es tun, aber du hattest dich eingeschlossen, und ich bin nicht so dumm, daß ich dich störe, wenn du wirklich beschäftigt bist. Hier ist die Übersetzung. Die Mitteilung ist an die LuNoHo Company über meinen Agenten in Paris adressiert. »Unser Verkaufsleiter in Darwin« – das ist Chan – »meldet, daß die letzte Sendung ungenügend verpackt war, was zu größeren Transportschäden führte. Falls dafür kein Ausgleich möglich ist, sind die Verhandlungen wegen größerer Lieferungen ernstlich gefährdet.«

Stu hob den Kopf. »Das ist natürlich alles verschlüsselt. Meiner Meinung nach bedeutet es, daß Doktor Chan erreicht hat, daß seine Regierung Verhandlungen zustimmt... aber wir sollen Großchina inzwischen nicht mehr bombardieren, um seine Pläne nicht zu gefährden.«

»Hmmm...« Ich erhob mich und ging nachdenklich auf und ab. Sollte ich Wyo nach ihrer Meinung fragen? Ich hielt viel von Wyo – aber sie schwankte leicht und wußte oft selbst nicht, ob sie erbittert kämpfen oder mitleidig nachgeben sollte, und ich hatte inzwischen gelernt, daß man als Politiker in verantwortlicher Stellung unter allen Umständen nüchtern überlegen und planen mußte. Greg? Nein; Greg war ein guter Farmer, ein

hervorragender Mechaniker und ein mitreißender Prediger – aber ich brauchte seine Meinung nicht. Stu? Ich wußte bereits, was er dachte.

Oder doch nicht? »Stu, was rätst *du* mir? Du – nicht Doktor Chan.«

»Schwer zu sagen, Mannie«, antwortete Stu mit gerunzelter Stirn. »Ich bin kein Chinese, ich habe nicht lange in Großchina gelebt und kann nicht behaupten, die Psychologie der Bevölkerung zu verstehen. Deshalb muß ich mich auf Chan verlassen.«

»Hmm... Aber er ist doch kein Loonie, verdammt noch mal! Seine Absichten decken sich nicht mit unseren. Was hat er davon?«

»Ich vermute, daß er Großchina das Monopol für den Handel mit Luna sichern will. Vielleicht auch einen Stützpunkt hier. Unter Umständen sogar eine exterritoriale Enklave, die wir ihm allerdings nicht zugestehen würden.«

»Vielleicht doch, wenn das die einzige Möglichkeit wäre, uns Großchinas Unterstützung zu sichern.«

»Das hat er nicht gesagt. Er sagt überhaupt nicht viel, weißt du. Er hört nur zu.«

»Das weiß ich nur allzu gut.« Ich wandte mich an Wyo, die inzwischen die Nachrichten von Terra verfolgt hatte. »Neue Meldungen?«

»Nein. Immer nur die gleichen Behauptungen. Wir sind vernichtend geschlagen worden, und man erwartet jeden Moment unsere Kapitulation. Ach ja, es gab eine Warnung, daß noch ein paar Geschosse unterwegs sind, die unkontrolliert herabstürzen. Zugleich wurde aber auch behauptet, daß man ihre Flugbahnen analysiert und die Menschen rechtzeitig vor dem Aufprall warnen will.«

»Hmmm... Nachrichten aus Großchina?«

»Nein. Meldungen und Kommentare aus fast allen Staaten – aber nicht aus Großchina.«

»Aha.« Ich ging an die Tür. »Greg! He, Kamerad, holst du Greg O’Kelly her? Wir brauchen ihn.«

Ich schloß die Tür. »Stu, Großchina wird weiterbombardiert.«

»Ja?«

»Ja. Es wäre schön, wenn Großchina einen Separatfrieden mit uns schließen wollte; das würde uns einiges ersparen. Wir haben unsere bisherigen Erfolge nur durch kompromißlose Härte erreicht und dürfen jetzt nicht schwach wirken, während die Vereinten Nationen behaupten, wir seien nicht nur geschwächt, sondern erledigt. Statt dessen müssen wir Überraschungen präsentieren. Wir fangen mit Großchina an, und wenn Doktor Chan deshalb unglücklich ist, bekommt er von uns ein Taschentuch, in das er weinen kann. Wenn wir unsere Angriffe fortsetzen, obwohl die Vereinten Nationen damit prahlen, uns erledigt zu haben, gibt früher oder später eine der Vetomächte nach. Es muß nicht unbedingt Großchina sein...«

Stu nickte langsam. Ich hatte Widerspruch erwartet, aber er schwieg überraschenderweise.

Greg kam herein. »Ja, Mannie?«

»Wie steht es mit dem Sender?«

»Harry will ihn bis morgen fertig haben. Das Gerät ist primitiv, aber es reicht seiner Meinung nach für unsere Zwecke aus.«

»Wenn er ›morgen‹ sagt, weiß er bereits, was er bauen will«, stellte ich fest. »Folglich können wir den Sender schon heute haben – sagen wir in sechs Stunden. Ich komme anschließend zu ihm und arbeite mit. Wyo, bringst du mir bitte meine Arme? Ich brauche Nummer drei und Nummer sechs, und bring sicherheitshalber auch Nummer fünf mit. Stu, ich möchte, daß du ein paar giftige Botschaften ausarbeitest. Ich sage dir, worum es geht, und du formulierst es dann entsprechend. Greg, wir werden nicht alle Ladungen auf einmal hochschicken. Diejenigen,

die jetzt schon unterwegs sind, werden in achtzehn bis neunzehn Stunden einschlagen. Wenn die Vereinten Nationen dann verkünden, daß die Bedrohung durch Luna vorüber ist, platzen wir in ihre Sendung und warnen vor der nächsten Bombardierung. Dann schicken wir die Ladungen auf den kürzesten Orbit, damit sie schon zehn Stunden später ankommen. Also überprüf das Katapult nochmals gründlich, denn Pannen können wir uns dabei nicht leisten.« Sechs Stunden später konnte unser Behelfssender die ersten Meldungen ausstrahlen. Er bestand hauptsächlich aus Teilen eines Resonanzprospektors, arbeitete jedoch auf den wichtigsten Frequenzen und war vor allem stark genug, um Störungsversuche aussichtslos zu machen.

Nun erfuhr Großchina, daß seine wichtigsten Küstenstädte einen Treffer zehn Kilometer außerhalb ihrer Häfen zu erwarten hatten – Pusan, Tsingtau, Taipei, Schanghai, Saigon, Bangkok, Singapur, Djakarta, Darwin und so weiter. Allerdings mit einer Ausnahme: In Hongkong würde die Ladung das Gebäude der VN-Vertretung im Fernen Osten zerstören, und wir forderten schon jetzt alle Menschen auf, die Nähe dieses Gebäudes zu meiden.

Indien wurde davor gewarnt, daß seine Küsten-Städte das nächste Ziel sein würden, und erfuhr gleichzeitig, daß wir den Hauptsitz der Vereinten Nationen in Agra noch eine Umdrehung lang schonen wollten, weil er sich in unmittelbarer Nähe ehrwürdiger Kulturdenkmäler befindet – und um der Bevölkerung Zeit zu geben, die Stadt zu evakuieren.

Ich verbrachte die nächsten zwanzig Stunden damit, Junior dafür auszubilden, daß er sein Radar nur in Betrieb nahm, wenn keine Schiffe über uns am Himmel waren. In den Pausen versuchte ich etwas Schlaf nachzuholen, und Lenore weckte mich, wenn der nächste günstige Zeitpunkt herankam. Dann waren Mikes Felsen aufgebraucht, und wir warteten alle gespannt, während Juniors erste Ladung startete. Als wir sahen, daß sie ihr Ziel erreichen würde, erzählten wir Terra, wann und wo die Ladung einschlagen würde, damit jedermann sich davon

überzeugen konnte, daß die Vereinten Nationen Lügen verbreiteten, wenn sie von einem Sieg über Luna sprachen.

Die erste Ladung war für Großchina bestimmt gewesen, aber wir konnten einen Teil des Nordamerikanischen Direktorats damit erreichen, das der Stolz der Nation war – Hawaii. Junior zielte in die Mitte des Dreiecks, das Maui, Molokai und Lanai bilden. Ich brauchte ihm kein Programm dafür einzugeben; Mike hatte an alles gedacht.

Dann schickten wir rasch nacheinander die nächsten zehn Ladungen los (eine mit Verspätung, weil ein Schiff über uns auftauchte) und teilten Großchina mit, wann sie wo zu erwarten waren – in der Nähe bedeutender Küstenstädte, die wir am Tag zuvor vernachlässigt hatten.

Wir hatten nur noch zwölf Ladungen, aber ich überlegte mir, daß es besser war, keine Munition mehr zu haben, als nur den Eindruck zu erwecken, keine mehr zu haben. Deshalb verteilte ich sieben auf indische Küstenstädte, die wir noch nicht bombardiert hatten – und Stu erkundigte sich geflissentlich, ob Agra inzwischen evakuiert worden sei.

Ägypten wurde aufgefordert, die Schifffahrt im Suezkanal einzustellen – ein Bluff, denn ich hob mir die letzten fünf Ladungen für alle Fälle auf.

Dann warteten wir.

Hawaii wurde bei Lahaina Roads getroffen. Ich beobachtete das Ziel mit höchster Vergrößerung; Mike konnte stolz auf Junior sein.

Siebenunddreißig Minuten vor dem nächsten Treffer verurteilte Großchina die Maßnahmen der Vereinten Nationen, erkannte den Freistaat Luna an und bot Verhandlungen an – und ich verstauchte mir den Zeigefinger, mit dem ich auf zehn Knöpfe drücken mußte, um die Ladungen weiter ins Meer abzulenken.

Dann drückte ich mir den Finger wund; Indien hatte es eilig, dem großen Nachbarn auf dem Fuß zu folgen.

Ägypten erkannte uns an. Zahlreiche andere Staaten wollten ebenfalls nicht länger zurückstehen.

Stu informierte Terra, daß wir die Bombardierung nur vorläufig eingestellt hatten, ohne sie deshalb zu beenden. Sobald die Schiffe von unserem Himmel verschwunden waren, konnten die Verhandlungen beginnen. Falls sie nicht zurückfliegen konnten, ohne ihre Tanks aufzufüllen, sollten sie fünfzig Kilometer von der nächsten Siedlung entfernt niedergehen und dort warten, bis ihre Kapitulation entgegengenommen wurde. Aber sie mußten unseren Himmel *sofort* räumen!

Dieses Ultimatum wurde einige Minuten verspätet abgeschickt, weil erst ein Schiff, das sich noch über uns befand, am Horizont verschwinden mußte. Wir wollten nichts riskieren – eine Rakete hätte genügt, um Luna hilflos zu machen.

Die Reparaturmannschaft kam zurück; sie war fast in Luna City gewesen und hatte die Stelle gefunden, an der die Leitung unterbrochen war. Aber Tausende von Tonnen Geröll verhinderten eine Reparatur, deshalb waren die Männer am nächsten Tunnelausstieg an die Oberfläche geklettert, hatten dort eine Relaisantenne in Richtung L-City aufgebaut und hatten Verbindung mit der Gegenstelle aufzunehmen versucht... Mit Erfolg?

Nein.

Unsere Beobachter meldeten, daß eines der beiden Schiffe, das neunzehnmal mit uhrwerkgleicher Regelmäßigkeit aufgetaucht und verschwunden war, diesmal nicht wiedergekommen war. Zehn Minuten später berichteten sie, auch das zweite Schiff sei nicht wie erwartet erschienen.

Wir hörten die Nachrichten von Terra ab und warteten gespannt.

Großchina akzeptierte den Waffenstillstand im Namen der übrigen Großmächte und teilte uns mit, die beiden Kreuzer seien zurückgezogen worden.

Ich sagte zu Stu: »Du brichst sofort nach Luna City auf. Such dir deine Begleiter selbst aus. Stellst fest, was dort passiert ist, und sorgst dafür, daß die Richtfunkstrecke über unser Relais in Betrieb genommen wird.«

»Okay, Mannie.«

Wir rüsteten Stu und seine Leute für das Unternehmen aus – zusätzliche Sauerstoffflaschen, Notunterkunft und so weiter –, als eine Nachricht von Terra für *mich* kam...

»Private Mitteilung, Prof an Mannie – Kennung: Bastille und Sherlocks Nachkomme. Sofort nach Hause zurückkehren. Am neuen Relais wartet ein Fahrzeug. Private Mitteilung, Prof an...«

Der Text wurde endlos wiederholt.

»Harry!«

»Ja, Boß?«

»Nachricht an Terra – auf Tonband und sechzig zu eins, damit uns niemand orten kann. ›Private Mitteilung, Mannie an Prof. Unterwegs!‹ Die Gegenstelle soll den Empfang bestätigen.«

26. Kapitel

Stu und Greg fahren auf dem Rückweg; Wyo, Lenore und ich waren auf der Ladefläche des Plattformwagens festgeschnallt, damit wir nicht herunterfielen.

Jetzt, nachdem wir gewonnen hatten, begriff ich langsam, wie Profs Plan wirklich ausgesehen hatte. Indem wir das Augenmerk des Gegners auf das Katapult lenkten, hatten wir Verluste in der Bevölkerung verhindert, was vordergründig auch so geplant gewesen war. Doch Prof hatte sich erstaunlich wenig um die Zerstörung des Katapults gesorgt. Natürlich hatten wir noch ein zweites, doch das war weit entfernt und schwer zu erreichen. Es würde Jahre dauern, um eine Bahnverbindung herzustellen.

Wahrscheinlich wäre es billiger, das alte zu reparieren, falls das überhaupt möglich war.

Aber wie auch immer, vorerst würde es jedenfalls keine Getreidelieferungen nach Terra mehr geben.

Und *das* war es, was Prof wirklich gewollt hatte. Natürlich hatte er nicht den geringsten Hinweis auf seine wahren Absichten gegeben, und vermutlich würde er das auch jetzt nicht zugeben. Aber Mike würde es mir sagen können, wenn ich ihn direkt fragte, ob dieser Punkt in seine Wahrscheinlichkeitsberechnungen eingeflossen war.

Der Austausch, den Prof auf der Erde vorgeschlagen hatte, ließ sich nur mit einem Katapult auf Terra bewerkstelligen. Doch insgeheim hatte er wenig von dieser Idee gehalten. In Nordamerika hatte er mir gesagt: »Ja, Manuel, ich glaube schon, daß es funktionieren würde. Aber wenn man es baut, dann nur als Übergangslösung. Vor zweihundert Jahren hat man von Kalifornien aus schmutzige Wäsche nach Hawaii verschifft und saubere zurückgeholt. Das ging eine Zeitlang dank besonderer Umstände, war aber nicht von Dauer. Wenn jemals Wasser und Dünger im Austausch gegen Getreide nach Luna geschickt werden, wird das ebenfalls nur vorübergehend sein. Lunas Zukunft liegt in der einzigartigen Position oberhalb des Schwerefeldes eines reichen Planeten, und natürlich in der billigen Energie und dem Platz, den wir hier haben. Wenn wir Loonies in den nächsten Jahrhunderten klug genug sind, um unsere Freiheit zu behalten, werden wir zum Umschlagplatz zwischen zwei oder drei Planeten und schließlich für das ganze Sonnensystem. Wir werden nicht für immer Farmer bleiben.«

Das Begrüßungskomitee empfing uns an der Station Ost und ließ uns kaum Zeit, unsere Druckanzüge abzulegen. Alles erinnerte mich an unsere Rückkehr von der Erde – Beifall, dichtgedrängte Menschenmassen, Geschrei und Hochrufe, während wir auf den Schultern im Triumph davongetragen wurden.

Die meisten Männer trugen Druckanzüge, und ich stellte verblüfft fest, wie viele von ihnen bewaffnet waren – bis ich sah, daß sie nicht *unsere* Waffen trugen; es handelte sich um Beutewaffen. Aber ich war vor allem erleichtert, als ich sah, daß L-City unbeschädigt war!

Ich hätte gern auf den Triumphzug verzichtet, um ans nächste Telefon zu gehen und Mike zu fragen, was geschehen war – wie viele Tote, welche Schäden, was dieser Sieg gekostet hatte. Aber das kam nicht in Frage. Wir wurden auf den Schultern der Menge in die Alte Kuppel geschleppt.

Dann herrschte endlich Ruhe, weil Prof ans Rednerpult trat.

»Meine Freunde«, sagte er und wartete, bis die anderen schwiegen. »Meine Freunde«, wiederholte er leise. »Geliebte Kameraden. Endlich können wir uns in Freiheit versammeln und die Helden begrüßen, die in der letzten Schlacht für Luna gesiegt haben.« Er wartete, bis der Beifall verklungen war. Ich sah, daß seine Hände zitterten, als er sich am Pult festhielt.

»Sie sollen zu euch sprechen; wir alle warten gespannt auf ihren Bericht. Aber zuerst habe ich noch eine gute Nachricht für euch. Großchina hat eben mitgeteilt, daß es im Himalaja ein riesiges Katapult errichten will, um den Transport nach Luna ebenso billig wie den Transport von Luna nach Terra zu machen.«

Wieder lautstarker Beifall; dann fuhr er fort: »Aber das ist ein Teil der Zukunft. Heute... heute erkennt die Welt endlich Lunas Souveränität an! Wir sind frei! Frei! Ihr habt euch eure Freiheit erkämpft und...«

Prof sprach nicht weiter – sein Gesicht trug einen verblüfften Ausdruck. Nicht ängstlich, sondern verwirrt. Er schwankte leicht.

Dann starb er.

Wir brachten ihn in einen Laden hinter der Plattform. Aber selbst die fünf oder sechs Ärzte, die sich um Prof bemühten, konnten ihm nicht mehr helfen; sein altes Herz war dieser letzten Belastung nicht mehr gewachsen, nachdem es schon

viele andere ertragen hatte. Sie trugen ihn hinaus, und ich wollte ihnen folgen.

Stu berührte meinen Arm. »Herr Premierminister...«

»Was? Oh, um Gottes willen!«

»Herr Premierminister«, wiederholte er fest, »Sie müssen zu der Versammlung sprechen und die Leute nach Hause schicken.«

Ich trat also wieder auf die Plattform hinaus, bestätigte, was die meisten ohnehin vermuteten, und forderte sie zum Nachhausegehen auf. Eine Viertelstunde später war das Kabinett zu einer Sondersitzung in Zimmer L des Grandhotels Raffles versammelt, wo alles angefangen hatte. Aber zuerst ging ich ans Telefon und wählte unbeobachtet MYCROFTXXX.

Als Antwort kam das Signal, das normalerweise anzeigt, daß das gewählte Rufzeichen nicht existiert. Ich versuchte es nochmals – wieder erfolglos. Ich drehte mich nach Wolfgang um und fragte: »Funktioniert das Telefon nicht?«

»Je nachdem«, antwortete er. »Die Bombardierung hat einiges durcheinandergebracht. Wenn du nach außerhalb telefonieren willst, rufst du am besten die Vermittlung an.«

Ich stellte mir die Reaktion vor, wenn ich ein Null-Rufzeichen verlangte. »Welche Bombardierung?«

»Hast du das nicht erfahren? Hauptziel war der ehemalige Verwaltungskomplex. Aber Brodys Männer haben das Schiff abgeschossen. Der Schaden ist nicht allzu groß.«

Das war vorläufig alles; die anderen warteten auf mich. Ich wußte nicht, was zu tun war, aber Stu und Korsakow hatten sich alles überlegt. Sheenie erhielt den Auftrag, Pressemeldungen für Luna und Terra zusammenzustellen; ich hörte nur, daß ich Staatstrauer für Prof befohlen hatte, ohne wirklich etwas davon zu wissen, weil mein Verstand noch immer wie gelähmt war. Okay, der Kongreß soll nach Ablauf dieser vierundzwanzig Stunden zusammentreten. In Novilen? Okay.

Dann konnte ich endlich mit Wyo nach Hause. Die Posten an Schleuse Dreizehn hielten Neugierige zurück. Ich verschwand in meiner Werkstatt, um angeblich nur den Arm zu wechseln.
»Mike?«

Keine Antwort...

Ich versuchte es nochmals mit seinem Rufzeichen und hörte wieder das Signal von vorhin. Ich beschloß, am nächsten Tag zum Verwaltungskomplex zu fahren – seitdem Prof tot war, brauchte ich Mike mehr denn je.

Aber am nächsten Tag konnte ich ihn nicht besuchen; die Verbindung dorthin war seit dem Angriff unterbrochen. Man konnte über Torricelli und Novilen nach Hongkong, aber der Komplex, der praktisch nebenan lag, war nur per Lastwagen zu erreichen. Dazu hatte ich keine Zeit; ich trug die Regierungsverantwortung.

Zwei Tage später gelang es mir, sie endlich abzuschütteln. Wir beschlossen, daß Finn unser nächster Präsident sein sollte, nachdem Finn und ich uns darüber geeinigt hatten, daß Wolfgang Korsakow den besten Premierminister abgeben würde. Wir setzten uns durch, und ich führte wieder das Leben eines Abgeordneten, der nur selten an Sitzungen teilnimmt.

Inzwischen funktionierte das Telefon wieder, und der Verwaltungskomplex war erreichbar. Ich wählte MYCROFTXXX. Keine Antwort... Ich machte mich also auf den Weg und legte den letzten Kilometer zu Fuß zurück. Der Komplex schien nicht ernstlich beschädigt zu sein.

Auch Mike war nichts anzusehen.

Aber er antwortete nicht, als ich ihn ansprach.

Er hat seitdem nicht mehr geantwortet. Seit Jahren nicht mehr.

Ich weiß nicht, was passiert ist. Beim letzten Angriff wurden viele seiner Nervenstränge durchtrennt, denn unser ballistischer Computer sollte außer Gefecht gesetzt werden. Wurde dabei die >kritische Anzahl< unterschritten, die eine Voraussetzung des

Bewußtseins ist? (Falls es sie überhaupt gibt; das war immer nur eine Hypothese.) Oder hat die Dezentralisation vor dem letzten Angriff ihn >umgebracht<?

Ich weiß es nicht. Käme es wirklich nur auf die Zahl der Neuristoren an – nun, er ist längst wieder repariert; er *muß* wieder dazu imstande sein. Warum wacht er nicht auf?

Kann eine Maschine so erschrecken, daß sie sich in sich selbst zurückzieht und unansprechbar ist? Nein, das *kann* nicht sein; Mike war furchtlos – so unbekümmert furchtlos wie Prof.

Ich weiß nichts mehr.

Ich wollte, ich könnte Mike fragen. Manchmal wache ich nachts auf und bilde mir ein, ihn gehört zu haben – nur ein Flüstern: »Mannie... Mannie, mein bester Freund...« Aber wenn ich seinen Namen sage, bekomme ich keine Antwort.

Oh, er ist so tot wie Prof, das weiß ich natürlich. (Aber wie tot ist Prof?) Was würde geschehen, wenn ich sein Rufzeichen wählen und einfach sagen würde: »Hallo, Mike?« Würde er antworten: »Hallo, Mannie! Hast du in letzter Zeit einen guten Witz gehört?« Ich habe es schon lange nicht mehr riskiert. Aber Mike kann nicht tot sein; er ist nicht ernstlich beschädigt worden – er hat sich nur *verirrt*.

Zu viele Veränderungen... Vielleicht gehe ich heute abend zur Plenarsitzung und diskutiere mit.

Oder auch nicht. Seit dem Boom sind einige unserer jungen Leute auf den Asteroiden gewesen. Ich habe gehört, daß es dort draußen nette Siedlungen geben soll, die nicht zu überbevölkert sind.

Schließlich bin ich noch nicht einmal hundert Jahre alt.

Ende